

GALORE

I N T E R V I E W S

57

mit
Literatur-
beilage

März
Deutschland: €7,90
A: €8,90 | CH: SFR 12,00 | L: €9,20
03/2023 | www.galore.de

50 JAHRE SESAMSTRASSE

Ernie, Bert und ihre Puppen-
spieler über die Faszination
der Kultsendung

KRIEG IN DER UKRAINE

Wie sich die Arbeit von
Klitschko-Managerin
Tatjana Kiel verändert hat

HELGE SCHNEIDER

»Es herrscht zu viel
Kleinkariertheit«

IM GESPRÄCH:

Marius Müller-Westernhagen + Lavinia Wilson + Iggy Pop + Dagmar Berghoff
Jens Spahn + Ottessa Moshfegh + Gaspard Koenig + Ramona Schukraft



SAGAFILM & SPLENDID ENTERTAINMENT PRÄSENTIEREN

DER ISLAND-THRILLER NACH DEM GLEICHNAMIGEN ERFOLGSROMAN

WOTAN WILKE MÖHRING

VIVIAN ÓLAFSDÓTTIR

IAIN GLEN

GLETSCHERGRAB

UNTER DEM EIS VERBIRGT SICH EIN DÜSTERES GEHEIMNIS

JACK FOX

EIN FILM VON
ÓSKAR ÞÓR AXELSSON

ÓLAFUR DARRI ÓLAFSSON

Splendid Film
maxidome
SAGAFILM
SPLendid ENTERTAINMENT
NORDEA
PRODUKTION
PILLOW TALK
FRODO BAGGINS
CINEMA
P&F
MMC
CINEMA
BILDER

AB 9. MÄRZ IM KINO

IMPRESSUM

Verlegerin

Katja Kohlhammer

Herausgeber

Michael Lohrmann

Chefredakteurin

Hannah Heubel (ViSdP)
redaktion@galore.de

Director Publishing

Hansjörg Wirth

Autoren der Ausgabe

Lars Backhaus, Edda Bauer, André Boße,
Markus Brandstetter, Lydia Evers, Benjamin
Freund, Peter Gaide, Jörg Gerle, Nora
Harbach, Dirk Hartmann, Martin Häusler,
Patrick Heidmann, Markus Hockenbrink,
Julia Köhler, Sascha Krüger, Gunther Matejka,
Katharina Raskob, Sylvie-Sophie Schindler,
Ingo Scheel, Jonas Silbermann-Schön,
Daniel Thomas, Oliver Uschmann,
Patrick Wildermann

Textchef

André Boße

Chefin vom Dienst

Lydia Evers (Freie Mitarbeit)

Lektorat

Insa Muth

Bildredaktion

Anna Merten

Fotografen der Ausgabe

Thomas von Aagh, Niamh Barry, Dirk Bruniecki,
Jimmy Fontaine, Danny Frede, Txus Garcia,
Elodie Grégoire, Jörn Hartmann, Olaf Heine,
Gregor Hohenberg, Andreas Hornoff, Jordan
Curtis Hughes, Ast Juergens, Meike Kenn,
Lee Kirby, Stefan Mager, Sebastian Mark,
Elena Olivo, Ingo Petramer, Helge Schneider,
Mariam Sitchinava, Nils Stelte, Jürgen Todt,
Jens Umbach, Zakkubalan

Titelbild

Helge Schneider

Art Director

Thomas Stumpe

Grafik und Layout

Franziska Struck

Leser- und Abonnement-Betreuung

Michael Schmidt
abo@galore.de

Weitere Informationen zum Abonnement und
Bestellmöglichkeit unter www.galore.de/abo
sowie telefonisch unter (0231) 55 71 31 - 39
(Montag bis Mittwoch, 10 Uhr bis 17 Uhr)

BahnHofs- und Grosso-Vertrieb

IPS Pressevertrieb GmbH
Postfach 12 11, 53334 Meckenheim
info@ips-pressevertrieb.de

Vertrieb Buchhandel, Hotels

handel@galore.de

Leitung Marketing & Sales

Nils Klein, klein@galore.de

Produktionsleitung

Juliane Kehr, kehr@galore.de

Internet

www.galore.de

Facebook

www.facebook.com/galoreinterviews

Druck

Konradin, Leinfelden-Echterdingen

Verlag

Dialog GmbH
Heiliger Weg 1, 44135 Dortmund
Geschäftsführer Peter Dilger, Veit Johanning
Telefon: (0231) 55 71 31 - 0
Mail: info@galore.de

Die Dialog GmbH ist ein Unternehmen der
Konradin Mediengruppe.

Ein Nachdruck der Texte oder Fotos in GALORE
ist – auch in Auszügen – nur mit schriftlicher
Genehmigung des Verlages erlaubt!



PEFC zertifiziert

Dieses Produkt
stammt aus nachhaltig
bewirtschafteten Wäldern
und kontrollierten Quellen

www.pefc.de

GALORE EDITORIAL

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

rund fünf Jahre ist es her, dass wir Helge Schneider für unser bislang letztes Interview in seiner Finca an der spanischen Costa del Sol besuchen durften. 24 Stunden verbrachten unser Autor und der Entertainer damals miteinander, die meisten davon ins Gespräch vertieft. Es war ein besonderes, das merkt man beim Lesen noch heute. Und es drehte sich zu einem großen Teil um Freiheit – direkt wie indirekt.

Mittlerweile ist das Jahr 2023 schon über einen Monat alt, und das Gespräch, das wir mit Helge Schneider für die neue Ausgabe geführt haben, bereits zwei Monate. Der Rahmen war ein anderer als damals in Spanien: Man traf sich im Bayerischen Hof in München, wo anlässlich eines neuen Albums und der zugehörigen Tour am darauffolgenden Tag noch eine Pressekonferenz stattfand. Trotz des vermeintlich sterileren Settings und gänzlich anderer Inhalte kristallisierte sich in diesem Gespräch einmal mehr heraus, wie lebensbestimmend der stete Drang nach Eigensinn und Freiheit für den 67-Jährigen seit seiner Kindheit ist.

Freiheit gefunden hat Schneider schon früh in der Jazzmusik, einer weiteren unverzichtbaren Zutat seines Lebens. Nicht zuletzt deshalb ist er sichtlich enttäuscht, als während der Pressekonferenz im Dezember kaum Fragen zu seinem neuen Album gestellt werden. Die meisten Journalisten vor Ort erfreuen sich am Christstollen und den Posen, die Helge auf Wunsch der Fotografen ausnahmsweise einnimmt, die an diesem Tag den Großteil seiner Zeit beanspruchen. Das ist schade, denn neben all dem Klamauk ist er doch vor allem ein erstklassiger Musiker und so viel mehr als »Katzeklo« oder eine »singende Herrentorte«. Schneiders besondere und im Positiven eigensinnige Art zeigte sich auch jetzt wieder, als es um die Fotos für unsere Interviewstrecke ging. Einen professionellen Fotografen ins Haus zu lassen, kam für ihn in diesem Fall nämlich nicht infrage, auf »artifizielle Bilder« hätte er keinen Bock mehr, das passe nicht zu ihm. Also nahm Helge seine Hasselblad gleich

selbst in die Hand und versorgte uns tagelang mit zahlreichen Motiven, die er von sich geschossen hatte – auch beim Titelbild handelt es sich um ein Selbstporträt. Wer mehr von diesen exklusiven Bildern sehen möchte, dem sei in nächster Zeit ein Besuch auf unserer noch recht frischen Instagram-Seite empfohlen.

Jemand, der sich ebenfalls durch einen großen Freiheitsdrang auszeichnet, ist Marius Müller-Westernhagen, wobei er seinen Song »Freiheit« entgegen der Interpretation einiger Querdenker in der Corona-Zeit weniger als politisch denn als »mit einer gehörigen Portion Sarkasmus« gewürzt versteht. Absolute Freiheit sei schließlich eine Illusion, weil »keine Gesellschaft ohne Regeln funktioniert«. Westernhagen nahm sich während seiner Karriere öfter mal die Freiheit, Nein zu sagen, und verzichtete dabei unter anderem auf Geld, zum Beispiel als er entschied, fortan nicht mehr in großen Stadien aufzutreten, oder die Hauptrolle in Steven Spielbergs »Schindlers Liste« ablehnte.

Helge Schneider und Marius Müller-Westernhagen sind nicht die Einzigen, die in dieser Ausgabe etwas zum Thema Freiheit zu sagen haben. Auch Schauspielerin Lavinia Wilson hat einige Gedanken dazu, und Philosoph Gaspar Koenig konnte Freiheit auf seiner 2.500 Kilometer langen Europareise zu Pferde quasi ganz neu erleben – solange die Fußgängerbrücke das Gewicht des Tieres aushielt.

Ich bin gespannt, wo in dieser Ausgabe Sie weitere Freiheiten entdecken werden, und möchte mich außerdem für die rege Teilnahme an unserer diesjährigen Leserumfrage bedanken, die mittlerweile beendet ist. Alle Gewinnerinnen und Gewinner sind informiert.

Eine gute Zeit mit GALORE 57 und herzliche Grüße aus der Redaktion!

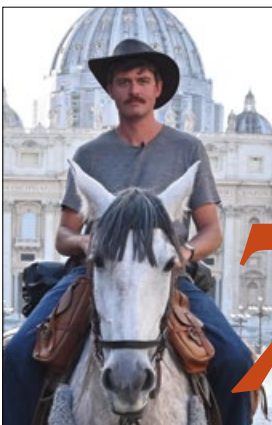
Ihre Hannah Heubel
Chefredakteurin

42



JENS SPAHN

ist seit über einem Jahr nicht mehr Gesundheitsminister während einer Pandemie, sondern »nur« noch ein normaler Abgeordneter. Wie sehr ihn die Zeit als Corona-Krisenmanager geprägt hat, zeigt sich in diesem sehr persönlichen Gespräch – genau wie in der Langzeitdokumentation, für die ihn der Filmemacher Aljoscha Pause fünf Jahre lang begleitet hat. Auch Pause kommt zu Wort.



70

GASPARD KOENIG

ist der Meinung: »Wenn man Vertrauen spüren will, muss man Vertrauen entgegenbringen« und stimmt damit dem französischen Philosophen Michel de Montaigne zu, nach dessen Vorbild er 500 Jahre später auf einem Pferd rund 2.500 Kilometer quer durch Europa geritten ist. Sein Ziel? Feststellen, was den Alten Kontinent und seine Bewohner ausmacht. Sein Resümee? Optimistisch!



32

LAVINIA WILSON

findet, die Unantastbarkeit der Würde müsse nicht nur für uns Menschen, sondern für alle Lebewesen gelten. Auch für Hunde, obwohl die »nicht besonders auf mich anspringen«, so die Schauspielerin, die viel zu sagen hat. Über Selbstoptimierung und das Streben nach Glück genauso wie über tote Tiere und blutige Jeans.

60



TATJANA KIEL

arbeitet seit vielen Jahren mit Wladimir und Vitali Klitschko zusammen. Der russische Angriff auf die Ukraine vor rund einem Jahr kam wenig überraschend für sie. Umso mehr hat er den Arbeitsalltag der Managerin verändert. Mit der Initiative »#WeAreAllUkrainians« stellt sie seit Kriegsbeginn Hilfsaktionen aller Art auf die Beine und berichtet, worauf es dabei ankommt.

8 **HELGE SCHNEIDER**

16 **DAGMAR BERGHOFF**

24 **MARIUS MÜLLER-WESTERNHAGEN**

40 **DIE LIEBLINGSWERKE** mit Peter Plate

52 **50 JAHRE SESAMSTRASSE**

68 **DAS STECKENPFERD** mit Tim Bendzko

78 **RAMONA SCHUKRAFT**

86 **TONTRÄGER** u.a. mit Iggy Pop

102 **KINO**

108 **HEIMKINO**

112 **EVENTS**

114 **28 FRAGEN** an Lars Eidinger

»So kennt man das
bei Regener – doch nie
zuvor hat es so viel
Spaß gemacht.« *kulturnews*

Sven Regeners großer,
wilder Roman über Liebe,
Freundschaft, Verrat,
Kunst und Wahn in einer
seltsamen Stadt in einer
seltsamen Zeit.



Kiepenheuer
& Witsch

Taschenbuch. € (D) 15,-
Verfügbar auch als E-Book

»Vandana Shivas Feststellung, dass es bei jedem Protest den Moment gibt, in dem die Medien einen dazu verführen wollen, etwas Spektakuläres zu tun, zeugt von großer Weisheit und Reife.«

In der Rückschau wird einem ja so manches aus der Jugend peinlich. Aber ich muss sagen: Zu meiner Take-That-Manie Mitte der 90er stehe ich sogar jetzt noch mit Stolz. Und das liegt nicht zuletzt an einem: Robbie Williams. Robbie hat es früh geschafft, sich vom Boygroup-Image zu lösen, und ist seither zu einem ernstzunehmenden Musiker und – soweit man das aus der Ferne beurteilen kann – gar nicht mal so unklugen Kopf avanciert. Dafür spricht auch das GALORE-Interview: Es steht dem Superstar überaus gut, im Spätsommer seiner Karriere etwas ernstere Töne anzuschlagen. Ihn etwa so reflektiert über seine Rolle als Vater sprechen zu hören oder über sein nie ganz unbelastetes Verhältnis zur Presse – das habe ich mit großem Interesse verfolgt. Bleibt wohl nur zu hoffen, dass er auch auf künstlerischer Ebene noch lange etwas zu sagen hat.

Sandra Gärtner, Recklinghausen

Fast hätte ich die Ausgabe nicht gekauft: Mit Robbie Williams kann ich nichts anfangen, H.P. Baxxter halte ich für einen alternden Techno-Gockel und Nina Hagen schwebt ja als selbsternanntes Kind Gottes in völlig anderen Welten. Dann habt ihr mich aber mit Vandana Shiva doch gekriegt. Erst kürzlich hat mich die Dokumentation über ihr Leben tief beeindruckt. Was für eine mutige Frau, die sich in ihrem aktivistischen Schaffen nicht mal vor teuflischen Großkonzer-

nen wie Monsanto scheut und sich dabei trotzdem ganz klar von medienwirksamen Schockaktionen, wie dem gerade so populär gewordenen Festgeklebe an Gemälden, Straßen oder ähnlichem distanziert. Ihre Feststellung, dass es bei jedem Protest den Moment gibt, in dem die Medien einen verführen wollen, etwas Spektakuläres zu tun, zeugt von großer Weisheit und Reife. Ich hoffe, die junge Generation von Umweltaktivisten lernt von Vorreiterinnen wie Vandana Shiva. Und übrigens waren die Gespräche mit Robbie Williams, H.P. Baxxter und sogar Nina Hagen auch nicht schlecht!

**Katrin Heppner,
Neustadt an der Weinstraße**

Vielen Dank, dass Sie sich um eine Annäherung an das Thema »Legalisierung von Cannabis« bemüht haben. Seit Jahren verfolge ich die Thematik mit gemischten Gefühlen. Es handelt sich um ein komplexes Thema, an dem viel dranhängt. Umso besser ist es, mithilfe derartiger Interviews für fachkompetente Aussagen zu sorgen. Sie verdeutlichen, dass wir mit Schwarz/Weiß-Denken auch hier nicht weiterkommen, sondern uns dringend den Grauzonen widmen müssen. Mich freut grundsätzlich, dass peu à peu ein Umdenken stattfindet, dass verhärtete Fronten aufweichen und der Wille zu einer Reform vorhanden ist. Die hätte es schon vor Jahrzehnten geben müssen. Dann wären wir längst weiter, hätten



GALORE 56 erschien am 08. Dezember 2022

Schreiben Sie uns an post@galore.de!

wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und auch gesellschaftlichen Nutzen daraus schlagen können. Wer kiffen will, tut es eh bereits. Die Abgabe jedoch zu regulieren, Kunden und Konsumenten wissen zu lassen, dass ihr Produkt frei von schädlichen Zusätzen ist, genauere Information über den Stärkegrad zu bekommen, optimiert die allgemein vorherrschende Situation. Es wäre wünschenswert, wenn eine neue Normalität einkehrt, wenn Cannabis-Produkte wie andere Genussmittel auch unter schlüssigen Vorschriften in den Handel kommen. Dass Alkohol und Tabak legale, gesellschaftlich akzeptierte Rauschmittel sind, Cannabis jedoch nicht, ist heuchlerisch; das System krankt an einer unzeitgemäßen Doppelmoral.

Stephan Orscheidt, Berlin

Mit ihren Äußerungen zur Besteuerung des Vermögens, das ihr bald erblich zukommt, rennt Marlene Engelhorn bei mir offene Türen ein. Schön öfters, ob in der Öffentlichkeit oder bei familiären Diskussionen, ist es aus mir herausgeplatzt: Steuern sind das Demokratischste, was unsere Demokratie ausmacht, und eine solche verlangt Gleichbehandlung. Was immer es den Staat an Aufwand kostet, eine derartige Steuerreform umzusetzen, lohnt sich schon allein wegen Menschen wie Frau Engelhorn, der ihre rein zufällige privilegierte Position Gott sei Dank nicht zu Kopf gestiegen ist.

Antonia Vögele, Leipzig

Wir machen Lust auf ARTE

Mit uns finden Sie Ihre persönlichen ARTE-Highlights



2 Ausgaben
GRATIS
testen

JETZT SICHERN:

 arte-magazin.de/gratis  **040 - 3007 4000**

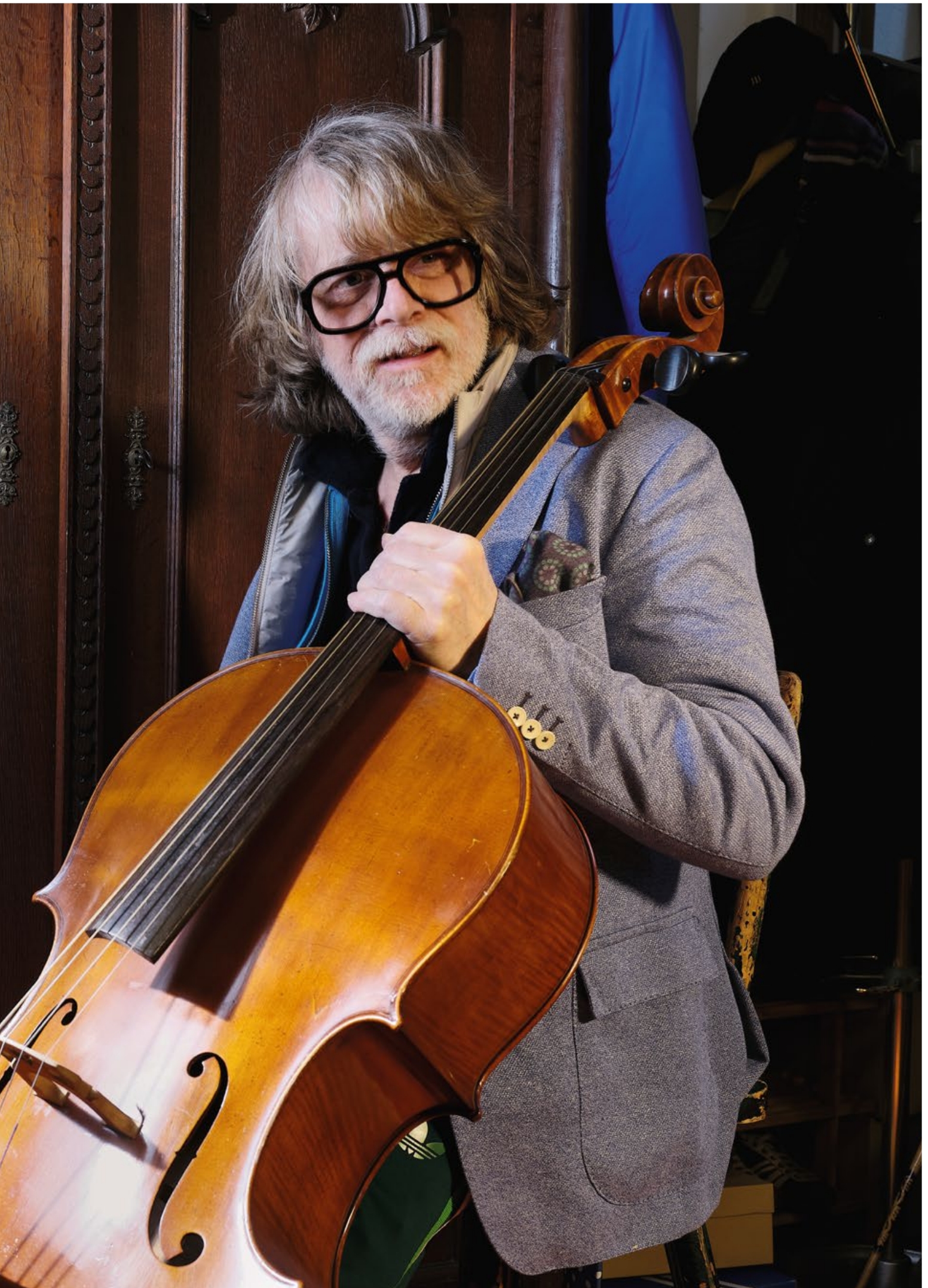


»Es herrscht zu viel Kleinkariertheit.«

8. Dezember 2022, München. Der große Multiinstrumentalist und Improvisationskünstler ist ein eher zierlicher Mann. Während des Gesprächs sitzen wir an einem riesigen Tisch im piekfeinen Hotel Bayerischer Hof, Helge Schneider mit einem dampfenden Pfefferminztee in einer dünnen Porzellantasse vor sich. Dunkelblaue Jogginghose, dunkelblauer Grobstrick-Pulli. Sprießender Bart, ungekämmte Zottelmähne. Brille mit großem schwarzem Gestell – Modell: gealterter Entertainer à la Tony Bennett. Gesichtsausdruck entspannt, freundlich und interessiert. Schneider spricht ruhig und wirkt ernsthaft bemüht, aufrichtig zu antworten. Wenn er auf einzelne Fragen keine Lust hat, schweift er ab und scherzt, wobei sein Humor wie gewohnt so trocken ist, dass man ihn oft erst mit einigen Sekunden Verzögerung erkennt. Wenn überhaupt.

INTERVIEW: PETER GAIDE | FOTOS: HELGE SCHNEIDER





H

elge Schneider, es ist das Jahr 1962. Im Saalbau in Essen findet der »Tag der Hausmusik« statt. Sie sind sieben Jahre alt und spielen vor, aber es geht schief. Sie springen auf, hauen auf die Tasten und rufen: »Den Scheiß mache ich nicht!«

Ja, so bin ich wohl heute noch.

Wie haben Ihre Eltern damals reagiert?

Verständnisvoll. Als Kind ist man ja so – zumindest als freies Kind. Mein jüngster Sohn Charly ist genauso. Er spielt Schlagzeug und wir treten manchmal zusammen auf. Einmal hatte er keine Lust. Zur Pause legte er die Stöcke hin und wollte nicht mehr. Keinen Bock. Wir spielten dann ohne ihn weiter.

War das in Ordnung für Sie?

Ist doch normal! Ein Kind sollte man nicht zwingen.

Sind Sie auch so frei aufgewachsen?

Das kann man so nicht sagen, nee. Aber ich habe mir diese Freiheit immer wieder selbst genommen. Ich hatte einen totalen Dickkopf, dafür war ich bekannt. Und wenn ich meinen Kopf nicht durchsetzen konnte, war mit mir nicht gut Kirschen essen. Da konnte ich richtig ungemütlich werden.

Inwiefern?

Ich bin regelrecht ausgeflippt.

Roter Kopf? Geballte Fäuste? Schreianfall?

Wahrscheinlich. So genau weiß ich das nicht mehr.

Waren Ihre Eltern streng?

Eltern waren damals ja grundsätzlich ganz anders als heute. Antiautoritäre Erziehung gab's noch nicht. Meinem Vater konnte schon mal die Hand ausrutschen. Meiner Tante auch. Meiner Mutter eher nicht. Sie war sehr vorsichtig. Deshalb haben meine Schwestern und ich auch fantasiert, sie könne gar nicht unsere Mutter sein: Die schlägt ja gar nicht richtig. Mit meinem Vater habe ich mich später auch mal geprügelt.

Wer hat gewonnen?

Keiner. So richtig geprügelt haben wir uns auch nicht, das war eher so ein halbernstes Kräfteressen, Vater und Sohn halt, bei dem keiner den anderen bezwungen hat und beide ihr Gesicht wahren konnten. Man muss wissen, mein Vater war sehr klein, er war nicht mal 1,50 Meter groß. Mit elf Jahren war ich schon so groß wie er.

Die Situation bei Ihnen zu Hause war besonders: Tante Erna, die Schwester Ihrer Mutter, wohnte

mit Ihnen zusammen, damit Ihre Eltern beide arbeiten gehen konnten. Ihr Vater hatte einen Buckel, gut kaschiert von den Jacketts, die Tante Erna für ihn anpasste. Tante und Mutter waren gehbehindert. Wie wurde damit umgegangen?

Mein Vater hatte einen Schwerbehinderten-Ausweis, mit dem er überall parken durfte. Er hat ihn aber nicht benutzt, weil er dafür viel zu stolz gewesen ist. Im Großen und Ganzen waren meine Eltern sehr bescheidene Leute, aufrichtig und ehrlich. Mein Vater hat einem ins Gesicht sagen können, dass man ein Blödmann ist. Wenn er es denn so fand.

Sie haben mal in einem Gespräch angedeutet, Sie seien stolz auf Ihren Vater gewesen, weil er seinen Buckel zwar kaschiert, aber nie versteckt habe – das habe Ihnen imponiert.

Mein Vater war trotz seiner geringen Größe ein Mann von Statur. Der machte sein Ding, das fand ich gut. Der fuhr mit Hut in seinem Auto in Mülheim rum und grüßte Hinz und Kunz lässig aus dem Fenster heraus. Und im Winter, wenn es kalt war, zog er den wärmeren Wintermantel meiner Mutter und ihre Hausschuhe an, ging damit zur Stadthalle und holte sie von der Operetten-Aufführung ab. Wir waren schon irgendwie ein bisschen anders als andere. Allein schon, dass meine Eltern beide Schneider hießen und dann heirateten, hat mich zum Außenseiter gemacht. Schneider und Schneider heiraten! So etwas gab es damals nicht, klingt ja völlig absurd. Wäre übrigens ein schöner Doppelname: Schneider-Schneider. Jedenfalls habe ich da schon was von zu Hause mitbekommen. Auch den Witz. Vor allem mein Vater und meine Oma, also seine Mutter, die hatten einen unverwechselbaren Duisburger Humor. Sehr, sehr trocken.

Ihr Elternhaus war also bürgerlich, aber auch schräg, eigensinnig, humorvoll – kann man das so zusammenfassen?

Ja, wenn man so will. Man darf auch nicht vergessen, wie das in den 60er-Jahren in Mülheim so war: Die Männer rannten in diesen grauen Zweireiher-Anzügen rum, die Frauen trugen Faltenröcke. Homosexualität war verboten. Frauen mussten ihre Ehemänner um Erlaubnis fragen, wenn sie eine Arbeit annehmen wollten. In der Schule gab es noch vereinzelt Altnazis als Lehrer und in praktisch jeder Familie Kriegsversehrte, Vermisste oder Tote.



»Mein Vater war trotz seiner geringen Größe ein Mann von Statur.«

Aber über den Krieg wurde nie gesprochen. Bei uns auch nicht. Ich interessierte mich eine Zeit lang fast ausschließlich für Fußball, dann wieder entschloss ich mich, doch kein Fußballer zu werden, sondern Cellist. Aber dann war es mir etwas peinlich, solch ein Instrument zu spielen. Es kam ja überhaupt nicht vor, dass andere Kinder auf so ein Instrument scharf waren. Alle wollten Gitarre spielen oder vielleicht Klarinette. Ich wurde nicht von meinen Eltern gezwungen, Klavierunterricht zu nehmen, ich machte das freiwillig. Doch irgendwann wollte ich lieber improvisieren, frei Schnauze. Das mit den Noten war mir zu engmaschig. Ich verkleidete mich auch andauernd, zog den zu großen Schlafanzug von meinem Vater an, steckte mir ein Kissen vor den Bauch, malte mir Bartstoppeln ins Gesicht und ging auf die Straße, natürlich mit Spazierstock. Mein Freiheitsdrang war schon immer sehr groß. **Freiheit fanden Sie in der Musik. Ihr Vater hörte manchmal Radio, Ihre Mutter spielte klassische Gitarre, Tante Erna angeblich Geige, die aber hinter einem Schrank versteckt war. Musik und das Musikmachen waren in Ihrer Familie eher wenig präsent. Woher kommen Ihr Interesse und Ihre Begabung?**

Meine Eltern vermuteten, die könnten von meinem Uropa stammen. Der war Alleinunterhalter an der Ostsee, spielte Gitarre, Akkordeon, Trompete und so. Von dem haben meine Schwester Marliese und

ich wohl unsere Musikalität. Und auch die roten Haare. Mein Uropa hatte nämlich unter einem Arm rote Haare.

Als Sie 17 sind, empfiehlt Sie eine Arbeitskollegin aus dem Betrieb, in dem Sie Ihre zweite Lehre angefangen haben, aufgrund Ihrer hohen Begabung an eine Professorin vom Duisburger Konservatorium. Sie beginnen ein Studium als Konzertpianist, das Sie nach zwei Semestern wieder abbrechen. Warum?

Ich hatte schon mit 15 Jahren ein eigenes Jazz-Trio und wollte im Grunde immer Musik machen, wie sie mir gefällt. Musik von alten Meistern spielen, streng nach Noten, das war nix für mich. Ich spiele ja bis heute oft nicht bewusst dieses oder jenes. Das kommt von selbst. Es ist toll, wenn man gar nicht genau weiß, was man demnächst so für Töne anschlägt.

Das klingt untertrieben, denn Sie haben mal gesagt: »Ich bin ein harter Arbeiter. Ich spiele seit 60 Jahren Klavier und lerne immer weiter dazu. Ich arbeite wirklich ganz stark daran. Das wissen die Leute nicht.« Üben Sie also doch heimlich manisch Jazz-Skalen und Licks rauf und runter?

Nein, das habe ich nie gemacht. Ich bin ein Gefühlsmensch, und so ist das auch mit der Musik. Ich habe immer am liebsten drauflos gespielt und improvisiert, von klein auf. Dann habe ich mir Ton für Ton mehr erarbeitet, und da bin ich immer noch dran.



»Ich weiß, wann ich einen Höhenflug hatte und wann nicht. Man kann nicht bei jedem Konzert gleich gut sein.«

Ich höre und spiele viel, ich versuche, offen zu sein, und habe Spaß daran, musikalisch weiterzukommen. Was dabei noch wichtig ist, ist das Gedächtnis. Noten lesen konnte ich mal ganz gut, heute kaum noch. Ich kann mir aber Musik sehr gut merken. Ich habe so ein fotografisches Gedächtnis, glaube ich. Aber nur, wenn ich will.

Und dann merken Sie zum Beispiel, ob und warum es cool klingt, wenn ein Jazzler wie Thelonious Monk Klavier spielt?

Ich habe mir das angehört, ja, und dann hörte ich, dass der Monk immer so zwei Töne in seine Akkorde packt, die jemand anderes nicht spielen würde. So dissonantes Zeug. Und dann spielt er auch noch perkussiv. Monk muss nicht viele Töne spielen, und seine Musik erzählt trotzdem auf diese eigenartige Weise ganz viel. Das ist wie Dichtung. Dichtung gibt Menschen ja auch mit wenigen Worten ein Bild von irgendwas. Das finde ich sehr sympathisch, wenn man mit wenigen Tönen eine Geschichte erzählt.

Sie spielen neben Klavier noch elf weitere Instrumente. Die meisten Menschen sind froh, wenn sie eines spielen können. Wie machen Sie das?

Ich würde sagen, ich halte einfach gerne die Augen offen – wenn ich durch die Stadt gehe, aber auch in der Musik. Ich wundere mich manchmal über Menschen, die mit Scheuklappen durch die Welt laufen. Manchmal sieht man so Straßenmusiker, die wahnsinnig gut spielen können, aber wie selten bleibt da mal einer stehen. Jedenfalls, dadurch dass ich neugierig bin, auch was andere Instrumente angeht, habe ich viel ausprobiert. Und ich habe mir früher immer viel Live-Musik angeguckt, in kleinen Clubs zum Beispiel, wo man nah dran ist und genau sieht, wie die Leute spielen, wie sie atmen, sich bewegen.

Von Ihren Mitmusikern haben Sie auch viel gelernt, nehme ich an?

Das ist vielleicht das Allerwichtigste. Ein großer Einfluss war zum Beispiel mein Freund Charly Weiss, der war Schlagzeuger. Er war so cool als Musiker, obercool. Der spielte ganz unbewegt, aber mit einer unheimlichen Power. Man darf nicht sehen, dass es schwierig ist

oder anstrengend, sagte er. Immer schön den Ball flach halten. Mir hat mal einer gesagt, der Charly würde die Musik, die ich mache, riechen. Und dazu spielte er dann adäquat, aber ohne zu persiflieren oder zu kommentieren. Das war phänomenal bei uns.

Wir sprachen vorhin über Ihr Elternhaus und die 60er-Jahre. Diese Mischung aus spießiger Bürgerlichkeit und dem alten Mief, aber auch der gesellschaftliche Aufbruch der 68er mit neuen Freiheiten, für Sie vor allem in Form von Jazzmusik. Wenn Sie diese Zeit mit heute vergleichen, wie empfinden Sie die Gegenwart?

Mir kommt vieles sehr genormt vor. Im Radio immer dieselben Songs, aber vielleicht höre ich auch die falschen Sender. So konform. Auch viele Regeln, wie man sich vermeintlich richtig verhalten soll, was man sagen darf und was nicht. Diese ganze Staffage, die die Menschen dazu bewegt, alles richtig machen zu müssen. Dieser vorausseilende Gehorsam. Ich spreche soundso und tue dies und das – damit ich auch modern bin und zur Gesellschaft dazugehöre.

Ist das nicht ein bisschen zu pauschal?

Es gibt doch heute zahllose kreative Nischen, viel mehr sogar als früher.

Aber auch viel Kleinkariertheit. Ich empfinde es nun einmal so, dass sich viele Leute stark an Normen oder an vermeintlichen Wahrheiten orientieren, anstatt wirklich frei und kreativ zu sein. Das hat so einen Sicherheitscharakter, so eine TÜV-Mentalität.

Geben Sie uns doch mal ein Beispiel.

2021 war ich mit meinem Sohn Charly in seinen Ferien auf Tournee, und er hatte unheimlich Spaß am Schlagzeug, hat super gespielt. Als wir in Leipzig auftraten, hat uns jemand verpiffen. Da kam eine Frau vom Arbeitsschutz und sagte, ein Zehnjähriger dürfe nicht einfach so mitspielen, ich müsse immer eine Genehmigung einholen.

Weil ...?

... der Lärmpegel am Schlagzeug für ein Kind nicht 82 Dezibel überschreiten darf. Ich weiß nicht, ob Sie sich schon mal hinter ein Schlagzeug gesetzt haben: Wenn Sie mit einem Besen auf die Becken hauen, haben Sie schon



TORERO

Einige Rollen hat Helge Schneider bereits durch, zum Beispiel, recht am Anfang seiner Entertainer-Karriere, die der »Singen den Herrentorte«. Nun gibt der Mülheimer den »Torero«: So heißt sein neues Album – und auch die kommende Tour nimmt Bezug darauf, legt aber noch einen drauf: »Der letzte Torero – Big L.A. Show«. Impuls für den Titel sei übrigens das Kostüm gewesen, das Schneider auf dem Cover und den Tour-Plakaten trägt: Das habe er mehr oder weniger zufällig erstanden, und weil es passte, folgte das Motto des Albums und der Konzertreihe ganz von allein.



ZUR PERSON

Helge Schneider (geboren am 30.8.1955 in Mülheim an der Ruhr) verließ bereits mit 14 Jahren die Schule, interessierte sich für Berufe wie Raumausstatter, Bauzeichner sowie Garten- und Landschaftsbauer, ging dann aber 1972 ans Konservatorium für Musik in Duisburg, wo er das Studium nach zwei Semestern wieder schmiss. Mit dem Helge Schneider Trio nahm er 1975 eine erste Platte auf, 1976 debütierte er mit seiner Ein-Mann-Show. Über die Jahre entwickelte er sich zum Multiinstrumentalisten: Schneider spielt u.a. Gitarre, Schlagzeug, Kontrabass, Cello, Orgel, Trompete, Saxophon, Panflöte, Akkordeon – dazu singt er. Bekannt geworden ist er auch als Buchautor und Schauspieler in seinen eigenen Filmen. Er hat sechs leibliche Kinder, dazu »mehrere dazugekommene und Enkelkinder«, wie er sagt. Sein jüngster Sohn Charly (geboren 2010) ist als Schlagzeuger dann und wann bei seinen Konzerten dabei.

83 Dezibel. Und das bei jedem Schlag. Also muss Charly jetzt mit großen Ohrenschonern spielen, die kennt man von Leuten, die neben einer Formel-1-Strecke stehen. Doch diese dicken Dinger sind natürlich nicht optimal für Jazzmusik, weil man eben die Details nicht mehr hört. Gleichzeitig erhalten kleine Kinder in Deutschland Geigenunterricht! Sechsjährige! So eine Geige entwickelt direkt am Ohr 115 Dezibel, das passt doch nicht zusammen!

Können Sie eigentlich gut mit Kritik umgehen?

Ich versuche, das, was ich auf der Bühne mache, immer auch kritisch von außen zu betrachten. Ich habe mir zum Beispiel, wenn Kritiker schlecht über meine Kunst geschrieben haben, diese Sachen durchgelesen und dann überlegt: Warum schreibt er das? Bis ich dann manchmal zu dem Ergebnis kam: Arschloch. (lacht) Nee, manchmal ist es ja auch angebracht. Einer schrieb mal nach einem Auftritt, Charly habe toll gespielt, ich sei eine Enttäuschung am Klavier gewesen. Das habe ich dann analysiert. Schuld war der Flügel, das war wirklich ein Schrottteil. Und auch ich, denn ich hätte es wissen müssen.

Wer war jetzt der Übeltäter, der Flügel oder Sie?

Wir beide. Ich nehme mir das wirklich zu Herzen. Ich betrachte das, was ich auf der Bühne mache, nicht aus meinem Ego heraus, sondern eigentlich aus der Perspektive der Zuschauer und Zuhörer. Es soll ja interessant, gut und lustig sein. Originell! Ich weiß ja selbst, wann ich mal einen Höhenflug hatte und wann eben nicht. Man kann nicht bei jedem Konzert gleich gut sein.

Kennen Sie Selbstzweifel und Lampenfieber?

Auch. Aber ich mache das ja nun schon eine Weile. Inzwischen bin ich cool. Noch cooler als früher. Klar, manchmal hat man so Phasen, in denen man denkt, Mensch, ich komm hier nicht weiter. Aber das ist normal in der Musik. Da muss man dann ruhig bleiben. Wird schon.

Sie sind 67, bestes Rentenalter. Schon mal ans Aufhören gedacht?

Kann ich doch nicht. Kinder in der Ausbildung und so. Wer weiß, was da noch alles kommt? Und Steuern zahlen muss ich auch! Aber ich mache das natürlich nicht fürs Geld. Im Grunde genommen interessiert mich Geld nicht. Das gebe ich unheimlich schnell aus. Ich mache das einfach alles viel zu gerne, um aufzuhören – neue Songs, Live-Auftritte und so.

Im Studio arbeiten Sie sehr gerne allein.

Das denkt man gar nicht ...

Da muss man unterscheiden. Wenn ich mit jemandem zusammen was einspiele, sind wir natürlich zu zweit oder so, also bei dem neuen Album zum Beispiel mit Sandro, dem Gitarristen. Aber wenn ich Overdubs mache, etwa noch eine Trompete oder ein Saxophon einspiele, oder einen Text singe, dann möchte ich eigentlich nicht, dass jemand dabei ist und das hört.

Warum?

Dann denke ich vielleicht, oh, der guckt jetzt so komisch, was der jetzt wohl denkt. Oder es kommt plötzlich jemand rein: »Helge, hallo? Bist du da?« Das stört, bringt mich raus. Aufnahmen im Studio sind das Gegenteil von Bühnenauftritten. Die Aufnahmen sollen intim sein. Persönlich. Wenn jemand das Album hört, ist das wie eine direkte Ansprache aus dem Studio heraus. Das finde ich gut.

»Man sollte sich und anderen nichts vormachen. Und nicht hochstapeln, denn dann gelangt man in eine Sphäre, aus der es am Ende schwierig ist, wieder zurückzukehren.«

Sie haben dann noch nicht einmal Tontechniker dabei?

Mache ich allein! Ich habe so eine kleine Beobachtungskamera, die ich ans Mischpult stelle, um den Aufnahmepegel aufzuzeichnen. Und einen kleinen Bildschirm, den stelle ich direkt vor das Fenster meiner Schallschutzkabine. Wenn ich Trompete spiele, sehe ich direkt, ob der Pegel über- oder untersteuert ist. Das ist sehr praktisch. Ich will ja spontan sein. Es ist gut möglich, dass ich nachts um vier plötzlich eine Melodie im Kopf habe und denke: Ah, so muss das klingen! Dann spiele ich die ein. Manchmal gibt es Situationen, da muss ich wirklich freie Bahn haben, das ist eine ganz intime Sache, die andere nicht beeinflussen sollen.

Bei den Fotos für unsere Strecke haben Sie auch darauf bestanden, diese eigenständig zu produzieren, anstatt sich von jemandem fotografieren zu lassen. Was steckt hinter diesem Wunsch, die Fäden selbst in der Hand zu haben?

Dazu kann ich sagen: Ich habe ziemlich früh angefangen, mich für die Fotografie zu interessieren – durch Freundinnen, ist lange her. Deshalb habe ich mir im Laufe der Jahre Kameras zugelegt, mit denen ich zum Beispiel ganz spontan und ultraschnell Plakاتفotos machen kann. Das ist wichtig für mich, denn ich kann nicht immer auf einen Termin beim Fotografen warten. Außerdem kann ich die Bilder so viel besser selbst beeinflussen und brauche niemanden, der mir sagt: Guck doch mal so oder nimm doch mal diesen Gegenstand in die Hand. Für GALORE habe ich die Fotos selbst gemacht, weil ich keine Lust hatte, Leute bei mir zu Hause rumlaufen zu haben. Oft machen professionelle Fotografen ja auch sehr artifizielle Bilder. Das passt nicht zu mir.

Wir kreisen die ganze Zeit um Themen wie Eigensinn und Freiheit. Sie nehmen sich diese Freiheit, wenn es für Sie wichtig ist. Ist das für Ihr Umfeld, Ihre Familie nicht manchmal schwer?

Ach, das weiß ich nicht. Ich achte schon sehr darauf, dass meine persönliche Freiheit nicht die Freiheit anderer Leute beschneidet. Zum Beispiel, als meine Kinder noch ganz klein waren. Da bin ich auf Tournee, fünf Wochen weg und komme früh morgens nach Hause, hinter mir gut zehn Stunden Autofahrt von Wien nach Mülheim. Ich komme also morgens um sechs nach Hause, gehe sofort ins Bett – und um halb sieben werden die wach und springen mir auf dem Bauch rum. Da schicke ich die nicht weg!

Diese Art von Egoismus, dass ich dann meine Ruhe haben will, die kenne ich nicht. Schlafen interessiert mich dann nicht, denn die Kinder haben ihre Bedürfnisse. Und das finde ich ganz wichtig, dass man weiß, wann man zur Stelle sein muss.

Sie haben sechs Kinder im Alter zwischen 12 und 43 Jahren. Wie ist Ihr Verhältnis zu denen?

Gut. Die denken zwar manchmal, ich wäre ein Arschloch, glaube ich. Also, wenn ich sie hier und da mal kritisieren zum Beispiel. Dann sagt man was als Vater und ist bei denen unten durch.

Und wie reagieren Sie dann?

Ich deute etwas in Richtung meines Testaments an – und schon wird ihre Kritik moderater.

Sting hat angekündigt, seinen Kindern keinen Cent zu vererben, und er dürfte eine Menge Cents auf seinen Konten haben. Die sollen sich selbst was aufbauen, das sei besser für sie, hat er gesagt.

Sting! Das ist Pop-Musik, mit diesem Zeug kenne ich mich nicht so aus. Ich denke, vielleicht vererbt er dann doch was, wenn es so weit ist. Ich liebe Musik und Musiker aus längst vergangenen Zeiten. Louis Armstrong, Thelonious Monk, Charlie Parker und so – die sagen mir was. Die haben ihre Musik an die Zukunft vererbt. Das muss reichen.

Na ja, Sting ist Anfang 70, also auch nicht mehr ganz so jung. Hält sich aber sehr fit mit guter Ernährung und Yoga.

Yoga! Oh, damit können Sie mich jagen. Bloß kein Yoga! Eins möchte ich hier mal in aller Deutlichkeit sagen: Es gibt nur zwei wirklich gute Sportarten.

Welche?

Rudern und Nordic Walking. Beim Rudern muss man nur aufpassen, dass man nicht zu breit wird in den Schultern. (reckt und streckt sich) Ich war ja mal Rennruderer. Und Nordic Walking ist wirklich das Beste. Ich hatte mal den Ischiasnerv eingeklemmt, und nach einer Woche Nordic Walking war alles wieder in Ordnung. Aber man muss richtig loslaufen, zügig. Ist man erst im Rhythmus, kann es schon mal sein, dass man zu schnell wird. Einmal bin ich sogar geblitzt worden.

Gibt's etwas, das Sie Ihren Kindern mitgeben möchten, etwas, das Ihnen besonders wichtig ist?

(überlegt) Ehrlichkeit sich selbst gegenüber. Man sollte sich und anderen nichts vormachen. Und nicht hochstapeln, denn wenn man abhebt, gelangt man in eine Sphäre, aus der es am Ende schwierig ist, wieder zurückzukehren. Hab ich immer vermieden so was – und bin ganz gut damit gefahren. ☺

»Ich würde gerne alle zehn Jahre zurück auf die Erde kommen.«

14. November 2022, Hamburg. Wer Dagmar Berghoff noch als Tagesschau-Sprecherin erlebt hat, der erkennt ihre Stimme sogar durch eine durchaus in die Jahre gekommene Türsprechanlage, so vertraut ist sie. Die Fernseh-Ikone, die im Januar 2022 ihren 80. Geburtstag gefeiert hat, lebt allein in einem hellen Apartment in der Nähe der Hamburger Außenalster. Ein Heile-Welt-Viertel. Das große Panoramafenster gibt den Blick frei auf einen der Fleete. Auf dem Couchtisch inmitten der großen Sitzgruppe warten Kaffee und Tee, auf die Minute gebrüht. Neben dem roten Holzkistchen mit einem kleinen Vorrat an Zigaretten hat Berghoff sorgfältig eine Auswahl an Keksen vorbereitet. Auf ihren Stammpplatz verzichtet sie. »Setzen Sie sich da hin, von dort ist die Aussicht schöner.« Ihre Stimme ist etwas dunkler geworden, rauer, hat aber nichts von ihrer Klarheit verloren. Ein Gespräch über das neue Gendern, alten NDR-Sexismus, eine Kindheit ohne Eltern – und ihren verhinderten Selbstmord.

INTERVIEW: MARTIN HÄUSLER



Dagmar Berghoff, der Satz »Guten Abend, meine Damen und Herren, ich begrüße Sie zur Tagesschau« gehört zu den häufigsten Ihres Lebens. Seit einiger Zeit steht er aufgrund der Gender-Debatten immer mal wieder zur Disposition. 2021 hieß es vonseiten des NDR, man wolle

bei der bisherigen Form bleiben, 2022 versuchte es Chefsprecher Jens Riewa zwischendurch mal anders ...

Was hat er denn gesagt?

Er sagte: »Guten Abend und willkommen zur Tagesschau« ...

Das klingt irgendwie unhöflicher ohne Anrede, oder?

Und im ZDF beginnt man die heute-Sendung seit einiger Zeit mit: »Guten Abend Ihnen allen.« Was halten Sie davon?

Gar nichts. Ich finde diese Gender-Debatte überzogen. Wir sind uns doch alle inzwischen bewusst, dass es Menschen gibt, die nicht wissen, ob sie Mann oder Frau sind; es gibt auch Kinder, die zuschauen, also Jungen und Mädchen; es gibt Homosexuelle, die zuschauen, Heterosexuelle, also alle. Da halte ich »Guten Abend, meine Damen und Herren ...« für völlig in Ordnung. Man muss nicht noch sagen: »Liebe Kinder, liebe Transsexuelle, liebe Soundso.« Wobei ich aber finde, dass das ZDF das gar nicht so schlecht macht mit dieser Atempause bei Wörtern wie Kolleg*innen. Andererseits denke ich mir dann auch immer, dass das falsch ist. Es müsste ja eigentlich »Kollegen*innen« heißen, denn »Kolleg« ist kein Mann. Aber, wie gesagt, ich persönlich halte davon nichts.

Olaf Scholz sprach neulich kurioserweise von Krankenschwestern ...

Da hat er sich in seinem Bemühen, es allen recht zu machen, wohl selber überholt. Pfleger*innen könnte man höchstens sagen. Ich halte das für eine Verdrehung, für eine Verschwerfälligung der deutschen Sprache. Besonders, wenn man liest. Das Auge wird bei den Doppelpunkten, den Apostrophen, den Sternchen oder was auch immer ganz verrückt. Jeder weiß doch, jeder Leser, jeder Zuschauer, dass

er angesprochen sein soll. Nein, ich finde das nicht gut. Diese Veränderung von Sprache wird uns aber auch oktroyiert von einer kleinen Minderheit, die das unbedingt durchsetzen will und scheinbar ausreichend Macht hat. Die Sprache verschwimmt. **Sie haben Ihr ganzes Leben mit Sprache gearbeitet. Was macht es mit einem, wenn man jahrzehntelang die schlechten Nachrichten des Planeten präsentieren muss?**

Da muss man unterscheiden zwischen der Sprecherin und dem Menschen, der zuvor schon innerhalb der Redaktion Gelegenheit hatte, über das Grauen zu reden und sich dazu austauschen konnte. Man geht dadurch schon mit einer gewissen Distanz in die Sendung. Das hat mir geholfen, auch Schreckensmeldungen ganz normal zu verkünden. Es war aber auch oft so, dass mich ein sehr kurzfristig in die Sendung gekommener Korrespondentenfilm unvorbereitet getroffen hat. Ich kann mich erinnern, wie wir in einer 17-Uhr-Ausgabe von einem palästinensischen Attentat in Israel berichteten, wo ein Kopf in einem Gartenzaun hing. Die Szene wurde hinterher heiß diskutiert und auch in der 20-Uhr-Ausgabe nicht mehr so gesendet, sondern nur noch in der Totalen gezeigt, ohne Nahaufnahmen. Für mich war es grauenvoll, davon überrascht zu werden. Für solche Momente habe ich mir dann etwas einfallen lassen. Es war ja verpönt, auch nur die kleinste Art von Gefühlen zu zeigen. Man durfte nicht die Augen rollen oder mit den Schultern zucken. Bei so schrecklichen Meldungen aber, die selbst mir fast die Sprache verschlagen, wird der Zuschauer doch auch entsetzt sein. Also, dachte ich mir, kannst du doch einen Moment verharren, eine Minipause einlegen, um dann weiterzumachen. Ich denke sogar, dass es eine Nanosekunde von Verbindung zwischen mir als Sprecherin und den Zuschauern gibt, in der diese auch merken, dass ich betroffen bin. Aber selbst das war nicht gewünscht. **Selbst dieser kurze Moment war aufgefallen?**

Ja. Meine Sprecher-Kollegen Karl-Heinz Köpcke und Werner Veigel waren strikt dagegen.

Sie haben das offen diskutiert?

Ich habe es den beiden so erklärt wie Ihnen gerade.



»Es war verpönt, auch nur die kleinste Art von Gefühlen zu zeigen.«

Ich habe versucht zu vermitteln, dass der Zuschauer diesen kurzen Moment braucht, um mir weiter folgen zu können. Aber es war nicht gewünscht. Und heute machen es alle. Die Sprecher verharren einen Moment, machen den Blattwechsel, und weiter geht's mit dem Teleprompter.

Und der Mensch Berghoff? Stumpft man bei so engem Kontakt zur Nachrichtenlage ab?

Da gibt es sicher auch einen Unterschied zu heute. Heute werden die schlechten Nachrichten von unzähligen Medien ständig wiederholt und auch über die Social-Media-Kanäle verstärkt, sodass sich das Gefühl vom Weltuntergang künstlich verdichtet. Das war damals bei uns noch nicht so. Da gab es nur die drei Programme, später RTL, SAT.1 und ein paar andere. Man hat die Nachrichten nicht dauernd um die Ohren geschlagen bekommen. Trotzdem waren sie in den Achtzigern und Neunzigern schlimm genug. Ich konnte mich aber in der Regel davon frei machen, indem ich zum Beispiel abends mit Freunden beim Essen noch mal über die Ereignisse des Tages redete. Danach war dann auch gut. **Ich möchte Ihnen eine Meldung vorspielen, die Sie 1985 in der Tagesschau lasen. Es geht um die Weihnachtsbotschaft des Papstes und dessen Warnung vor zu viel Fortschrittgläubigkeit. Und dann sagten Sie: »Zugleich mahnte der Papst die Menschen, besonnen mit den Vorräten der Natur umzugehen.«**

Oh, das hat er gesagt damals?

Das war vor 38 Jahren. Schon damals wurde davor gewarnt, dass unser Lebensstil dem Planeten nicht guttut. Wie erklären Sie sich, dass die Menschheit offensichtlich nicht dazulernt?

Der Papst war damals – vielleicht zusammen mit ein paar Wissenschaftlern – noch ein einsamer Rufer. Ich würde schätzen, dass die planetare Krise erst seit etwa fünf Jahren, mit dem Auftauchen der Fridays-for-Future-Bewegung, im Bewusstsein der Leute angekommen ist. Das Thema ist lange Zeit nicht genug behandelt worden, wahrscheinlich weil die Industrie gesagt hat: »Wollen wir nicht, kostet zu viel!« Man hat es nicht ernst genommen, und jetzt sehen wir plötzlich die drastischen Auswirkungen, sehen, was die Natur erleiden muss und was verpasst worden ist. Jeder versucht jetzt, irgend etwas zu machen. Wobei die Leute scheinbar erst mit dem Energiesparen anfangen, wenn Gas und Strom aufgrund eines Krieges teurer werden.

Dieses Jahrzehnt, die 2020er-Jahre, werden als das entscheidende für die Menschheit dargestellt. Welche Verantwortung tragen die Medien im Zuge dieser notwendigen Transformation?

Eine ganz entscheidende. Sie müssen schonungslos und ständig entsprechende Meldungen bringen. Ansonsten denke ich in meiner großen Naivität, dass wir Menschen schon noch irgendetwas erfinden in den nächsten Jahren. Lösungen für die Hungerkrisen. Lösungen, um Kohlendioxid in größeren Mengen aus der Luft zu ziehen. Lösungen,



die Künstliche Intelligenz mit sich bringt. Wobei ich neulich eine Doku auf Arte gesehen habe, die mir wirklich große Sorgen bereitet hat. Dort prophezeiten Wissenschaftler, dass wir in fünf Jahren so weit seien, Politikern über manipulierte Bewegbilder Sätze in den Mund legen zu können, die sie nie gesagt haben.

Eine Technologie namens »deep fake«, mit der die Wahrheit nicht mehr von der Lüge unterschieden werden kann.

Absolut gruselig. Man kann einen Politiker mal eben einen Atomkrieg erklären lassen, und es ist alles falsch. Ich befürchte, dass diese technologische Entwicklung nicht mehr aufzuhalten ist. Vor allem, nachdem ich in dieser Doku die Freude der Forscher gesehen habe. Hurra, bald sind wir so weit! Bald sind wir so weit, dass Computer auch schon menschliche Gefühle entwickeln! Das ist eine grauenhafte Vorstellung, in der man niemandem mehr trauen kann. Ich weiß noch, wie sorgfältig in der Tagesschau recherchiert wurde. Da wurde nicht auf eine Stimme gehört. Eine andere Quelle musste diese Information bestätigen, dann erst wurde gesendet. Die Überprüfbarkeit wird heute immer

schwerer. In der Zukunft wird man an allem zweifeln müssen. An Fotos, an Belegen, selbst an Filmen.

Lassen Sie uns nach so viel Zukunft ein bisschen nostalgisch werden. Welche Meldung, die Sie lesen mussten, hat Sie nachhaltig mitgenommen? Wie war das 1977 mit dem Tod von Elvis Presley?

Der Tod von Elvis war insofern besonders, als ich die Nachricht in einer Live-Sendung auf einem Zettel hereingereicht bekam: »Elvis ist tot! Mach was draus!«

Und was machten Sie draus?

Nicht viel. Das waren vielleicht vier Zeilen. Elvis Presley ist tot. Er starb im Alter von 42 Jahren in Memphis ...

Was haben Sie in diesem Moment empfunden?

Ich war natürlich bedrückt. Ich mochte seine Musik sehr gerne, auch wenn ich nie ein glühender Fan gewesen bin. Schockierter war ich bei John Lennon. Seinen Tod musste ich ja auch verkünden. Bei Elvis wusste man, dass er krank war. Aber bei John Lennon, der Schuss vor der Haustür. Da hat es mir fast die Sprache verschlagen. Keiner konnte damit rechnen. Es geschah ja in der Nacht, es müsste also eine Tagesschau am Morgen gewesen sein.

Und dann mussten Sie ganz schnell die Gefühle runterfahren ...

Das gehört zur Tagesschau dazu. Man braucht als Sprecher eine einigermaßen sympathische Stimme, eine einigermaßen sympathische Ausstrahlung. Dazu muss man starke Nerven haben, um bei Nachrichten, die auf den letzten Drücker reinkommen, nicht gleich durchzudrehen.

Nachrichten ohne einen Hauch von Gefühl zu präsentieren – das wäre für Künstliche Intelligenz überhaupt kein Problem.

Oh Gott, das will ich mir gar nicht vorstellen!

Selbst einen Versprecher könnte man programmieren.

Grauenvoll. Wissen Sie, was ich mir wünschen würde? Ich würde gerne, nachdem ich gestorben bin, alle zehn Jahre auf die Erde zurückkommen, um zu schauen, wie weit die Menschen sind.

Wo würden Sie dann am liebsten auftauchen?

Hier in Hamburg. Ich würde fernsehen, durch die Stadt gehen. Vielleicht würden Taxis durch die Luft schwirren. Ich habe eine unglaubliche Neugier auf das, was noch kommen wird, auf das Unvorstellbare, das vielleicht bereits Realität geworden ist.

Noch einmal zurück in die Vergangenheit.

In Ihrem neuen Buch fällt der Satz: »Manchmal

»Die Überprüfbarkeit von Nachrichten wird heute immer schwerer. In der Zukunft wird man alles anzweifeln müssen.«

frage ich mich, wie mein wunderbarer Bruder bei alledem Arzt werden konnte und ich Moderatorin. Eigentlich hätten zwei völlig verkorkste Erwachsene dabei herauskommen müssen.« Können Sie das erklären?

Mein Bruder Detlef und ich haben mit unserem Leben bewiesen, dass wir Menschen auf die Gene unserer Eltern vertrauen können und nicht den äußeren Umständen ausgeliefert sind. Wir hätten abrutschen können, haben aber beide die Schule zu Ende gemacht. Ich wollte ja aufhören, als ich 15 war, und Fremdsprachenkorrespondentin lernen, um dann auf die Schauspielschule zu gehen. Doch mein Vater sagte: »Nee, du machst Abitur! Und zwar im oberen Drittel!« Und das habe ich geschafft, die Schule fiel mir leicht. Es war gleichzeitig die langweiligste Zeit meines Lebens.

Welchen Einfluss auf Ihre Kindheit hatte der Tod Ihrer Mutter? Sie brachte sich um, als Sie sieben waren.

Keinen großen. Sie war ja vorher schon nicht viel bei uns gewesen. Sie hatte Depressionen und war häufiger im Krankenhaus. Danach war sie eben ganz weg. Auch zuvor hatten wir keine enge Mutter-Tochter-Beziehung. Sie lehnte mich immer ab, weil sie der festen Überzeugung war, dass ich nicht ihre Tochter sei, sondern 1943 in Berlin vertauscht worden war. Das redete sie sogar meinem Vater ein, und er glaubte es viele Jahre. Vielleicht war das auch der Grund dafür, dass ich weggegeben wurde und bis zum vierten Lebensjahr bei einer Tante in Nürnberg aufwuchs.

Wie sehr haben Sie diesen Mangel an Liebe von Ihrer Mutter gespürt?

Ich habe damals nicht darüber nachgedacht. Erst im Alter von 12, 13, 14 wurde mir durch Mitschülerinnen bewusst, dass es auch andere, liebevollere Verhältnisse gibt.

Nach dem Tod Ihrer Mutter war Ihr Vater alleinerziehend, aber selten zu Hause.

Ja, nur mittwochs und am Wochenende. Er musste uns irgendwie über die Runden bringen. Zuerst versuchte er es, indem er Dosendeckel verkaufte – seine reiche Familie hatte im Zweiten Weltkrieg alles verloren –, später wurde er dann Personalchef bei einer Ölfirma in Hamburg. Um meinen Bruder

und mich kümmerte sich in dieser Zeit Tante Grethe, die nicht unsere Tante war, aber so genannt wurde. Das war eine liebe, ganz einfache Frau, die uns mit Essen versorgte, der wir aber ständig auf der Nase herumtanzten. Wir waren sehr arm, wohnten in einer Baracke, ernährten uns lange Zeit nur von Steckrüben. Wenn ich also von den »verkorksten Erwachsenen« spreche, die wir glücklicherweise nicht wurden, dann meine ich, dass wir mit dem Umstand klarkommen mussten, elternlos aufgewachsen zu sein. Wir hatten keine Leitfiguren. Keine Vorbilder. Auch später nicht.

Bemerkenswert ist unter diesen Umständen, dass Ihrem Vater sehr an Ihrem Wohl gelegen war. Sie hatten viele gesundheitliche Probleme.

Ja, ich knickte als Kind immer um, weil die Fesseln so dünn waren. Mein Vater bestand darauf, dass ich bis zu meinem 14. Lebensjahr diese hässlichen geschnürten Gesundheitstiefel trug. Meine Zähne waren verschoben, ich bekam eine Spange. Dann fielen mir die Haare aus, ich bekam Bestrahlungen. Ja, darum kümmerte er sich, und das bewundere ich sehr. Irgendwann realisierte er auch, dass ich seine wahre Tochter bin. Das geschah, als ich 14 Jahre alt war und meine Stiefmutter zu ihm sagte: »Mensch, schau sie dir doch mal an. Sie hat das Lachen deiner Schwester! Sie ist eine Berghoff!«

Relativ früh bildete sich in Ihnen der Wunsch, Schauspielerin zu werden, ein klassischer Sehnsuchtsberuf. Ein Effekt dieser harten Kindheit?

Ach, so schrecklich war die Kindheit eigentlich gar nicht. Wir sind gut versorgt worden, gingen zur Schule, hatten Freunde, nur die Eltern waren eben nicht da. Nein, ich hatte einfach Lust auf die Schauspielerei. Ich war neun Jahre alt, da schrieben mein Bruder und ich schon kleine Theaterstücke, die wir den Eltern vorführten. Sie mussten zehn Pfennig Eintritt zahlen, sich dann auf Stühle setzen und zusehen. Als ich 14 war, spielten wir dann die ersten Dramen in der Schule. Eine Mitschülerin und ich übernahmen immer die Hauptrollen. Ich Maria Stewart, sie Königin Elisabeth oder so etwas. Ich weiß noch, wie ich mit meinem Deutschlehrer darüber sprach, Schauspielerin



GUTEN ABEND, MEINE DAMEN UND HERREN

Das Buch von Dagmar Berghoff und Constantin Schreiber trägt den Untertitel »Ein Gespräch über die Liebe, das Leben, Glück und die Nachrichten« (erschienen bei Hoffmann & Campe). Die Grande Dame der Tagesschau trifft also auf den Neuling im Team, der nicht mal geboren war, als sie ihre erste Sendung moderierte. Berghoff bekam Wind von der Ehrerbietung, die Schreiber ihr entgegenbringt, und lud ihn zu sich ein. Die Unterhaltungen, die die beiden führten, wurden zu einer »Extended Version« ausgebaut, aus der kurzerhand ein Buch entstand. Obwohl zwei Namen auf dem Titel stehen, erfährt man – kein Wunder – aus dem Leben von Berghoff weit mehr als aus Schreibers. Die gesamte Mechanik des Werks folgt sogar ihrem Lebenslauf, streift kurz das Hier und Jetzt, um dann zurück ins Jahr 1943 zu springen, in dem die Biografie in Dialogform beginnt. Im Gedächtnis bleibt das Buch vor allem aufgrund der Einblicke, die Berghoff in die düsteren Stunden ihres Lebens gewährt.

»Ich hatte mir den Tag, an dem ich eine Überdosis Tabletten nehmen wollte, bereits angekreuzt.«

werden zu wollen. Und er sagte zu mir frei nach Rilke: »Das musst du fühlen! Da kann ich dir gar nicht groß helfen. Versuch's einfach.«

Und Sie fühlten es.

Und wie. Wir zogen in dieser Zeit um nach Hamburg, und ich kam in eine reine Mädchenklasse. Und da las ich irgendwann, dass Joseph Offenbach Schauspielunterricht gab, und bin ohne das Wissen meiner Eltern dorthin. Ich kam zurück und erzählte, was er mir gesagt hatte: »Ich soll Abitur machen und dann sofort zu ihm oder Edu Marx kommen. Ich bin begabt!« Und mein Vater entgegnete: »Nein, du wirst Chefsekretärin!« Also nicht Sekretärin, sondern Chefsekretärin. Auch das hätte ich wohl geschafft, ich kann ganz gut organisieren.

Wo hätte er Sie gern gesehen, in einem Konzern?

Ja, und dann wäre ich wohl den Weg vieler Sekretärinnen gegangen, hätte mich in meinen bereits verheirateten Vorstandschef verliebt, fünf Jahre neben ihm gelebt und mein Leben verpasst.

Aber Sie haben sich ja anders entschieden – fürs Schauspiel. Interessanterweise nicht gelockt vom grellen Hollywoodkino ...

Nein. Das kam wirklich durch das Lesen der Klassiker und das Spielen. Ich habe es auch geliebt, Gedichte zu lernen und aufzusagen. Ich erinnere mich, wie ich in der Schule Goethes »Willkommen und Abschied« sehr gestenreich vortrug, und alle lagen auf den Tischen und lachten. Ich war aber so tief drin in dem Gedicht, dass ich die Reaktionen gar nicht mitbekam. Als ich 1964 bis 1967 auf der Schauspielschule war, ging es dort auch nur Richtung Bühne. Film und Fernsehen galten als verpönt. Thomas Fritsch war ja auch dort, spielte in einem Film und wurde daraufhin von der Schule geschmissen. So streng war das. 1967 hatte ich bereits ein Engagement am Theater in Münster in Aussicht, sprach aber auch dem Chefsprecher des Südwestfunks vor. Ich dachte, ein Jahr Funk und Fernsehen, und danach gehe ich wieder zum Theater. In der Schauspielschule kam das gar nicht gut an.

Sie fingen an beim Radio in Baden-Baden.

Es ging los mit kleinen Radio-Ansagen bis hin zu großen Sendungen, die ich vier Stunden lang durchmoderiert. Ich habe das von der Pike auf gelernt, übrigens auch das Vorbereiten und Recherchieren, wofür man sich damals noch in Bibliotheken setzen musste. Irgendwann war ich für den damaligen SWF in Baden-Baden die überregionale Hauptansagerin und mit 30 Jahren der Ansicht, doch jetzt

eigentlich alles erreicht und gemacht zu haben.

Da kam die Liebe völlig zur rechten Zeit. Wegen ihr ging ich nach Hamburg. Kaum dort, war es auch schon wieder vorbei, aber nun war ich in der Heimat der Tagesschau – und hatte ein Dreivierteljahr gar nichts zu tun. Ich habe mich überall vorgestellt beim NDR, ohne Erfolg. Einmal im Monat bin ich dann nach Baden-Baden gefahren, bis eines Tages der NDR bei meinen Eltern anrief. Damit war der gordische Knoten zerschlagen. Ich moderierte im Radio, war gleichzeitig Sprecherin im dritten Fernsehprogramm. 1976 wurde dann der Chefsprecher der Tagesschau, Karl-Heinz Köpcke, auf mich aufmerksam. Er hatte die Direktive, nach einer Frau zu suchen. Er musste.

Sie bekamen den berühmten Anruf ...

... der so losging: »Sie haben ja eine ganz nette Stimme. Sehen Sie denn auch einigermaßen aus?« Aus heutiger Sicht sexistisch und auch aus einem zweiten Grund ungeheuerlich: Ich machte doch schon die Ansagen im SWF und im NDR. Er hätte doch eigentlich wissen müssen, wie ich aussehe. Er war ein bisschen merkwürdig und immer davon überzeugt, dass Frauen keine Nachrichten sprechen können. Das führte auch zu einer höchst seltsamen Situation während meiner ersten Tagesschau. Köpcke stand die ganze Zeit in meiner unmittelbaren Nähe, und ich dachte, dass das dort so üblich sei. Später erzählte mir ein Kollege, dass Köpcke nur dort gestanden hätte, um sich im Falle eines Zusammenbruchs auf den Sprecherplatz zu setzen. Er war davon ausgegangen, dass ich dem Druck nicht standhalten würde.

Unfassbar. Und Ihr Verhältnis besserte sich irgendwann?

Nein. Er mochte mich nicht, war herablassend und gab mir zu verstehen, dass eine Frau im Team überflüssig sei. Er hörte auch nie auf, »Fräulein Berghoff« zu sagen. Ich habe das irgendwann erwidert, indem ich ihn offen »Pascha« nannte.

Wie hat er reagiert?

So wie ich auf »Fräulein« nicht reagiert habe, reagierte er auch nicht auf »Pascha«. Kurz vor seinem Tod haben mein Freund und Kollege Wilhelm Wieben und ich ihn noch einmal besucht, am Ende war auch alles gut zwischen uns, aber er war schon ein spezieller Mann.

Speziell war auch die Kategorie der Goldenen Kamera, die Sie 1987 verliehen bekamen.

Das war der Publikumspreis. Wieso?

Die Kategorie hieß damals konkret »Beste Fernsehdame«. Ein kurioses Etikett.

Das stimmt. Dazu gibt es übrigens auch eine Geschichte. Schon ein paar Jahre vorher sollte ich eine Goldene Kamera erhalten. Ich erkundigte mich nach dem Grund und man antwortete mir: »Weil Sie eine Frau sind!« Daraufhin sagte ich: »Dafür will ich gar keine Ehrung haben. Ich dachte, die Goldene Kamera steht für Qualität.« 1987 war es dann aber so weit. Es war eine Publikumskamera, über die die Leser abstimmen durften. Das Timing passte, denn ich war in genau diesem Jahr sehr, sehr fleißig gewesen. Ich habe sowohl viele große Sendungen im Radio gemacht, habe die Talkshow moderiert, die Tagesschau und große Show-Sendungen. Ich hatte die Goldene Kamera wirklich verdient.

Mit Ihnen auf der Bühne standen an dem Abend auch Hans-Joachim Kulenkampff, Günter Strack, Friedrich von Weizsäcker, Diego Maradona, Stefanie Tücking, Ilona Christen – alle tot. Wenn man all die Wegbegleiter gehen sieht, inwiefern beschäftigt man sich da mit dem eigenen Ableben?

Ich beschäftige mich eigentlich gar nicht damit. Ich habe meinen Bruder und meinen Mann gesehen, nachdem sie gestorben waren. Das waren so schöne und total entspannte Gesichter, dass ich mir denke, so schlimm kann es nicht sein. Wenn es kommt, dann kommt es. Es ist ja auch ganz gefährlich, sich mit allem, was die Zukunft bringen könnte, einschließlich des eigenen Todes, zu beschäftigen und voller Angst darüber nachzudenken. Dann vergällt man sich ja seine Gegenwart. Ich habe immer gesagt: Wenn irgendetwas kommt, dann nimm all deine Kraft zusammen und denke darüber nach, damit klarzukommen. Aber male dir nicht aus, was vielleicht sein könnte. Bleib im Moment.

Ihr Bruder Detlef ist es gewesen, der Sie daran hinderte, Ihrem Leben vorzeitig ein Ende zu setzen.

Im Grunde ja. Wenige Monate nach dem Ende bei der Tagesschau starb mein Mann. Ich fühlte mich, als sei auch mein Leben zu Ende. Ich konnte und ich wollte nicht mehr, und ich hatte mir den Tag, an dem ich eine Überdosis Tabletten nehmen wollte, bereits angekreuzt.



Es wäre unser zehnter Hochzeitstag gewesen. Wochen vorher gab es aber diese Situation, in der ich aufgrund einer Hotel-Fehlbuchung nicht auffindbar war und sich mein Bruder und meine Freundin größte Sorgen machten. Letztlich war es ein Missverständnis, aber ich sah, welche Wirkung diese Angst auf meinen Bruder hatte, der an diesem Tag auch fast einen Kollaps erlitt. Das berührte mich sehr. Ich dachte, das kannst du ihm nicht antun. Danach haben wir beide viel gesprochen, auch über meine Selbstmordabsichten. Und irgendwann sagte ich zu ihm: »Du brauchst an dem Tag, den ich mir ausgesucht habe, nicht bei mir zu sein. Ich mache schon nichts.« Aber er traute dem Frieden nicht und war den ganzen Tag bei mir.

Durch ihn haben Sie bereits 20 weitere Jahre gewonnen. Was haben Sie in dieser Zeit nicht noch alles erleben können?

So kann man es sehen. Ich konnte noch viele Reisesendungen machen, Theaterstücke besuchen, an schönen Spielerunden teilnehmen. Und ich habe gelernt: Die Zeit ist dein Freund. Sie heilt nicht alle Wunden, aber sie legt Balsamtücher darüber.

...

ZUR PERSON

Dagmar Berghoff wird während der Kriegswirren am 25. Januar 1943 in Berlin geboren. Verschiedet zu ihrer Nürnberger Tante, kommt die ganze Familie erst wieder 1947 in Ahrensburg bei Hamburg zusammen. 1962 macht Berghoff ihr Abitur, gefolgt von einem zweijährigen Sprachenstudium in London und Paris. An der Hochschule für Musik und Theater Hamburg studiert sie bis 1967 Schauspiel, beginnt aber ihre Rundfunklaufbahn kurze Zeit später beim Südwestfunk. Von 1995 bis 1999 ist Dagmar Berghoff Chefsprecherin der Tagesschau.

»Ich habe mich lange mit dem beschäftigt, was ich alles nicht kann.«

16. Dezember 2022, Berlin. Westernhagens Frau Lindiwe Suttle hat für ihren Mann das Zoom-Meeting eingerichtet, er selbst hat für die digitale Kommunikation wenig übrig.

Mit einem Gespräch über die Video-Plattform fremdelt er jedoch nicht. Sofort ist der 74-Jährige auf Betriebstemperatur, erzählt von seinem früh verstorbenen Vater und den Werten, die dieser ihm vermittelt hat. Werte, die Westernhagens ungewöhnlichen Karriereweg entscheidend geprägt haben. Vor allem dann, wenn Marius Nein sagte:

zum Schwimmenlernen, zu Massenkonzerten, zur Hauptrolle in »Schindlers Liste«.

Im Verlauf des Interviews steht die Vermutung im Raum, Westernhagen hätte ein noch viel größerer Star werden können. Doch das wollte er halt nicht.

Stellt sich die Frage: Warum nicht?

INTERVIEW: ANDRÉ BOSSE | FOTOS: OLAF HEINE



M

arius Müller-Westernhagen, wer oder was ist der Zeitgeist?

Eine Reflexion auf die Realität. Was ich in meiner Karriere erkannt habe: Der Zeitgeist ist ein Phänomen, das über Künstlerkarrieren mitentscheidet.

Es gibt so viele talentierte Leute, warum schaffen es nur wenige nach oben und viele andere eben nicht? Ich denke, ein Kriterium könnte sein, dass einige in bestimmten gesellschaftlichen oder politischen Situationen besser in der Lage sind, das zu beschreiben, was die Menschen denken – ohne dass diese es selbst artikulieren könnten. In diesem Moment treffen bestimmte Künstler einen Nerv: Sie entsprechen dem Zeitgeist.

Was erleben wir heute für einen Zeitgeist?

Ich war zuletzt bei den MTV European Music Awards, und dort ist mir Folgendes negativ aufgefallen: Es hat in der Pop- und Rockmusik schon immer Leute gegeben, die oberflächliche Musik gemacht haben. Neu ist jedoch das unglaublich hohe Niveau an ständiger Lüge und Fake.

Woran machen Sie das fest?

Zum Beispiel geht jeder, wirklich jeder Künstler auf die Bühne und faselt zum Publikum: »Ich liebe euch alle!« Das ist natürlich absurder Blödsinn: Schick diese Leute aus dem Publikum mal sonntagmorgens zu dem Künstler vor die Haustür. Da würde man schnell merken, wie weit es mit der Liebe wirklich geht. Man könnte jetzt denken: »Ach, lass die Künstler das doch sagen, ist doch harmlos.« Vielleicht, aber das entspricht nicht meiner Idee von künstlerischer Arbeit. Mein Anspruch ist es, neben der Schönheit auch Wahrheit in die Welt zu bringen. Das bin ich dem Publikum schuldig. Ich will es nicht belügen.

Wahrheit ist ein schwieriger Begriff geworden, oder?

Das stimmt, nennen wir es vielleicht Wahrhaftigkeit: Ich teile das mit, was ich wirklich vertrete. Nicht das, von dem ich glaube, was die Leute hören wollen. Ich denke in jedem Moment politisch, nicht opportunistisch. Und ich bin mit Werten aufgewachsen, die mit Wahrhaftigkeit zu tun hatten und

die mich in meiner Karriere angeleitet haben.

Welche Werte waren das?

Zum Beispiel Loyalität und Vertrauen. Ich gehöre noch zu der Generation von Künstlern, die ihre ersten großen Verträge hinter der Bühne mit Handschlag gemacht haben. Das kann sich heute niemand mehr erlauben.

Warum nicht?

Weil Karrieren durch Geld entstehen, nicht mehr durch Talent. Und wenn es nur um Geld geht, also ausschließlich um Geld, dann haben es Werte wie Loyalität und Vertrauen schwer.

Da fällt mir die Geschichte des Influencers Fynn Kliemann ein, einige Jahre lang ein freigeistiges Multi-Talent, fast so ein Typ wie Sie damals. Dann aber jemand, der sich bei allerhand Geschäften verzettelte, um es milde auszudrücken.

Ich habe auch die Erfahrung gemacht, wie verführbar man dafür sein kann, falsche, nur vom Geld geleitete Entscheidungen zu treffen. Dagegen hilft, immer wieder über sich selbst nachzudenken, das eigene Handeln immer wieder zu reflektieren, mithilfe ganz einfacher Fragen wie: »Was machst du da eigentlich?« Das ist anstrengend, das führt manchmal zu Karriereschritten, die aus erfolgsorientierter Sicht wie ein Rückschritt wirken. Aber am Ende zahlt sich das aus. So war es auch bei meinem Entschluss der Fall, nicht mehr in Stadien spielen zu wollen.

Das war Ende der 90er-Jahre – nach einer letzten Show vor 110.000 Leuten in Hamburg sagten Sie: Schluss mit Arena-Konzerten. Warum genau?

Weil ich die Rolle, die ich bei diesen riesigen Konzerten zu spielen hatte, nicht mehr ausfüllen wollte, und auch nicht mehr ausfüllen konnte. Ich sprach eben von den wichtigen Reflexionen und den einfachen Fragen, die man sich dann stellt. Damals waren es zwei: »Wo endet das? Und wie willst du mit diesem Ende leben?«

Ihre Antwort?

Das Ergebnis wäre wohl gewesen: der Verlust meiner Privatsphäre und meiner persönlichen Selbstbestimmtheit. Beide Dinge sind mir aber zu wichtig, um sie für Erfolg aufs Spiel zu setzen.



»Ich habe diese Geilheit auf Erfolg nie verstanden. Damals nicht. Heute nicht.«

Haben Sie diese Art von Disziplin zur Selbstreflexion von Ihren Eltern mitgegeben bekommen?

Vor allem von meinem Vater, ja. Er hatte einen großen Einfluss auf mich, sagte mir immer wieder: »Bilde dir nicht ein, dass du etwas Besseres bist oder dass du über anderen stehst – egal, was du später einmal erreichen wirst.«

Ihr Vater war Schauspieler und Regisseur. Hatte er eine Ahnung davon, dass Sie einmal ein Star werden könnten?

Keine Ahnung, was er in mir sah. Aber irgendwas wird da gewesen sein. Von seinem Totenbett aus telegraphierte er mir eine kurze Botschaft: »Bescheidenheit und Demut.« Wenn Sie diesen Satz von Ihrem Vater mit auf den weiteren Weg bekommen, dann ergeben sich daraus Grenzen, dann ergeben sich Dinge, die »tut man nicht«. Und diese Grenzen sind bei mir bis heute vorhanden.

Grenzen bedeuten, Nein zu sagen.

Ich habe häufig Nein gesagt und mich damit gegen viel, viel Geld entschieden. Nicht nur bei der Frage, ob ich weiter in Stadien spielen wollte.

Wann noch?

Man hat mir zum Beispiel angeboten, eigene Duft- und Fashion-Kollektionen zu kreieren. Da habe ich gesagt: Ich bin weder Parfümeur noch Modeschöpfer, ich kann das nicht, ich will das nicht.

Ihr Vater verstarb, als Sie 14 Jahre alt waren. Wie hat Ihr Teenager-Ich auf diesen Schock reagiert?

Mir war klar, dass alle Menschen sterben müssen. Aber doch bitte nicht diejenigen um mich herum! Die tun das einfach nicht. Als es dann eben doch geschehen war, musste ich mich zum ersten Mal in meinem Leben wirklich mit der Endlichkeit beschäftigen, also auch damit, dass selbst ich irgendwann sterben werde. Es hat gedauert, bis ich seinen Tod wirklich realisiert habe.

Wie haben Sie Ihren Vater als Kind erlebt?

Nie als starke männliche Figur. Ich kenne ihn als aus dem Krieg zurückgekommenen Menschen, der oft krank war, Tabletten nahm, zu viel trank. (überlegt) Ich bin mir aber sicher, dass mich mein Vater dadurch auch vor vielem bewahrt hat.

So wollten Sie nicht werden.

Genau.

Nach seinem Tod trugen Sie Mitverantwortung für Ihre Familie.

Sie müssen sich einen 14-Jährigen von damals vorstellen, Anfang der 60er-Jahre. Ich habe eine Nichte, die ist heute neun Jahre alt, und mit der kann ich richtig gute Gespräche führen. Ich war mit 14 noch ein ziemliches Kind. Und ich war damals nicht das einzige. An der Vorstellung, dass die jungen Menschen damals reifer und verantwortungsvoller gewesen wären, als sie es heute sind, ist meiner Meinung nach nichts dran. Umso mehr ist es schade, dass diese junge Generation von heute nicht mehr künstlerisch denken darf. Dass man ihre Karrieren



»Absolute Freiheit ist eine Illusion, weil keine Gesellschaft ohne Regeln funktioniert.«

fast ausnahmslos auf Erfolg ausrichtet. Ich habe diese Geilheit auf Erfolg nie verstanden. Damals nicht. Heute nicht.

Und wenn Sie vor mehr als 100.000 jubelnden Menschen in einer Arena auftraten, vor einem Publikum, das Ihnen zu Füßen lag ...

... dann habe ich mir nicht eingebildet, dass ich das ausgelöst habe.

Sondern?

Eine glückliche Fügung des Zeitgeistes.

Ich möchte gerne mit Ihnen über ein paar Widersprüche sprechen: Es gibt in Deutschland kaum jemanden, der selbst die größte Bühne so sehr für sich einnehmen kann. Sie waren ein überaus beliebter Schauspieler – und haben sich schon als Jugendlicher mit Begeisterung in den Vordergrund gespielt, als Schauspieler, aber auch als sehr talentierter Fußballer. Dann wiederum können Sie nicht schwimmen, haben sich nicht getraut, für einen Film die Regie zu übernehmen, und haben Steven Spielberg abgesagt, als der Ihnen anbot, bei »Schindlers Liste« den Oskar Schindler zu spielen. Was ist das für ein seltsames Missverhältnis aus Chuzpe und Angst?

Dahinter steckt wohl der Gedanke, den ich seit Beginn meiner Karriere immer mit mir herumgetragen habe: »Du bist nicht gut genug.« So kam es zu Entscheidungen, die von Angst geprägt waren. (überlegt) Ich habe mich wirklich sehr lange immer

auch mit dem beschäftigt, was ich nicht kann.

Bevor wir über das Schwimmen und Spielberg reden, habe ich noch eine Story, die man sich über Sie erzählt: Ihre ersten drei Platten als Musiker liefen mittelmäßig. Statt vor der vierten kleinlaut zu sein, gehen Sie zu Ihrem Plattenboss Sigggi Loch und sagen ihm: »Die nächste Platte mache ich so, wie ich es will!« Der denkt sich zunächst: »Was will der denn?«, vertraut Ihnen aber. Und dann kommen Sie ein paar Wochen später mit dem Album »Mit Pfefferminz bin ich dein Prinz« um die Ecke, das Ihnen den Durchbruch verschaffte. Bei dieser Anekdote ist von der Befürchtung, »nicht gut genug zu sein«, aber mal gar nichts zu spüren.

Ich glaubte damals zu erkennen, dass das, was auf den ersten drei Alben passierte, falsch gewesen war. Und wenn ich einen Gedanken entwickelt habe, wie man es anders machen könnte, dann redet mir da verdammt noch mal keiner rein! (lacht) Das ist aber kein Ego-Trip, das entspricht meinem Ansatz des Arbeitens als Künstler. Reden von Anfang an viele Leute mit, entsteht eine Mischung aus Meinungen von Personen, die eh nur eine Frage im Kopf haben: »Wie kann man dieses Produkt am besten verkaufen?«

Und diese Frage war Ihnen bei der Konzeption von »Pfefferminz« ...

... scheißegal. Wirklich, es ist so! Wobei ich damals, wir reden über das Jahr 1978, davon profitiert habe,

dass über den Erfolg von Rockmusik zu einem Großteil auf der Straße entschieden wurde.

Da fällt mir natürlich direkt eine Zeile aus »Mit 18« ein, dem ersten Song auf der »Pfefferminz«-Platte: »Denn Gold findet man bekanntlich im Dreck, und Straßen sind aus Dreck gebaut.«

Ja, es konnte damals von unten nach oben eine Dynamik entstehen, die Platten zu Hits gemacht hat. Mit dem Zutun einiger weniger DJs, aber nicht mit der Einmischung von Meinungsforschungsinstituten.

Was macht für Sie erfolgreiche Musik aus?

Wenn sie bei den Menschen etwas auslöst, sie emotional berührt, über Jahre hinweg.

Wenn ich mir jetzt vorstelle, dass in vielen Kreisen eine Party ohne die Musik von Westernhagen nicht vorstellbar ist ...

... dann hat meine künstlerische Existenz vielleicht doch eine Berechtigung. Wirklich, es rührt mich, wenn ich höre, dass meine Musik den Menschen etwas bedeutet.

Und wenn querdenkende Menschen sich mit »Freiheit« eines Ihrer Lieder kaperten?

Habe ich es mir auf, wie ich denke, ganz vernünftige Art zurückgeholt.

Mit einem Foto, auf dem Sie geimpft werden, dazu das eine Wort: »Freiheit«.

Ich habe dieses Lied im März 2022 am Brandenburger Tor gesungen und mir dabei gedacht: Schon erstaunlich, was dieses Stück mit den Menschen macht. Es ist ein Beleg dafür, dass ein Song, der für dich selbst gar nicht so wichtig ist, bei anderen Menschen eine herausragende Bedeutung erhält. »Freiheit« ist für mich weniger ein politisches Lied als eines, das die Betrachtung des Freiheitsbegriffs mit einer gehörigen Portion Sarkasmus würzt. Mehr ist da eigentlich nicht. Aber an einem Abend wie dem am Brandenburger Tor zeigt sich, dass da Tausende junge Menschen unterwegs sind, die mich vielleicht schon gar nicht mehr kennen, aber nicht damit aufhören, dieses Lied zu singen. Schon irre.

Da übersteigt das Werk den Künstler. Entspricht das Ihrer Vorstellung von Kunst?

Unbedingt. Die Leute nehmen mir das Lied, es gehört nun ihnen.

Wo genau liegt bei »Freiheit« die sarkastische Ebene?

Na ja, Freiheit ist natürlich nicht das Einzige, was zählt. Absolute Freiheit ist eine Illusion, weil keine Gesellschaft ohne Regeln funktioniert. Zumal sich gerade während der Pandemie gezeigt hat, zu welchen absurden Interpretationen von Freiheit Menschen kommen, die ihre eigene Freiheit über alles stellen.

Ist der Mensch nicht für die Freiheit gemacht?

Scheinbar nicht. Und für den Kommunismus leider auch nicht. (lacht)

Ich möchte noch über einige der großen Versäumnisse Ihres Lebens reden, die ich eben schon kurz angesprochen habe. Warum haben Sie nie schwimmen gelernt?

Ich war ein ziemlich guter Sportler, vor allem Fußballer, Kapitän der Schulmannschaft, erfolgreicher Jugendspieler im Verein, auf dem Sprung zum Jugendnationalspieler. Ich hätte also auch das Schwimmen sicher hinbekommen. Aber: Ich habe mich furchtbar geschämt, mich vor anderen ausziehen. Weil ich so klein und dünn war. Hinzu kam, dass mein Vater nicht schwamm, und ich weiß, dass mein Groß- sowie ein Urgroßvater väterlicherseits ebenfalls nicht schwimmen konnten. Ich konnte mich ganz gut hinter dieser seltsamen Familientradition verstecken.

Und Ihre Mutter?

Schwamm wie ein Fisch. (lacht)

Mit der Geschichte im Hinterkopf lässt sich Ihr Lied »Dicke« ganz anders deuten: Sie fanden sich zu dürr, hätten gerne ein paar Kilos mehr gehabt.

Ja, »Dicke« ist beides, Ironie und Satire. Beides Disziplinen, mit denen sich die Deutschen sehr schwertun.

Als Fußballer haben Sie als prägender Mittelfeldspieler auf dem Platz Regie geführt. Warum haben Sie sich das im Film nicht getraut? Im Gegensatz zu Ihrem Vater, der ja auch Regisseur war.

Es gab Angebote, der Filmproduzent Günter Rohrbach kam zu mir und sagte: »Hier ist ein Drehbuch, du spielst die Hauptrolle, führst Regie.« Da sagte ich: »Mache ich nicht. Ich bin doch kein Genie, um Gottes Willen.«

Nicht jeder Regisseur ist gleich ein Genie.

Gut, was mich konkret abgeschreckt hat, war das Budget, das man als Regisseur zu verantworten hat. Ich bin nicht besonders clever, wenn es um Geld und Deals geht. Und ich erkenne die Verantwortung, die entsteht, wenn von meinem Handeln Arbeitsplätze abhängig sind. Ich halte mich nicht für so großartig, diesen Druck aushalten zu müssen.

Inwieweit war der Stadion-Westernhagen in den 90er-Jahren eher ein Unternehmer als ein Künstler?

Wenn Sie sich die Verkaufszahlen in dieser Zeit anschauen, dann waren für die Top-Gewinne der Plattenfirma, bei der ich unter Vertrag stand, vor allem zwei Leute verantwortlich: Phil Collins und ich. Das klingt besser, als es sich anfühlt. Denn wenn das Label sein Geschäftsjahr kalkulierte, dann war klar: Du musst eine neue Platte veröffentlichen, ansonsten sind die Ergebnisse dieser



MARIUS MÜLLER-WESTERNHAGEN: EIN PORTRAIT

Eine Autobiografie habe er nicht schreiben wollen, sagt Westernhagen, die nostalgische Rückschau liege ihm nicht so. Also hat diese Aufgabe der Porträt-Publizist und Schriftsteller Friedrich Dönhoff übernommen, wobei der Autor klug genug war, sein Porträt (erschieden bei Diogenes) nicht streng chronologisch zu ordnen: Auf Rückblenden folgen Szenen aus dem Hier und Jetzt, die Marius Müller-Westernhagen als einen deutschen Künstler zeigen, dem vor allem eines wichtig ist: ein selbstbestimmtes Leben.



ZUR PERSON

Marius Müller-Westernhagen (geboren am 6.12.1948 in Düsseldorf) ist Sohn des Schauspielers Hans Müller-Westernhagen. Schon kurz bevor dieser mit 44 Jahren verstarb, hatte sein Sohn Marius erste Auftritte in Film und Fernsehen. Eine Karriereoption war auch der Profifußball, am Ende gewann die Rockmusik: Sein Glück versuchte er zunächst als Sänger der Band Harakiri Whoom, ab Beginn der 70er-Jahre als Solokünstler. Die ersten Alben verkauften sich nicht gut, der Durchbruch gelang ihm 1978 mit dem Album »Mit Pfefferminz bin ich dein Prinz«. Zwei Jahre später spielte er den Helden im Erfolgsfilm »Theo gegen den Rest der Welt«. Nachdem die Musikkarriere in den 80er-Jahren ins Stocken geriet, entwickelte sich 1989 das Album »Halleluja« zum Super-Bestseller. Als einer der ersten deutschen Künstler etablierte sich Westernhagen in den 90er-Jahren als Arena-Act, bis er am Ende der Dekade selbst den Stöpsel zog und keine weiteren Konzerte in Stadien spielte. Im Mai 2022 erschien mit »Das eine Leben« Westernhagens 20. Studioalbum. Zusammen mit seiner zweiten Frau Lindiwe Suttle lebt er in Berlin.

Firma nicht in Ordnung. Einer Firma, bei der Menschen in Lohn und Brot stehen, die ein berechtigtes Interesse daran haben, dass es erfolgreich weitergeht. Mir waren diese Umstände klar. Mir war aber auch klar, dass ich ein Künstler bin, also jemand, der in kreativen Prozessen steckt, die viel Zeit benötigen. Ein Album ist für mich dann fertig, wenn es aus künstlerischer Sicht fertig ist. Nicht dann, wenn Quartalszahlen danach verlangen. Aber meine Sicht spielte am Ende kaum noch eine Rolle. Da half mir auch mein Erfolg wenig: Wichtig war nicht, was ich veröffentlichte – sondern dass ich etwas veröffentlichte.

Wie sehr hat Sie das frustriert?

Ungemein, zumal ich als Künstler ja davon profitiert hatte, dass es mal anders war. Noch einmal zurück zu meinen Anfängen: Drei Alben, die nur schwach liefen – und dennoch hielt die Plattenfirma an mir fest. Oder auch im Schauspiel: Es gab Kollegen, die Filme drehten, die im Kino total abschmierten, die aber trotzdem als Erfolge galten – weil sie eben gut waren. Wen interessiert heute noch, ob etwas gut ist, wenn es kommerziell nicht funktioniert?

Im Fernsehen ist das besonders stark zu beobachten: Ob eine Sendung ein Erfolg oder Misserfolg ist, darüber entscheidet allein die Quote, nicht die Qualität.

Und selbst in der Politik lassen sich Wahlen über einen Slogan gewinnen, nicht über Inhalte. Nehmen Sie Trumps »Make America Great Again«.

Gab es bei Ihren Stadionkonzerten Momente, in denen Sie spürten: Die Leute bejubeln alles, was ich von mir gebe – ich muss daher besonders aufpassen, was ich sage?

Ja, diese Verantwortung habe ich gespürt, genauso wie die Energie, die dich erreicht, wenn 100.000 Menschen ihre gesamten Sinne nur auf dich fokussieren. Da entsteht ohne Frage eine Kraft, mit der man als derjenige, der da oben auf der Bühne steht, viel Unsinn anstellen kann. Wobei ich mich darauf beschränkt habe, unverschämte Sachen zu sagen. Ich hatte übrigens schon 1989, als dieser ganze Hype anging, auf dem Album »Halleluja« einen Song, der diese sinnlose Verehrung kritisierte: »Chor der Blöden«. Haben die allermeisten leider nicht richtig verstanden. (lacht) Aber noch mal im Ernst, natürlich denkt man da oben auch darüber nach, was passiert, wenn bei diesen 100.000 Menschen eine Panik ausbricht. Wenn Menschen bei einem deiner Konzerte zu Tode kommen, weil du die Masse in eine falsche Richtung getrieben hast, dann wirst du das in deinem Leben nicht verkraften. Entsprechend inszenierte ich diese Abende immer auch mit einer gewissen Fürsorge und Verantwortung. Von Kreativität bleibt da am Ende nichts mehr übrig. Was wächst, ist die Verpackung. Der Inhalt wird immer kleiner. Und was mir nach dem letzten Stadiongig auch klar war: Wenn du das jetzt nie wieder machst, dann gibst du mit dieser Entscheidung eine Menge Macht ab.

Ob sich Angela Merkel bei ihrem letzten Tag im Kanzleramt ähnlich gefühlt hat?

Möglich. In der Demokratie muss man gehen, wenn der Wähler es so entschieden hat. Aber ohne ein solches Verfahren bekommen es die meisten Menschen nicht hin, freiwillig Macht abzugeben, wenn ein guter Zeitpunkt dafür gekommen ist.

Warum ist das so?

Weil Macht sexy ist! Alle springen um dich he-

»Ich bin nicht besonders clever, wenn es um Geld und Deals geht.«

rum, du musst nur schnippen, dann bekommst du, was du willst. Du bist im Grunde wunschlos glücklich. Aber: Es hat mir nicht gefallen. Und die viel gesündere Form von Machtausübung besteht darin, in diesem Augenblick zu sagen: Schluss damit, ich entscheide mich jetzt dafür, in eine andere Richtung abzubiegen. Eine, die eigentlich gar nicht vorgesehen ist, die es aber doch auch gibt.

Und nun noch zu Steven Spielberg und seinem Angebot, Ihnen die Hauptrolle in seinem Film »Schindlers Liste« zu geben. Was hat Sie da geritten, das abzulehnen?

Ich bekam es mit der Angst zu tun. Es war damals so, dass ich auf eine Party mit Filmleuten in Los Angeles eingeladen wurde, auf der auch Wolfgang Petersen zu Gast war. Wir unterhielten uns, er fragte mich: »Willst du eigentlich noch mal als Schauspieler aktiv werden?« Ich wand mich ein wenig heraus, nee, nicht unbedingt, da sei ich eigentlich mit durch, da müsse schon was ganz Besonders kommen. Da meinte Petersen: »Ich hätte da was. Ich habe heute mit Steven gesprochen, der hat einen Stoff, der in Polen spielt, in einem Ghetto.« Meine damalige Frau, die mich begleitete, fragte: »Welcher Steven denn?« Und Petersen: »Spielberg.« Da brach sie beinahe zusammen, aber bei mir überwog sofort die Skepsis: »Hm, Hollywood-Kino zu diesem Thema, das kann ziemlich in die Hose gehen, das kann schlimmer Kitsch werden.« Also sagte ich Nein. Dass der Film ein grandioses Meisterwerk ist, das wussten wir erst, nachdem er in den Kinos lief.

Dachten Sie beim Zuschauen bei jedem Blick auf Liam Neeson, der Schindler letztlich verkörpert hat: »Das hätte ich sein können.«

Nein, nein, wie schon erwähnt, für so wichtig halte ich mich nicht. Ich habe geheult wie ein Schlosshund, aber nicht wegen der verpassten Chance, sondern weil die Geschichte, wie bei so vielen Deutschen, ein tief in uns sitzendes Schuldgefühl angesprochen hat.

Noch eine hypothetische Frage zum Schluss: Was wäre, wenn aus Ihnen ein Fußballprofi geworden wäre?

Puh. Ein zu unwahrscheinlicher Fall. Ich war technisch und spielerisch sicher gut, aber körperlich hätte es nicht gereicht. An seiner geringen physischen Robustheit ist ja sogar ein göttlicher Spieler wie Johan Cruyff beinahe gescheitert. Ich erinnere mich an einen Sichtungslehrgang für die besten Nachwuchsspieler eines Jahrgangs, ich war dabei, viele andere kleine, schwächliche Talente auch, aber eine Runde weiter kamen dann die Jungs, die am größten und stärksten waren und den Ball besonders hart in den Winkel schießen konnten. So war das damals im Deutschen Fußballbund: Als Techniker hatte man keine große Chance, da wurde man einfach weggetreten.

...

GORILLAZ NEW ALBUM



CRACKER ISLAND

24.02.2023

LP BLACK / LP PINK / LP NEON
LP OPAQUE / CD / DIGITAL



IGGY POP NEW ALBUM



EVERY LOSER OUT NOW

LP COLORED / LP BLACK
CD + POSTER / CD / DIGITAL



»Das Leben ist nicht ideal, das Leben ist Praxis.«

16. Januar 2022, Berlin. Mal eben die Welt retten? Das muss doch möglich sein.

Lavinia Wilson glaubt daran, dass die Menschheit das Ruder noch herumreißen kann. Auf Apokalypse hat sie keine Lust. Während des Interviews sitzt die gefragte Schauspielerin auf dem Teppich in ihrem Wohnzimmer, ein Büro gibt es nicht. Sie hat gerade den Text für ein Casting am nächsten Tag gelernt, nach dem Gespräch wird sie sich mit Freunden zum Abendessen treffen. Kaum ist eine Frage gestellt, sprudeln die Antworten aus ihr heraus.

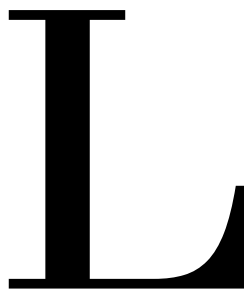
Es falle ihr schwer, sich zu bändigen, sagt sie, sie sei »leider manchmal trampelig«.

Auch wenn die Themen ernst sind – tote Tiere, blutige Jeans –, zeigt sich:

Diese Frau ist unerschütterlich und kann auch über sich selbst lachen.

INTERVIEW: SYLVIE-SOPHIE SCHINDLER | FOTOS: MEIKE KENN





Lavinia Wilson, in Ihrem aktuellen Film liegt ein Pfau am Boden – totgeschossen. Haben Menschen das Recht, Tiere zu töten?

Nein, das haben sie nicht. Wenn wir von der Unantastbarkeit der Würde sprechen, dann muss das für alle Lebewesen gelten, nicht nur für uns Menschen. Wir, die wir im reichen Westen leben, wir können ja anders, wir haben die Wahl. Und das ist das Tolle, was das Menschsein ausmacht: die Wahl zu haben. Natürlich ist es ein hehres Ideal, wenn wir von einer Welt sprechen, in der wir alle vegan leben und in der alle übereingekommen sind: Wir töten keine Tiere, auch nicht für ein Fell oder sonstige Dinge. Aber dann gibt es die Realität, und in der sind Menschen fehlbar. Der kategorische Imperativ von Immanuel Kant ist eine schöne Idee, und es wäre toll, wenn wir uns alle daran halten würden. Aber Leben ist nicht ideal, Leben ist Praxis. Oder anders gesagt, in einer perfekten Welt bräuchten wir so etwas wie den kategorischen Imperativ nicht. Dann wären wir alle glücklich und erleuchtet und mit uns selbst im Reinen, es würde nie irgendetwas Böses passieren. Aber so ist es eben nicht. Meine Kollegin Annette Frier sagt immer, sie würde sich im zukunftsverträglichen Handeln nur eine Vier plus geben, aber sie probiert es trotzdem weiter. Das finde ich sehr sympathisch.

Gehören Sie zu den Menschen, die aus Liebe zum Tier auf Fleisch verzichten?

Ich esse ungern Tiere, ja, aber ich bin da nicht ganz konsequent. Mal mache ich es, meistens nicht. Mir geht es dabei weniger um die Moral oder die Liebe, sondern darum, dass es einfach keinen Sinn macht und unnötig ist. Oft höre ich dann, dass klimagerechtes Verhalten so lustfeindlich sei. Das verstehe ich nicht wirklich, ich kann doch auch als Vegetarierin fantastischen Sex haben.

Grundsätzlich, wie ist Ihr Verhältnis zu Tieren?

Hunde springen nicht so sehr auf mich an, das habe ich auch bei den Dreharbeiten zum neuen Film gemerkt. Ich wollte unbedingt eine innige Beziehung zu dem Hund aufbauen, mit dem wir gedreht haben, das verlangte der Charakter, den ich verkörpert habe. Der Hund ist für diese Figur, die von Menschen oft enttäuscht wurde, eine riesige Projektionsfläche, auf die sie alle unerfüllten Sehnsüchte überträgt. Aber ich konnte zu diesem Tier nicht die

Nähe herstellen, die ich mir gewünscht hatte. Meine Kollegen am Set, Jürgen Vogel und Tom Schilling, haben nur eine Minute mit dem Hund gespielt – und sofort fand er sie super. (lacht) Aber ich bin, wie man so schön sagt, eine Catperson: Ich mag die Unabhängigkeit, die Katzen ausstrahlen, und empfinde sie als wahnsinnig komisch sowie am kuschelfähigsten. Ansonsten neige ich nicht zu Haustieren, ich habe aktuell auch keine. In sehr jungen Jahren hatte ich mal einen Hamster, der hieß Tarzan. Aber der war nur so lange interessant, bis ich mich selbst um ihn kümmern musste. Es gab regelmäßig Streit mit meinen Eltern, weil ich die Reinigung des Käfigs vernachlässigt habe.

Welches Tier bewundern Sie?

Vielleicht muss man, um Tiere zu bewundern, weniger in großen Städten leben, als ich es getan habe. Mich haben Tiere früher nicht über alle Maßen beschäftigt, erst, seit ich Kinder habe, befasse ich mich intensiver mit ihnen. Gemeinsam lesen wir diese Erklärbücher, die sind schon was Tolles. Man kann gar nicht genug staunen über das, was Tiere im Laufe der Evolution entwickelt haben. Schlangen hängen ihre Kiefer aus, Pinguin-Männer sitzen auf den Eiern ... mich beeindruckt der Aufwand, der in der Tierwelt betrieben wird, zum Beispiel bei Vögeln, die sich groß herausputzen, damit das mit der Fortpflanzung klappt. Diesen riesigen Aufwand unternehmen in der Tierwelt in aller Regel die Männer. Bei uns Menschen ist es ja umgekehrt. Wenn man auf Instagram schaut, sieht man unzählige weibliche Körper, die bis zur Unkenntlichkeit verformt sind. Diese Lippen, die heutzutage überall herumgetragen werden, unfassbar. Die würde ich am liebsten alle anfassen, weil ich nicht begreifen kann, dass sich alle solche Lippen spritzen lassen. Und dann setzen diese Schönheitschirurgisch operierten Frauen auch noch Filter auf ihre Fotos, bei denen ich mich frage: Warum nimmt jemand denn Schönheitschirurgie in Anspruch, wenn es Filter gibt?

Das regt Sie auf.

Nicht nur. Es stimmt mich auch nachdenklich. Alle machen auf Body Positivity und gehen raus mit der Botschaft, dass man seinen Körper so akzeptieren soll, wie er ist. Und zugleich wird der weibliche Körper bis zur Unkenntlichkeit verformt. Da herrscht ein enormer Druck, der vor allem auf jungen Frauen lastet. Wir Schauspielerinnen kennen das ja auch.



»Was soll falsch daran sein, etwas zu wollen? Das hält einen doch in Bewegung.«

Gerade wenn es um das Altern geht. Trotzdem bin ich sehr froh, heute, im Jahr 2023, 42 Jahre alt zu sein – und nicht vor zehn Jahren. Denn da wurde noch wesentlich rigoröser aussortiert, sobald die Haut nicht mehr frisch genug war.

Wollen Sie ein guter Mensch sein?

Unbedingt.

Warum?

Keine Ahnung. Wahrscheinlich liegt es an meiner Erziehung.

Was bedeutet das Gut-sein-Wollen in der Umsetzung?

Sei kein Arsch! (lacht) Ich könnte nun etwas von christlichen Werten predigen, aber ich bin nur deshalb getauft, weil meine Eltern in Italien eine Party feiern wollten. Also, ich bin sehr gerne für andere Menschen da – und ich denke, dass das für jemanden, der sich für einen guten Menschen hält, selbstverständlich sein sollte, auch wenn man darauf achten muss, sich dabei nicht selbst zu verlieren.

Wie hart gehen Sie mit sich ins Gericht, wenn Sie etwas falsch gemacht haben?

Wenn es etwas Gutes gibt am Älterwerden, dann ist das sicher, dass man mit sich selbst weniger streng ist. Interessant ist ja nicht der Fehler an sich, sondern wie man damit umgeht. Wenn ich etwas falsch gemacht und damit andere verletzt habe, dann reiße ich mich zusammen, entschuldige mich und

versuche, darauf zu achten, dass es nicht wieder vorkommt.

Welche Kritik hören Sie immer wieder?

Ich weiß, dass ich manchmal trampelig bin. Das zeigt sich vor allem im Dialog. Ich will schnell etwas sagen und lasse andere dann nicht ausreden. Ich denke mir nichts dabei, es ist einfach so, dass ich im Gespräch meistens sehr engagiert bin. Und dann merke ich nicht, dass ich jemandem vielleicht gerade über den Mund fahre. Ich bin froh, wenn ich darauf hingewiesen werde, auch wenn diese Kritik in dem Moment erst mal Scham auslöst.

Was halten Sie von Selbstoptimierung?

Selbstoptimierung ist, wenn man ganz nah am Begriff bleibt, ein großartiges Unterfangen. Eigentlich könnte es ja einfach bedeuten, ein besserer Mensch sein zu wollen. In der Realität geht es aber mehr darum, besser zu performen, um den eigenen Marktwert zu erhöhen. Was für eine ungesunde Perversion. Da sind wir wieder bei Instagram, wo sich permanent Menschen präsentieren, die dort die beste Version ihrer selbst verkörpern wollen. Sie ernähren sich perfekt, haben den gesündesten Lifestyle, »self-care« über alles, sogar die Akzeptanz der eigenen »Schwächen« wird perfektioniert. Wenn man sich diese Leute anschaut, kann man schnell resignieren, weil man feststellt: So perfekt wie die zu sein, das wird dir niemals gelingen.



»Frauen sind nicht die besseren Menschen, aber im Moment sind viele Männer die schlechteren.«

Und da spielt es keine Rolle, dass diese Idealmenschen gar nicht so ideal sind, wie sie es vorgeben zu sein. Perfektionismus macht uns verbissen.

Inwieweit können sich Menschen überhaupt verändern?

Sicher nur bis zu einem gewissen Grad. Ich habe es geschafft, mit dem Rauchen aufzuhören. Und ich mache seit 15 Jahren Yoga, da wäre es schade, wenn ich nicht gelassener geworden wäre. Ein bisschen was geht also schon. (lacht)

Vielleicht irrt sich der Mensch, wenn er denkt, alles sei machbar. Auch Prometheus aus der griechischen Sage hatte eine gottgleiche Idee von sich – und es ging nicht gut aus für ihn.

Diese Idee, dass alles möglich ist, klingt schon sehr nach den USA. Ich bin ja zur Hälfte Amerikanerin und total empfänglich für das amerikanische Pathos. Es ist toll, sich seiner eigenen Wirkmacht bewusst zu werden. Aber, wie gesagt, man muss Grenzen anerkennen. Ich allein kann den Klimawandel nun mal nicht aufhalten. Ist so. Aber ich kann versuchen, Mitstreiterinnen und Mitstreiter dafür zu gewinnen. Und ich kann als Schauspielerin nicht jede Rolle spielen, egal wie oft man mir sagen würde: Doch, du kannst das, alles ist möglich. Aber in meinem privaten Bereich kann ich durch die Möglichkeit, Entscheidungen zu treffen, die auch andere tangieren, etwas bewirken. Wenn ich es gut mache, kann ich meine Söhne zu Feministen erziehen.

Das mag sein. Nur: Sie haben nicht allein Einfluss auf Ihre Kinder.

Ich fürchte, Sie haben recht. (lacht) Es kann natürlich auch ins Gegenteil schlagen: Eine Rebellion gegen die Vorstellungen der Mutter. Und dann sagt einer der Söhne: »Die mit ihrem Feminismus, die kann mich mal kreuzweise!« Dazu fällt mir ein Spiel ein, das wir neulich in der Familie gespielt haben. Es ging darum, die Position eines Familienmitglieds einzunehmen, und einer meiner Söhne sagte: »Also, ich bin die Mama. Esst mehr Gemüse und geht demonstrieren.« (lacht) Das charakterisiert mich eigentlich ganz gut. Einerseits war ich stolz, dass er mich so gut versteht, andererseits, das muss ich zugeben, war ich ein bisschen beleidigt, dass ich als Mutter so begrenzt wahrgenommen werde.

Wie machbar ist Glück?

Ich glaube schon, dass man beeinflussen kann, ein glückliches Leben im Sinne von Zufriedenheit zu führen. Nun müsste man fragen: Was bedeutet dieser Zustand? Wenn wir zum Beispiel der Achtsamkeitstheorie folgen oder einer im Yoga verbreiteten Haltung, liegt der Schlüssel immer darin, dass man dann glücklich ist, wenn man nichts mehr will. Aber ich glaube das nicht. Was soll falsch daran sein, etwas zu wollen? Das hält einen doch in Bewegung. **Der griechische Philosoph Sextus Empiricus war überzeugt: »Jedes willentliche Streben nach Glück muss sein Ziel zwangsläufig verfehlen.«**

Wenn man das Wollen abstellen will, was bleibt dann? Dann bin ich wie ein toter Stein. Vielleicht können das ja irgendwelche Yogis in den Bergen. Ich habe dafür jedenfalls keine Begabung. (lacht)

Vielleicht definieren wir Glück ohnehin falsch. Einen weniger gängigen Blick auf das, was Glück sei, warf Albert Camus in seinem Werk »Mythos des Sisyphos«: »Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.«

Könnte schon sein, theoretisch kann ich das nachvollziehen. Manchmal beschleicht mich aber der Gedanke, dass der Existenzialismus der Versuch ist, die eigene Depression philosophisch zu legitimieren. Es ist natürlich absurd, einen Stein nach oben zu rollen, der immer wieder nach unten rollt. Das mag mit einer Depression vergleichbar sein. Und man rettet sich dadurch, dass man die Depression nicht als Unglück, sondern als Glück bezeichnet, auch wenn das absurd erscheint. Und plötzlich ist wieder Hoffnung da. Aber ich will mich nicht weiter in psychologischer Deutung versuchen.

Es geht ganz entscheidend um das zentrale Thema der Existenzialisten: Freiheit. Übersetzt auf Sisyphos: Ich kann mich ja nur befreien, wenn ich auch davon loslassen kann, dass ich irgendwo ankomme.

So kann man es sehen. Dass man seine Geworfenheit einfach annimmt. Jeder wird in diese Welt geworfen, und vielleicht ist alles Tun ohnehin sinnlos. Ich empfinde Sisyphos aber weniger frei, sondern vor allem lethargisch. Er kommt ja auf keine neuen Ideen, sondern macht immer das Gleiche.

Was ist mit folgender Interpretation? Da ist einer, der die Hoffnung nie aufgibt.

Dann ist er natürlich ein Vorbild. Ich dachte immer, dass Sisyphos weiß, dass der Stein immer wieder runterkommt. Aber vielleicht ist das gar nicht so? Ich bin auch jemand, der an Dinge glaubt, die vielleicht gerade unmöglich erscheinen. Man stelle sich nur vor, Putin wäre in drei Jahren weg und im Iran würde die weibliche Revolution die Menschen befreien. Was wären das für Wahnsinns-Schritte, dann sähe die Welt plötzlich ganz anders aus! Und vielleicht kriegen wir das mit der Rettung des Klimas doch hin, wie stolz könnten wir

dann sein? Diese Geschichte würde ich gerne meinen Kindern und Enkeln erzählen, dafür würde ich immer wieder den Stein rollen. Vor allem für die Rechte der Frauen. Denn wenn die Welt eine andere werden soll, brauchen wir noch viel mehr Frauen in Machtpositionen.

Frauen sind also die besseren Menschen?

Das sind sie sicher nicht, aber im Moment sind doch viele Männer die schlechteren.

Wenn man sich anschaut, wer die Kriege führt, dann sind das eindeutig nicht die Frauen. Und das ist, wie wir wissen, schon in der gesamten Menschheitsgeschichte der Fall gewesen. Natürlich weiß ich nicht, was geschieht, wenn wir Frauen das dominierende Geschlecht in den Machtpositionen sind, einen Versuch wäre es aber wert. Entscheidend ist – man liest es auch in der feministischen Literatur –, einen anderen Begriff von Macht zu prägen. Wir müssen mehr auf Kooperation setzen.

Wann ist Ihnen das Böse zum ersten Mal begegnet?

Das war im Geschichtsunterricht, als wir über das Dritte Reich sprachen, da müsste ich etwa 13 Jahre alt gewesen sein. Erkennen zu müssen, was damals geschehen ist und dass es geschehen konnte. Ein unvorstellbares Grauen. Auschwitz, die Beschreibungen von dieser Rampe, das alles hat mich tief erschüttert.

Ich habe dann, irgendwann später, viel von Hannah Arendt gelesen. Die Banalität des Bösen. Die Frage, an der man verzweifelt: Wie kam es dazu, dass alle mitgewirkt haben?

Haben Sie auch an sich selbst das Böse entdeckt?

Ja, und zwar seitdem ich Kinder habe. So rational und reflektiert ich in der Regel bin: Wenn es darum geht, meine Kinder zu schützen, wenn ihnen Gefahr droht, würde ich – und daran habe ich keinen Zweifel – bis zum Äußersten gehen. Das hört sich wahnsinnig pathetisch an, aber das ist ein Gefühl, das ich vorher nicht kannte. Man kann nur hoffen, dass ich nie in diese Situation kommen werde. Ich kann mich nicht genug darüber wundern, wie verletzlich ich durch die Kinder geworden bin. Zugleich geben sie mir eine wahnsinnige Kraft.

Von Immanuel Kant war bereits die Rede.

Eine seiner vier zentralen Fragen lautet:

»Was ist der Mensch?« Wie ist Ihre Antwort?

Ein Stück Fleisch, in Geld eingewickelt.



DER PFAU

Lavinia Wilson, Jürgen Vogel – und ein Pfau. Der Pfau ist bald tot. Eine Gans verschwindet plötzlich. Dann schneit es. Und was nun? Regie-Shootingstar Lutz Heineking jr. erzählt in »Der Pfau« eine skurrile Geschichte, die sich auf einem schottischen Landsitz ereignet und ziemlich viele Rätsel aufgibt. Was wie ein surrealer Hercule-Poirot-Fall wirkt, basiert auf dem Spiegel-Bestseller von Isabel Bogdan. Mit von der Partie sind auch Annette Frier in der Rolle der geheimnisvollen Köchin Helen sowie Tom Schilling und Serkan Kaya. Zu sehen ist der Film ab dem 16. März im Kino.



ZUR PERSON

Lavinia Wilson (geboren am 8. März 1980 in München) hat nicht nur deutsche Wurzeln, sondern ist, wie sie sagt, »halbe Amerikanerin«: Der Vater ist ein US-amerikanischer Anthropologe, die Mutter Politikwissenschaftlerin. Zur Schauspielerei fühlte sie sich schon früh hingezogen. Mit elf Jahren war sie im Kinofilm »Leise Schatten« von Sherry Hormann zu sehen, nur zwei Jahre später in Vivian Naefes »Todesreigen«, inzwischen hat sie in zig TV-Krimiserien mitgewirkt. Im Kino war sie unter anderem in »Æon Flux« an der Seite von Charlize Theron sowie in der Verfilmung des Charlotte-Roche-Bestsellers »Schoßgebete« zu sehen. Ausgezeichnet wurde sie unter anderem mit zwei Grimme-Preisen. Auch die großen Themen des Lebens begeistern sie: An der Fernuniversität Hagen studierte Lavinia Wilson Philosophie, Geschichte und Soziologie; in ihrer Magisterarbeit befasste sie sich mit den philosophischen Arbeiten von Martin Heidegger und Jacques Derrida. Mit dem Schauspieler Barnaby Metschurat hat sie drei gemeinsame Söhne und lebt in Berlin.

So würde das jedenfalls Ernst Wilhelm Händler sagen, den ich sehr schätze. Das ist die pessimistische Antwort. Ich würde es anders formulieren: Er ist das, was zu lieben fähig ist. Ich weiß, da romantisiere ich dann. Auch da schlägt wohl die Amerikanerin bei mir durch.

Wie steht es aktuell um den Menschen?

Seit einigen Jahren findet eine Polarisierung in der Gesellschaft statt, die mich zutiefst beunruhigt. Ich fühle mich hilflos, weil ich keine Idee habe, wie man da rauskommt. Und die Fronten verhärten sich weiter, ich verstehe überhaupt nicht, wieso das nötig ist. Was ist so schwer daran, unterschiedliche Meinungen auszuhalten? Und wieso muss man überhaupt zu allem eine Meinung haben? Man muss sagen dürfen: Dazu kann ich mich gerade nicht äußern, weil ich keine Ahnung habe. Zum Beispiel bei der Frage nach den Panzerlieferungen an die Ukraine: Woher soll ich wissen, ob man sie liefern sollte oder nicht? Ich habe nicht einen Bruchteil der Informationen, die Menschen in Entscheiderpositionen haben. Und auch moralisch fällt es mir unglaublich schwer, das zu bewerten. Trotzdem ist immer dieser Druck da, eine klare Haltung einneh-

men zu müssen. Und zwar sofort. Das finde ich sehr anstrengend.

Wie reagieren Sie auf eine Position, die zu Ihrer konträr steht?

Mir gefällt das. Ich fühle mich davon nicht angegriffen, sondern mich interessiert, wie jemand dazu kommt, genau diese Position zu vertreten. Und ich prüfe: Was ist da jetzt dran, was ergibt auch für mich einen Sinn? Vielleicht muss ich dadurch meine Haltung neu justieren. Oder ich finde weitere Argumente, die meine Position stärken. In der Regel ist es bereichernd, mit dem, was mich vom anderen unterscheidet, konfrontiert zu werden.

Für was haben Sie kein Verständnis?

Wenn über Menschen Schmutz ausgekübelt wird. Es ist unfassbar, welche Beschimpfungen im Netz losgetreten werden, da blickt man wirklich in Abgründe. Wenn ich mir beispielsweise die Kommentare anschau, mit denen Klimaaktivisten fertiggemacht werden. Unterste Schublade, widerlich. Das geht bis dahin, dass ihnen der Tod gewünscht wird und man ihnen droht, ihre Gräber zu bespuken. Was für eine Diarrhö an Aggression über diese Menschen ergeht, ist für mich nicht gut auszuhalten. Hass kann keine Lösung sein. Ich finde auch nicht alles gut, was die »Letzte Generation« macht, aber man muss den jungen Leuten ihre Sicht zugestehen. Die haben Angst – und zwar zu Recht. Und ich finde, es ist zu viel verlangt, dass sie in ihrer Panik nun auch noch supersympathische und lustige Aktionen machen sollen. Ihre Methode besteht ja gerade nicht darin, harmlos zu sein, sondern den Alltag zu unterbrechen. Im Gegensatz zu den Reichsbürgern und anderen Rechten fühlen sie sich aber trotzdem der Demokratie und dem Rechtsstaat verpflichtet. Letztlich fordern sie nicht mehr, als dass die Politik ihre eigenen Versprechen einhält. Aus meiner Sicht haben sie das diskurstheoretisch ohnehin gut gemacht: Innerhalb eines halben Jahres in jeder Talkshow zu sitzen, in der medialen Berichterstattung so viel Aufmerksamkeit zu erhalten, das ringt mir Respekt ab.

Nun wäre aber die Frage, ob Panikmache etwas bringt oder eher unser Handeln lähmt. Sollten wir nicht viel mehr Einspruch erheben gegen die Endzeitstimmung?

Ich weiß nicht, wie realistisch die düsteren Zukunftsvisionen der »Letzten Generation«

»Ich möchte, dass es mir gar nicht mehr möglich ist, böse zu konsumieren.«

sind, aber wenn ich den Berechnungen der allermeisten Klimawissenschaftler Glauben schenke – und das tue ich – dann sehe ich, dass weltweit immer noch nicht verstanden wird, dass es fünf vor zwölf ist. Mindestens. Mir graut vor der Vorstellung, dass meine Kinder in einer verdorrten Stadt leben müssen oder in einem Europa, in dem man sich verschanzen muss. Um das dicke Mauern gezogen werden, um wegen der Klimakatastrophe flüchtende Menschen fernzuhalten. Abgesehen davon gibt es sie ja, die positiven Zukunftsvisionen, die Erzählungen darüber, dass wir viel mehr zu gewinnen als zu verlieren haben – wenn wir jetzt entschieden handeln.

Es bleibt trotzdem die Frage, mit welchem Recht man anderen seine Position aufzwingen darf.

Wir sind alle betroffen. Das kann niemandem egal sein. Und es ist nur zu stemmen, wenn wir alle an einem Strang ziehen. Die Politik muss all ihre Gestaltungsmöglichkeiten ausschöpfen, die Konzerne müssen die Erhaltung der Natur über Profitinteressen stellen – oder von der Gesellschaft dazu gezwungen werden. Ich habe es so satt, dass die Gewinne privatisiert und die Kosten von uns allen getragen werden. Es geht nicht, dass das Problem nur uns kleinen Privatmenschen aufgebürdet wird. Dagegen müssen wir uns wehren. Die Industrie redet uns ein, dass es nur darum geht, dass wir gut konsumieren. Ich aber möchte, dass es mir gar nicht mehr möglich ist, böse zu konsumieren.

Sie sprachen eingangs davon, dass es entscheidend ist, ja, dass es unser Menschsein ausmacht, die Wahl haben zu können. Warum nicht bei diesem Thema?

Stimmt. Das ist widersprüchlich. Trotzdem, ich verstehe einfach nicht, warum Jeans verkauft werden, an denen Kinderblut hängt, warum sowas überhaupt angeboten wird. Ich möchte gar nicht erst gezwungen werden, mich damit auseinanderzusetzen. Und wenn, dann fordere ich maximale Transparenz. Wenn ich billiges Schweinefilet kaufe, dann will ich Fotos, wie auf Zigarettenpackungen. Ich will sehen, unter welchen Bedingungen das Schwein vorher gelebt hat. Und genauso will ich bei den Jeans sehen, wie sie produziert wurden. Ich bin mir sicher, dass viele Menschen dann regelmäßig eine andere Wahl treffen würden.

Möglich wäre natürlich auch, dass der Mensch die Katastrophe braucht.

Das scheint mir leider so. Dass es einen Antagonisten geben muss, damit etwas in Bewegung kommt, damit wir gesellschaftlich das verändern, was verändert werden muss. Mir wäre natürlich lieber, dass wir uns nicht über das Negative entwickeln, sondern über das Positive. Aber egal, was der Motor ist: In der Tiefe meines Herzens glaube ich fest daran, dass wir Menschen zu viel mehr in der Lage sind, als wir glauben. Und ich entschuldige mich schon jetzt dafür, wenn sich das nach einem blöden Instagram-Spruch anhört. (lacht) ...



OTTESSA MOSHFEGH

»Was für ein grauenvolles Meisterwerk!«

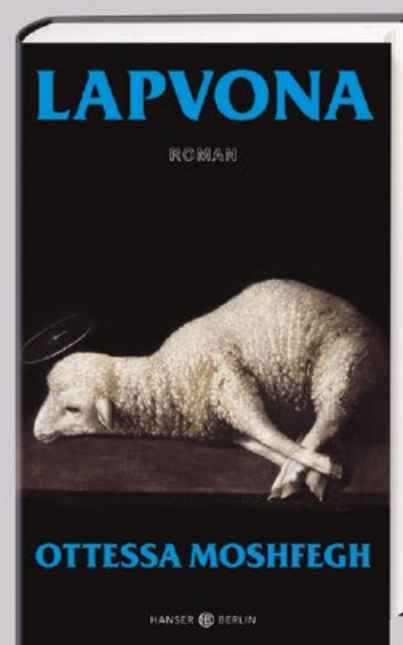
Theresia Enzensberger

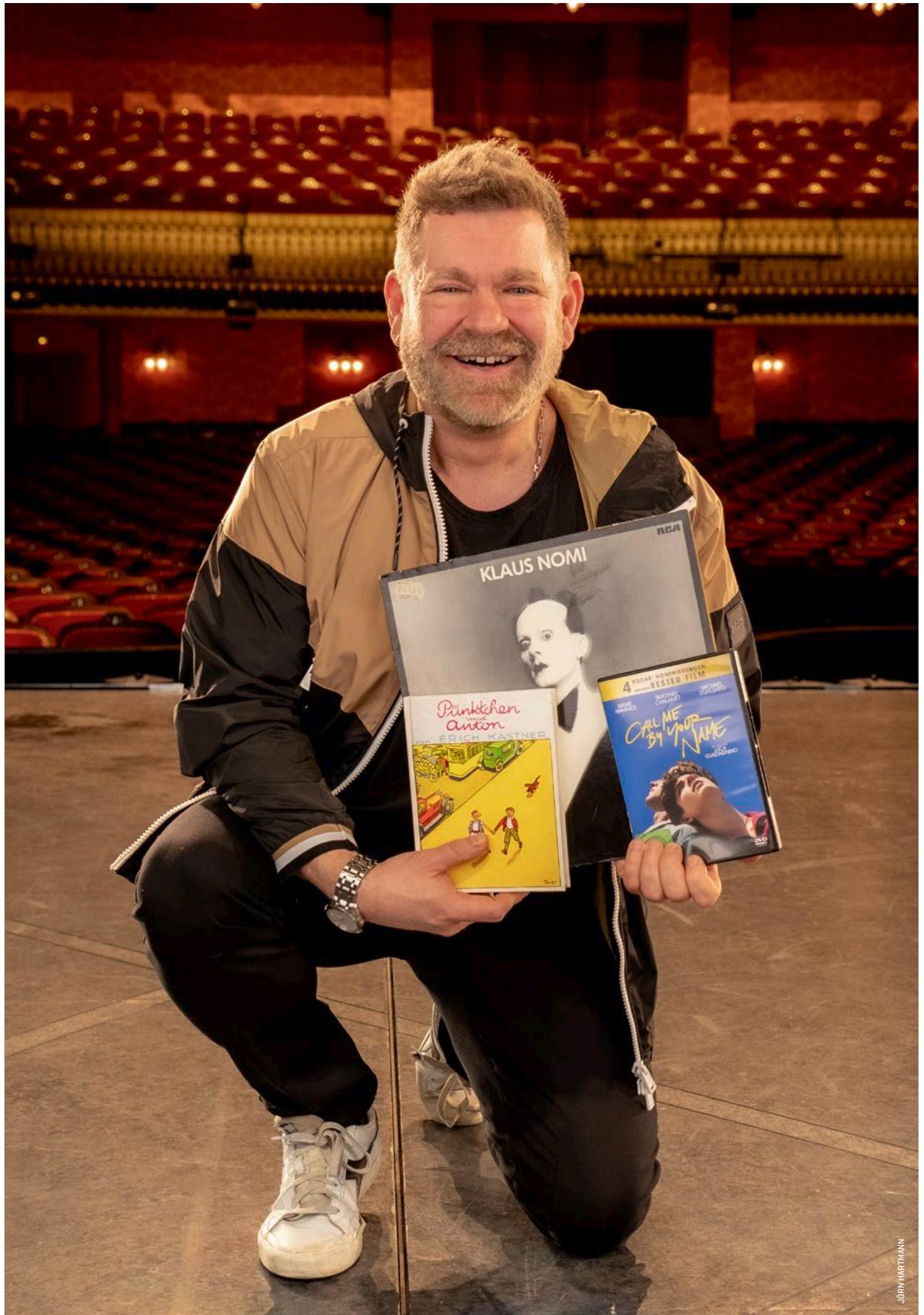
»Je mehr Ottesa Moshfegh man liest, umso schwieriger wird es, sich vorzustellen, dass sie jemals ein schlechtes Buch schreiben könnte.«

**Samir Sellami,
SÜDDEUTSCHE ZEITUNG**



HANSER BERLIN
BÜCHER DER SECHS





PETER PLATE über seine Favoriten

»Diesen Film kann man atmen!«

Peter Plate legt nicht nur bei seiner Arbeit als Produzent, Texter und Komponist viel Wert auf große Gefühle, sondern auch bei der Auswahl seiner Lieblingswerke, deren Einflüsse nicht zuletzt in seiner Musik wiederzufinden sind.

DAS ALBUM

Klaus Nomi »Klaus Nomi« (1981)

Unter vielen verschiedenen Lieblingsplatten ist es natürlich total schwierig, nur eine auszuwählen. Dennoch fällt meine Wahl auf Klaus Nomi und das nach ihm benannte Album aus dem Jahr 1981. Nomi war ein deutscher Countertenor und man könnte ihn als Revolutionär der modernen Musik beschreiben, der als einer der ersten Künstler Opern- und Popmusik miteinander vermischte. Mit seinem außergewöhnlichen Stil gelang es ihm, die Aufmerksamkeit internationaler Stars wie beispielsweise David Bowie auf sich zu ziehen. Ich selbst habe Nomi zum ersten Mal bei Thomas Gottschalk in der Sendung »Na sowas!« gesehen und war sofort begeistert. Zu dem Zeitpunkt steckte ich mitten in der Pubertät und hatte mich noch nicht geoutet. Seine Musik, seine Texte und sein Kampf gegen AIDS haben mich so sehr inspiriert, dass wir ihm später auf dem Rosenstolz-Album »Soubrette werd' ich nie« den Song »Klaus-Trophobie« gewidmet haben. Meine Verehrung für Klaus Nomi führt so weit, dass Ulf Leo Sommer und ich nun auch in unserem neuen Musical »Romeo & Julia - Liebe ist alles« einen Countertenor integriert haben.

DAS BUCH

Erich Kästner »Pünktchen und Anton« (1931)

Nach langem Überlegen fällt die Wahl meines Lieblingsbuches tatsächlich auf »Pünktchen und Anton« von Erich Kästner. Ich erinnere mich, dass ich mich als Kind von seinen Geschichten sehr ergriffen gefühlt habe, einfach weil er die große und wunderbare Gabe besaß, sehr bildlich schreiben zu können, sodass man geradezu in die Geschichten hi-

neingezogen wird. Ich wollte beispielsweise immer sofort zusammen mit Pünktchen und Anton losziehen und tolle Abenteuer mit ihnen erleben. Auch nach dem Lesen von »Das doppelte Lottchen« hätte ich am liebsten mit dessen Mutter einen Ausflug unternommen und wäre dabei gewesen. Kästners besondere Art, Freundschaft zu porträtieren, ist genial und begleitet beziehungsweise inspiriert mich noch bis zum heutigen Tag. Ein unfassbar begabter Autor und auf jeden Fall mein Held!

DER FILM

»Call Me By Your Name« (2017)

Auch diese Wahl ist mir alles andere als leichtgefallen. Aber letzten Endes entscheide ich mich trotzdem eindeutig für »Call Me By Your Name« vom italienischen Regisseur Luca Guadagnino aus dem Jahr 2017. Vor allem deshalb, weil der Film so unglaublich emotional ist. Beim Anschauen liefen mir die Tränen runter – aus Rührung, aus Traurigkeit, aus Begeisterung, aus zu viel Midlife-Crisis, Sehnsucht und Respekt. Diesen Film kann man quasi atmen! Die Weisheit, die darin steckt, und die Inszenierung sind bombastisch. Insbesondere die Szene, in der der Junge sich seinem Vater öffnet und sich vor ihm outet, ist mir ganz genau in Erinnerung geblieben. Ich weiß noch, wie mich das unglückliche Verliebtsein des Sohnes und die Reaktion des Vaters darauf tief beeindruckt und berührt haben. Der Vater sagt »Was du fühlst, fühlen einige ihr Leben lang nicht« – und hat damit natürlich komplett recht. »Call Me By Your Name« hat einen so bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen, dass er sogar eine nicht unwesentliche Rolle bei der Entstehung des Songs »Vincent« von Sarah Connor gespielt hat.

PETER PLATE

Peter Plate (geboren am 01. Juli 1967 in Neu-Delhi, Indien) ist Sänger, Produzent, Texter, Komponist. Bereits als Jugendlicher entdeckte er seine Leidenschaft für Musik, schrieb mit Freunden ein Musical und produzierte erste Musikkassetten. Im Laufe seiner Karriere, die 1991 mit der Gründung des Duos Rosenstolz begann, arbeitete er bereits mit einigen renommierten deutschen Künstlern zusammen, darunter Helene Fischer, Sarah Connor, Maxine Kazis und Max Raabe. Mit dem Rosenstolz-Liedschreiber Ulf Leo Sommer verbindet Plate bis heute die engste Zusammenarbeit. Ende November 2021 wurde die Musicalumsetzung der ZDF-Serie »Ku'damm 56« in Berlin uraufgeführt, bei der die beiden nicht nur für Texte und Musik, sondern auch für die Produktion verantwortlich zeichnen. Das Musical wurde im Herbst 2022 in vier Kategorien mit dem Deutschen Musical Theater Preis ausgezeichnet. Am 19. März 2023 feiert im Berliner Theater des Westens Plates und Sommers neues Musical »Romeo & Julia - Liebe ist alles« Premiere, für das das Komponistengespann zwei Dutzend neue Songs über das »schönste Gefühl der Welt« geschrieben hat. Im musikalischen Zentrum steht der Rosenstolz-Klassiker »Liebe ist Alles«, der hier als kräftige, mehrstimmig arrangierte Ensemble-Nummer wiedergeboren wird. Begleitend zum Musical erscheint am 10. März der Soundtrack auf CD.

»Ich lebe heute ein anderes Leben.«

30. November 2022, Berlin. Wenige Minuten verspätet meldet sich Jens Spahn aus seinem Abgeordnetenbüro im Jakob-Kaiser-Haus, wegen der engen Terminlage findet das Interview virtuell statt. Man merkt Spahn – im Hemd, ohne Krawatte – an, dass er Lust auf das Gespräch hat. Er mag es zu kommunizieren, mag den Diskurs, auch den Streit. Seit gut einem Jahr ist der CDU-Politiker nicht mehr der Gesundheitsminister während einer Pandemie, sondern »nur« noch ein normaler Abgeordneter. Wie sehr ihn die Zeit als Corona-Krisenmanager geprägt hat, zeigt, dass das aktuelle Datum noch einmal die Nachrichtenlage von vor einem Jahr ins Gedächtnis zurückholt: »Ende November 2021? Da mussten wir Lieferungen des Impfstoffes von Biontech einschränken. Worauf ein medialer Aufschrei folgte.« Nicht der einzige. Im Gespräch geht es auch um die Langzeit-Dokumentation »Second Move Kills«, für die ihn der Filmemacher Aljoscha Pause jahrelang beobachtet hat.

INTERVIEW: ANDRÉ BOSSE | FOTOS: NILS STELTE



Jens Spahn, der Filmemacher Aljoscha Pause hat Sie fünf Jahre lang begleitet. Herausgekommen ist eine zehn Stunden lange Doku. Wie viel davon haben Sie gesehen?

Von den neun Folgen habe ich mir bislang sieben angeschaut. An ein paar Stellen spule ich aber vor.

An welchen?

Wenn ich im Fitnessstudio bin, denn beim Sport schaue ich mir nicht so gern zu. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich sehe mich grundsätzlich nicht allzu gerne selbst im Fernsehen oder höre meine Stimme im Radio.

Sie hätten die Doku ja auch gar nicht schauen müssen.

Na ja, ich wollte das schon gesehen haben.

Eine Abnahme im Vorfeld gab es nicht?

Nein, ich hatte keinen Einfluss auf das, was genau Herr Pause filmt und was er damit macht. Es war für mich ein wichtiges Prinzip, an keiner Stelle etwas noch mal zu drehen, weil ich möglicherweise komisch den Gang heruntergelaufen bin. Wenn Herr Pause mit seinem Team dabei war, dann mussten sie das alles direkt einfangen – und ich musste damit rechnen, dass sie das auch tun.

Es ist echt.

Ja. Nichts ist nachgespielt.

Weil Sie gerade danach gefragt haben: Ich höre meine Stimme auch nicht gerne auf einer Aufnahme. Warum ist das eigentlich so?

Man selbst sieht und hört sich anders, als es der aufgenommenen Wirklichkeit entspricht. Sieht und hört man sich im Film, verlieren der eigene Blick und das eigene Ohr an Bedeutung. Das löst ein anthropologisch angelegtes Unbehagen aus.

Ein gewisses Unbehagen über die Anwesenheit des Filmteams wird bei Ihnen an zwei Stellen deutlich. Einmal sind Sie mit Ihrem Ehemann auf einer Wanderung und klettern etwas unbeholfen über einen Zaun...

... da habe ich auch vorgespielt ...

... dann stehen Sie in der letzten Szene der Doku in einem Aufzug, zusammen mit einem Arbeiter, der irgendwas im Bundestag zu tun hatte. Sie – deutlich größer – schauen ihm in die Augen,

machen einen kurzen Spruch, er nickt nur, danach: gemeinsames Schweigen.

Diese Szene erinnert mich an Begebenheiten ganz am Anfang meiner Zeit im Bundestag, wenn ich zufällig auf dem Weg zur Fraktionssitzung mit der Kanzlerin im Aufzug stand, die immer noch drei, vier Leute als Entourage dabei hatte. Da ergaben sich auch solche Momente des Schweigens.

Warum haben Sie nichts zur Kanzlerin gesagt?

Na ja, ich dachte mir, wahrscheinlich ist sie als Kanzlerin froh, mal ein paar Minuten lang nichts sagen zu müssen. Und sei es im Aufzug. Gleichzeitig wusste ich aber auch nicht so recht, wohin mit mir. Das hat sich dann geändert, als wir uns besser kennengelernt haben.

Gab es in der Doku Stellen, bei denen Sie gedacht haben: Der, den ich da sehe, das bin eigentlich gar nicht mehr ich?

(überlegt) Weil ich mich im Laufe der Jahre verändert hätte?

Eher weil das nicht mehr der Jens Spahn war, den Sie morgens und abends vom Blick in den Spiegel kennen.

Na ja, dass es sich in den Jahren der Pandemie um eine Zeit mit großer Anspannung handelte, mit vielen Tagen des Funktionierens und des Funktionieren-Müssens, das ist ja klar. Und das merkt man mir vielleicht auch an.

In den Interview-Ausschnitten, die nach Ihrer Zeit als Gesundheitsminister gedreht wurden, wirken Sie auf jeden Fall entspannter.

Ich lebe heute ein anderes Leben. Es gibt eine andere Tagesstruktur mit weniger Terminen, der große Entscheidungsdruck ist weg. In meinem jetzigen Leben wird weniger vorgegeben, und ich habe gemerkt, wie nach und nach eine innere Belastung abgefallen ist. Dass ich aber in der intensivsten Phase der Pandemiebekämpfung nicht mehr ich war, das würde ich nicht sagen. Ich war ich – in einer anderen Lage.

Wie sind Sie damals abends zur Ruhe gekommen?

Ich habe grundsätzlich einen gesunden Schlaf. Das ist eine gute Voraussetzung dafür, auch in stressigen Phasen Ruhe zu finden.

Man hat manchmal den Eindruck, viel und gut zu schlafen sei in der Politik eher ein Handicap ...

Es gibt Politikerinnen und Politiker, die – wenn



»Mit der These, dass wenig Schlaf ein Merkmal von guter Arbeit ist, kann ich nicht viel anfangen.«

ich mir einige ihrer Äußerungen anhöre – es als Qualitätsmerkmal zu betrachten scheinen, wenig zu schlafen, weil das impliziert, viel zu arbeiten, und das sei gut.

Sie arbeiten viel und schlafen viel.

Sagen wir so: Ich versuche, genug zu schlafen. Schon deshalb, weil ich der Überzeugung bin, dass ausgeschlafene Menschen emotional stabiler sind und bessere Entscheidungen treffen. Mit der These, dass wenig Schlaf ein Merkmal von guter Arbeit ist, kann ich nicht viel anfangen.

Und das mit dem gesunden Schlaf funktionierte auch in den intensivsten Tagen der Pandemie?

Mein Mann lag häufiger wach als ich. Er war natürlich auch involviert und von dem Geschehen belastet, weil das, was während der Pandemie geschah, Auswirkungen auf einhundert Prozent meines Lebens hatte. Es gab keine Bereiche mehr, die nicht davon beeinflusst wurden.

Bis auf den Schlaf.

Genau, weshalb ich froh war, genug geschlafen zu haben.

Und das ging selbst dann, wenn Sie am Tag wirklich rund um die Uhr als Krisenmanager gefragt waren?

Ja. Es kam vor, dass ich noch in der Minute vor dem Einschlafen auf meinem Handy was gecheckt habe. Dann die Augen zu und gute Nacht. Aber das geht doch heute vielen Menschen so, oder nicht?

Schon, aber die meisten gucken vielleicht noch mal in die WhatsApp-Gruppe unter Freunden und müssen sich nicht mit Themen beschäftigen, bei denen man weitreichende Entscheidungen zu treffen hat.

Was ich nicht gemacht habe, war, am Vorabend die Nachrichtenlage des nächsten Tages zu checken. Denn wenn du kurz vorm Einschlafen noch liest, was am nächsten Tag an Kritik in die Schlagzeilen kommt, dann ist es mit dem gesunden Schlaf vorbei. Daher habe ich mich bemüht, diesen Blick auf den nächsten Morgen zu verschieben.

Wenn es keine Bereiche mehr gab, die nicht vom Zeitgeschehen beeinflusst wurden: Haben Sie sich Nischen geschaffen?

Ja, mein Mann und ich haben das Ritual gepflegt, samstags und sonntags drei bis fünf Stunden lang unterwegs zu sein, zu Fuß in der Mark Brandenburg. Nennen Sie es Wanderungen oder Spaziergänge, irgendwas dazwischen.

Die Doku zeigt: Auch da haben Sie viel geschwiegen. Ist das eine Qualität von Paaren, auch mal nichts zu sagen?

Ich finde schon. Es gibt Menschen, die es zum Beispiel auf Autofahrten nicht aushalten, ein paar Minuten nicht zu reden oder gar eine halbe Stunde zu schweigen, in die Landschaft zu schauen, sich aufs Fahren zu fokussieren. (überlegt) Sie haben vorhin diese Szene im Aufzug angesprochen, das war ja



eher ein unangenehmes Schweigen, wobei, unangenehm ist das falsche Wort... (überlegt) Es entstand ja aus einer Situation der Unsicherheit heraus.

Links ein Minister, rechts ein Mann, der handwerklich im Bundestag zu tun hat.

Ja, es gab in diesem Moment keinen offensichtlichen Bezug, daher schweigt man – und dieses Schweigen fühlt sich, lassen wir es doch bei dem Wort, eher unangenehm an. Das Gegenteil davon ist das vertraute Schweigen: am Frühstückstisch, im Auto, bei Spaziergängen oder meinetwegen auch im Aufzug. Man ist zusammen, ohne reden zu müssen. Das gehört zu einer guten Beziehung dazu, das ist eine positive Eigenschaft.

Der Münsterländer, der sich aufs Schweigen versteht ...

... vor Kurzem sagte mir jemand, das sei ja schon fast eine Masche, so viele Dinge auf meine Herkunft aus dem Münsterland zu schieben. Keine Ahnung, wie viel sich damit wirklich erklären lässt. Sicher ist aber, dass diese Doku, wie übrigens auch das Buch, das ich geschrieben habe, für mich etwas Besonderes sind, weil ich niemand bin, der viel über seinen Gefühlshaushalt spricht. Weder in der Öffentlichkeit noch im privaten Bereich.

Sind Sie gut darin, sich selbst zu disziplinieren?

Nö. (lacht) Das ganze Leben ist gespickt mit guten Vorsätzen.

Von denen Sie wie viele einhalten?

Zu wenige.

Welchen würden Sie gerne einhalten, es klappt

aber einfach nicht?

Jeden Morgen eine halbe Stunde Sport zu machen. Das klappt mittlerweile zwei- bis dreimal pro Woche, aber das Ziel ist fünfmal die Woche.

Und am Wochenende dann weiterhin wandern.

Genau.

Welche Art von Sport?

20 Minuten auf dem Hometrainer, dazu ein bisschen Krafttraining für den Rücken – und ein paar Minuten Zeit fürs Morgenyoga, da gibt's sehr gute Apps.

Wie wäre es mit einem Hund? Der bringt einen dazu, sich morgens die Zeit für Bewegung nehmen zu müssen.

Wenn der nur morgens rausmüsste, wäre das eine Option. Aber der muss ja dann ständig raus, und das ist bei meiner Tagesstruktur ein Problem.

Sie sagen an einer Stelle im Film, kurz nachdem Karl Lauterbach Sie als Gesundheitsminister abgelöst hat, nun sei die Zeit gekommen, in der der »Bürger Spahn« zurückkomme. Hatten Sie in Ihrem Amt und in dieser krisenhaften Zeit – im übertragenen Sinne – Ihre Bürgerrechte verloren?

Zumindest war es so, dass das Staatsamt wichtiger war als die Person dahinter. Die Funktion war das, was zählte. Wer in die Politik geht und dort Verantwortung tragen will, der muss damit rechnen, dass so etwas passieren kann. Dass es dann nicht mehr um mich geht, um Jens, sondern dass ich die Funktion des Bundesministers wahrnehmen muss. Dazu gehört auch das Bewusstsein, dass ich in jeder Sekunde, in der ich unterwegs bin, als Amtsträger

»Wer in die Politik geht und dort Verantwortung tragen will, der muss damit rechnen, dass so etwas wie eine Pandemie passieren kann.«

betrachtet werde und somit Erwartungen an mich gestellt werden. Und zwar zu Recht.

Gab es Einschränkungen?

Ich musste zum Beispiel damit leben, dass jeder, der mich sah, das Recht besaß, sein Handy zu nehmen und mich zu fotografieren. Das soll jetzt nicht nach Mimimi klingen, das ist mir wichtig. Spitzenpolitik mache ich freiwillig, mich hat ja niemand dazu gezwungen. Ich habe vor Kurzem einen interessanten Artikel darüber gelesen, dass es Berufe gibt, bei denen es wichtig bleibt, dass man sich korrekt kleidet. Bei Piloten, Ärzten oder Richtern gehe es nicht um den Einzelnen und seine individuelle Ausprägung, sondern darum, dass diese Menschen mit ihren Berufen eine Aufgabe erfüllen und damit eine Verantwortung tragen – mit der Folge, dass das Individuelle ein Stück weit in den Hintergrund rückt. Damit das Flugzeug fliegt, die Operation gelingt, vor Gericht die richtigen Urteile gefällt werden.

Aber was hat das mit der Kleidung zu tun?

Es geht ja auch darum, dass Vertrauen entstehen kann. Vertrauen darin, dass der Pilot das Flugzeug erfolgreich starten und landen wird. Als Passagier lege ich großen Wert darauf, dass mein Pilot im Moment seiner Berufsausübung in erster Linie Pilot ist, dass er darauf in der Zeit des Fluges seinen Fokus legt – und nicht auf die Vielfalt seiner Charaktereigenschaften. Und ich denke, dass das korrekte Äußere, also die Pilotenuniform oder Anzug und Krawatte bei Ministern, diesen Fokus widerspiegelt. Es schafft Vertrauen.

Im Bundestag ist eine Entwicklung weg vom förmlichen Kleidungsstil, hin zu einer individuellen Vielfalt zu erkennen.

Ja, es scheint so zu sein, dass es vielen immer egal wird, wie sie – auch in einer Funktion – gekleidet sind. Klar, daraus entsteht ein Bild der individuellen Vielfalt. Aber wenn dann jemand ans Rednerpult geht, der aussieht wie ... ich benenne das lieber nicht genauer – ich glaube, dass das insgesamt dem Ansehen und dem Vertrauen einer Institution nicht guttut. Nehmen Sie eine Gerichtsverhandlung, da werden im Namen des Volkes rechtlich bindende Urteile gesprochen. Wenn da alle in Polohemd und Jeans rumsitzen würden, angefangen beim Richter, dann würde das der Ins-

titution nicht gerecht. Es spielt keine Rolle, ob der Richter Manfred oder Mohammed heißt, ob er katholisch oder protestantisch ist, ob er homo-, trans- oder heterosexuell ist – worauf es allein in seiner Funktion ankommt: Er verkörpert den Staat, der im Namen des Volkes ein Urteil spricht, das große Konsequenzen für alle Beteiligten haben wird. Nicht, dass wir uns missverstehen, ich will nicht, dass Richter oder Anwälte in Deutschland ihre gesamte Individualität an der Garderobe abgeben, und es muss auch niemand Perücken tragen, wie es im Vereinigten Königreich der Fall ist. Wir leben in den 20er-Jahren des 21. Jahrhunderts, nicht mehr im Jahr 1970 oder gar 1870. Aber die Grundidee einer standesgemäßen Kleidung, die finde ich auch heute noch richtig. Betrachten Sie mich in diesem Bereich als einen Konservativen. (lacht)

Dass es in der Funktion als Gesundheitsminister nicht auf das Individuum ankommt, zeigen die beiden Übergaben, die Sie erlebt haben. Erst erhielten Sie das Gesundheitsministerium 2018 von Ihrem Parteifreund Hermann Gröhe, dann haben Sie es 2022 an Karl Lauterbach übergeben.

Glauben Sie mir, es ist für einen selbst nicht leicht zu realisieren, dass es nicht auf die eigene Person ankommt. Aber dennoch war genau das gut und richtig, dass sich am 8. Dezember 2022 in der Sekunde der Übernahme der gesamte Apparat auf den Nachfolger ausgerichtet hat. Ich habe diesen Moment, der zur Demokratie dazugehört, wirklich physisch gespürt.

Inwiefern?

Es tat weh.

Sie waren sichtlich gerührt.

Es muss so sein. Sonst funktioniert der Laden nicht.

Interessant ist, dass es Anfang 2021 eine Phase gab, in der Sie innerhalb weniger Wochen vom beliebtesten deutschen Politiker zum Sündenbock aller politischen Misserfolge in der Pandemiebekämpfung wurden. Das war genau die Zeit, in der Sie wieder als CDU-Politiker mit Machtanspruch auftraten – und nicht mehr rein in der Funktion eines Bundesministers. Hat dieser Umstand die plötzlich schlechten Beliebtheitswerte noch beschleunigt?



WIR WERDEN EINANDER VIEL VERZEIHEN MÜSSEN

Als Politiker mit gutem Gespür für Themen und Sprache wird Jens Spahn gewusst haben, welche Kraft der Satz hat, den er als Bundesgesundheitsminister in der frühen Phase der Pandemie im Frühling 2020 im Bundestag formulierte: »Wir werden einander viel verzeihen müssen.« Folgerichtig hat er seinem Buch über »Inneneinsichten einer Krise« genau diesen Titel gegeben. Das Besondere an Spahns Rückschau: Das Buch liest sich nicht wie eine Rechtfertigung, sondern wie ein reflektierter Report über eine Zeit, in der viele Dinge ohne Blaupause entschieden werden mussten – und daher Fehler so selbstverständlich waren wie das Amen in der Kirche.



ZUR PERSON

Jens Spahn (geboren am 16.05.1980 in Ahaus) wuchs im westlichen Münsterland im Dorf Ottenstein bei Ahaus auf. Nach dem Abitur absolvierte er eine Ausbildung zum Bankkaufmann bei der Westdeutschen Landesbank in Münster, in die Junge Union trat er 1995 ein. In den Stadtrat von Ahaus wurde er 1999 gewählt, 2002 zog er erstmals als direkt gewählter Abgeordneter in den Bundestag ein. Er profilierte sich dort zunächst als Gesundheitspolitiker, wechselte 2015 als Staatssekretär unter Wolfgang Schäuble ins Finanzministerium, bevor ihn Angela Merkel 2018 zum Bundesgesundheitsminister machte. Mit Beginn der Coronakrise war Jens Spahn für viele Monate das Gesicht der Pandemiebekämpfung. Ende 2020 war er der beliebteste Politiker Deutschlands, dann folgte ein heftiger Absturz in den Beliebtheitswerten. Bereits 2012 hatte er sich in einem Spiegel-Interview als homosexuell geoutet, 2017 heiratete er den Burda-Journalisten Daniel Funke, mit dem er zusammen in Berlin lebt.

Da kamen einige Facetten zusammen: Erstens geriet die Pandemie erneut in eine sehr schwierige Phase, weil der zweite Lockdown, der ja einen dritten und vierten enthielt, wahnsinnig viel Frust und berechtigte Enttäuschungen produzierte – zumal wir in der Politik diese Erwartungen geschürt hatten, bis Weihnachten 2021 aus dem Gröbsten raus zu sein. Zweitens wurde in dieser Phase die Pandemiepolitik auch zur Parteipolitik, Landtagswahlen standen an, die Bundestagswahl rückte näher, in der Folge kam es extern, aber auch CDU-intern zu Machtfragen, ganz konkret: Wer wird Parteichef, wer Kanzlerkandidat? Ich war verbunden mit Armin Laschet, die Frage mit Markus Söder war noch nicht geklärt. Ich hatte zwar persönlich noch gute Umfragewerte, war aber bei den entscheidenden Rennen selbst nicht dabei. Mir war klar, dass diese gesamte Gemengelage sehr störanfällig war und Risikopotenzial besaß. Und dann kamen noch persönliche Fehler hinzu: Die Termin-Ankündigung für flächendeckende Schnelltests zum Beispiel. »Haste Scheiße am Fuß, dann haste Scheiße am Fuß.« Das hat der Fußballer Andi Brehme mal gesagt.

Und das stimmt leider! Wobei es auch andersherum funktioniert: Wenn's läuft, dann läuft's. In der Phase vorher gab es noch eine Grundzufriedenheit mit meiner Arbeit. Wenn dann Fehler geschahen, passierte danach gar nicht viel. Ein Beispiel ist das Abendessen in Leipzig während der Lockdownzeit, von den Medien »Spendendinner« genannt. Stattgefunden hatte es bereits im Oktober 2020. Es war auch da schon den Medien bekannt. Zum Thema wurde es dann erst ein paar Monate später, als der perfekte Sturm schon aufgezogen war.

Und dann entlud sich dieser über Ihnen. Nach einigen Wochen eitel Sonnenschein zuvor.

Genau.

Wie muss man gebaut sein, um diese – um im Bild zu bleiben – Extremwetterlagen auszuhalten?

Es gibt diesen schönen Satz, der banal klingt, aber viel Wahrheit enthält und vieles leichter macht: »Wenn's so ist, dann ist es halt so.« (lacht) Was nicht heißt, dass ich kein Leben führe, bei dem nicht auch Zögern und Zweifeln dazugehören.

Da könnte ich jetzt wieder mit der Münsterländer Masche kommen ...

... ja, aber es ist wirklich so, dass ich dieses Lebensprinzip von klein auf mitbekommen habe, in meinem kleinen Dorf im Münsterland. Wenn jemand Mist baut, dann redet man drüber, macht aber kein wochenlanges Drama daraus. Das war bei uns zu Hause so, auch im gesamten Dorf – und führte zum Grundvertrauen, in dieser kleinen Gemeinschaft notfalls auch die zehnte oder zwanzigste Chance zu bekommen. Das gibt Sicherheit, das schafft Übersichtlichkeit.

Wie haben Ihre Eltern Ihnen dieses Grundvertrauen vermittelt?

(überlegt) Sie haben mir das Gefühl mitgegeben, dass es okay ist, wie es ist. Auch das klingt banal. Aber auch hier: Wer sich damit beschäftigt, entdeckt die Tiefe. Ich besuche gerne Kitas und Schulen, und wenn ich sehe, welche Kinder gegenüber anderen benachteiligt sind, dann sind das häufig Mädchen und Jungen, bei denen diese Grundakzeptanz zu Hause fehlt, dieses Gefühl, bedingungslos geliebt und angenommen zu werden.

»Die kontroverse Debatte macht mir Spaß. Wichtig ist, dass aus jeder Diskussion eine Entscheidung erwächst.«

In der Doku antworten Sie auf die Frage, ob Sie selbst zum Elternteil werden wollen, sinn- gemäß: Ja, vielleicht – aber wenn, dann bald. Gibt es neue Überlegungen?

Seit dem Dreh dieser Doku-Sequenz hat sich noch nichts geändert. (lacht) Zum Aspekt »wenn, dann bald«: Das darf jeder handhaben, wie er will, aber die Vorstellung, dass ein 18 Jahre alter Mensch einen Vater hat, der schon 80 ist, fällt mir schwer. Wenn Sie jetzt ein bisschen runterrechnen, merken Sie, was ich ungefähr mit »bald« meinte.

Aber es würde Ihnen schon Freude machen, das Grundvertrauen, das Ihre Eltern Ihnen gegeben haben, auch selbst weiterzugeben?

Ja! Meinem Mann auch. Ich glaube, wir wären gute Eltern. Aber das müssten wir dann in der Realität noch beweisen.

Sie haben mal in einem Interview gesagt, Sie vermissten es, morgens um 5 vor den Türen des Berliner Techno-Clubs Berghain zusammen mit Freunden Unsinn zu reden.

Interessant, dass Sie dieses Zitat auspacken. Ich hatte am vergangenen Wochenende Besuch von meinem Stammtisch vom Dorf. Darunter sind Leute, die ich seit meinem dritten Lebensjahr kenne. Wir waren zusammen im Kindergarten, in der Grundschule, dann wechselten wir auf unterschiedliche Schulen, waren aber weiterhin im Dorf zusammen, als Stammtisch. Und der kam jetzt also zu mir nach Berlin. Einige von meinen Freunden hatte ich seit Monaten nicht gesehen, da spielte die Pandemie eine Rolle. Aber als sie dann da waren, saßen wir augenblicklich so vertraut zusammen, als würden wir uns auch weiterhin wöchentlich in der Gaststätte treffen. Mit diesen Jungs habe ich Unmengen an Unsinn geredet. Auch um fünf Uhr morgens, dafür brauchten wir im Dorf kein Berghain. Nicht selten kam meine Mutter dann um sechs runter, wenn wir da mit acht Mann leicht angetrunken in der Küche saßen, doch sie schimpfte nicht, sondern machte uns Spiegeleier. Diese Vertrautheit unter uns Freunden, die damals entstanden ist, existiert bis heute. Das gilt übrigens auch für unsere Azubi-Runde damals bei der Westdeutschen Landesbank, bei der ich meine Ausbildung zum Bankkaufmann gemacht habe.

Alles Gruppen aus jungen Jahren. Entsteht

diese Vertrautheit auch bei neuen Bekanntschaften?

Ich hatte eigentlich vor, als Bundesgesundheitsminister einen politischen Schwerpunkt auf das Thema Einsamkeit im Alter zu legen. Thematisch hätte es gut in die Pandemie gepasst, doch leider hat das Tagesgeschäft alles dominiert. Die spannende Frage ist doch, woran es eigentlich liegt, dass man ab einem bestimmten Alter nicht mehr so leicht Menschen kennenlernt wie in jungen Jahren. Freunde fürs Leben findet man eher mit fünf, zehn oder 15 als mit 50. Das merke ich bereits jetzt, mit Anfang 40: Es ist gar nicht so einfach, jemanden ganz neu als guten Freund zu finden. Warum ist es so, dass enge Verbundenheit und Vertrautheit nur noch sehr schwer entstehen, wenn man ein gewisses Alter erreicht hat?

Haben Sie bei Ihrer Beschäftigung mit dem Thema Antworten bekommen?

Na ja, man will mit 42 nicht zum hundertsten Mal seine Lebensgeschichte erzählen. Die Freude daran nimmt mit dem Alter ab. Wohl auch, weil die Erzählung immer länger wird. (lacht)

Haben Sie eigentlich mal mit Angela Merkel darüber gesprochen, wie es sich anfühlt, Macht abzugeben?

Schon, ja. Und ich hatte den Eindruck, sie ist da sehr mit sich im Reinen.

Und Sie?

Ich auch, wobei der große Unterschied darin liegt, dass ich noch mal ranwill.

An die politische Macht.

Ja.

Was gibt Ihnen Macht?

Die Möglichkeit, mit Entscheidungen einen Unterschied zu machen – und zwar auch gegen Widerstand. Ohne Macht funktioniert Politik nicht. Macht auf Zeit. Klar, politische Veränderungen ergeben sich auch durch Debatten und Ideen. Aber ich bin jemand, der eher für die Exekutive, also fürs Handeln, gemacht ist, nicht nur dafür, Debatten zu führen.

Sprich: für die Funktion.

Schon, ja. Die kontroverse Debatte ist wichtig, sie macht mir Spaß. Aber wichtig ist mir, dass aus jeder Diskussion eine Entscheidung erwächst. Und wenn ich diese umsetzen kann, dann umso besser. ☺



SECOND MOVE KILLS

Natürlich nimmt in der Langzeitdokumentation von Aljoscha Pause über die Arbeit des Gesundheitsministers Jens Spahn die Pandemie eine zentrale Rolle ein: Als Zuschauer ist man bei Sitzungen des Krisenstabs dabei, erlebt im Auge des Sturms, wie Spahn managt, abwägt, entscheidet. Doch ist Spahn eben auch CDU-Spitzenpolitiker. Also geht es genauso um sein Standing in der Union, seinen Versuch, Partner von Armin Laschet zu sein – ein Unterfangen, das krachend scheitert, als erst Spahn und dann Laschet in den Meinungs- umfragen und später auch in Abstimmungen baden gehen. Abrufbar ist »Second Move Kills« bei RTL plus.



Making Of »Second Move Kills«, v.l. Aljoscha Pause, Jens Spahn. Credit: Jürgen Todt

»Second Move Kills« hat der Dokumentarfilmer Aljoscha Pause seine filmische Langzeitbeobachtung von Jens Spahn genannt. Zum Titel inspiriert hat ihn sein Protagonist: Spahn stellt die Theorie auf, dass in der Politik häufig nicht ein Fehler selbst das Problem darstellt, sondern der Umgang damit, also der »second move«. Im Interview verrät Aljoscha Pause, warum seine Wahl schon 2017, also lange vor der Pandemie, auf Jens Spahn fiel und wie es sich anfühlte, mitten in der Coronakrise im Epizentrum der Pandemiebekämpfung zu drehen. INTERVIEW: ANDRÉ BOSSE | FOTO: ANJA TIWISINA

Aljoscha Pause, was machte Jens Spahn für Sie zu einem perfekten Protagonisten für eine Ihrer Langzeit-Dokumentationen?

Ich suche gerne nach Protagonisten, durch die es vermeintlich möglich ist, Blicke in ein ganzes Feld, eine ganze Branche zu werfen. Nachdem ich mit Mario Götze im Fußball oder Roland Meyer de Voltaire in der Popmusik solche Geschichten erzählen konnte, hatte ich Lust, mich im Bereich der Politik zu versuchen. Hier rückte Jens Spahn ab 2016 in mein Blickfeld: Mitte 30, verhältnismäßig jung und ambitioniert. Eine Nachwuchshoffnung der CDU, gleichzeitig polarisierend und jemand, der – trotz seiner konservativen Werte – offen für Neues ist. **Wie haben Sie Spahn für das Projekt gewonnen?** Ich habe 2017 um ein Gespräch gebeten, was erstaunlich einfach war. Er war damals noch Staats-

sekretär im Finanzministerium, wir trafen uns im Reichstag, ich präsentierte ihm meine Projektidee, inklusive des Ansatzes, das Ganze über fünf Jahre laufen zu lassen, also über eine gesamte Legislaturperiode. Er war interessiert, wir verabredeten einen Probedreh an zwei Tagen im Sommer 2017, und als wir dann am zweiten Drehtag in einer Autobahnraststätte zusammenstanden und einen Kaffee tranken, meinte er mit einem Lächeln im Gesicht zu mir: »Dann sehen wir uns ab jetzt wohl häufiger.« Übrigens, dass Jens Spahn Minister werden würde, zeichnete sich damals nicht ab, zumal mit Blick auf sein damals schwieriges Verhältnis zur Kanzlerin. Und dass es zu einer Pandemie kommen würde, natürlich auch nicht.

»Second Move Kills« bietet neun Folgen, läuft über zehn Stunden ...

... war aber nicht in dieser Länge geplant. Ich hatte

»Wir waren als Filmteam im Auge des Sturms.«

eher einen abendfüllenden Dokumentarfilm im Kopf.

Wie haben Sie Jens Spahn während der Hochphasen der Pandemie erlebt?

Es war für ihn eine beispiellos stressige Zeit und eine größtmögliche Herausforderung. Man darf nicht vergessen, dass gerade in den ersten Wochen der Pandemie fast ausschließlich Spahn kommunizierte, weil die Kanzlerin sich noch zurückhielt. Dadurch wurde er innerhalb von Tagen zu der Person, die uns in den Tagesthemen erklärte, wo es langging. Wobei er diese Richtung durch enorm schwierige und weitreichende Entscheidungen beeinflusste. Bemerkenswert fand ich, wie wenig Spahn damit haderte, als er Anfang 2021 innerhalb weniger Wochen vom beliebtesten deutschen Politiker zum großen Sündenbock wurde. Das war ein in der Geschichte der Bundesrepublik in dieser Geschwindigkeit wohl einzigartiger Abstieg. Manch ein Mensch wäre verzweifelt oder in ein tiefes Loch gefallen, Jens Spahn hat das aber meistens cool und professionell weggesteckt. Das hat mich verblüfft.

Sie kombinieren in der Dokuserie Szenen aus Spahns Arbeits- und Privatleben mit abgesetzten Einzelinterviews mit Journalisten sowie Politikkollegen wie Armin Laschet, Gerhart Baum oder Annalena Baerbock. Warum diese Erzählweise?

Es gibt aktuell einen Trend, Dokumentationen ausschließlich über Szenen zu erzählen. Ich arbeite anders und finde es gerade bei dieser Geschichte wichtig, möglichst viele unterschiedliche Gesprächspartner zu integrieren, um die Story inhaltlich auf eine breite Basis zu stellen und einen differenzierten Diskurs hinzubekommen. In der Hoffnung, dass sich dadurch auch der Zuschauer ein differenziertes Bild machen kann – von Jens Spahn, aber auch vom gesamten politischen Betrieb.

Wie waren diese fünf Jahre mit Jens Spahn für Sie selbst?

Ohne meine anderen Filme diskreditieren zu wollen, aber so intensiv habe ich noch nie an einem Projekt gearbeitet. Das liegt an der Menge des Materials, das entstanden ist. Aber auch daran, dass ich mich wirklich maximal auf jeden Drehtag vorbereitet habe, weil das Sujet zwischenzeitlich sehr heikel war und ich

es als meine Verantwortung sah, sehr präzise Bescheid zu wissen, was da gerade passierte.

Haben Sie alles, was Sie gedreht haben, verwenden können, oder gibt es Material in einem Giftschränk?

Nein, einen Giftschränk gibt es nicht. Die Arbeit war von Beginn an von einem gegenseitigen Vertrauen geprägt. Sie war unkonventionell zustande gekommen, Stichwort Stehtisch an der Autobahnraststätte, es gab auch keinen Vertrag, der Dinge ausgeklügelt geregelt hätte. Uns standen die Türen im Ministerium auch dann noch offen, als im Zuge der Pandemie sehr viele Türen verschlossen blieben. Wobei es geholfen hat, dass wir vor Corona schon zweieinhalb Jahre gedreht hatten: Hätten wir mit Ausbruch des Virus den Plan gehabt, mit Spahn eine reine Corona-Dokumentation zu drehen, hätten wir sicherlich deutlich weniger Zugänge erhalten. Wir haben von einer gemeinsamen Basis profitiert, die bereits existierte, bevor es mit der Pandemie losging.

Gab es Momente, in denen Sie dachten: Das drehen wir zwar jetzt, werden es aber vielleicht nicht zeigen dürfen?

Im März 2020 waren wir als Beobachter im Gesundheitsministerium gefühlt im Auge des Sturms. Es gab eine Telefonschleife des Krisenstabs mit Stephan Pusch, dem Landrat des Kreises Heinsberg, des ersten Hotspots in der Bundesrepublik, der aus dem damals lichterloh brennenden Krisengeschehen berichtete. Das war damals die erste Sitzung dieser Art. Und wir durften filmen, was sich in diesem Moment spektakulär anfühlte.

Als würde man einen Science-Fiction-Film drehen.

So in der Art. Es lagen sehr diffuse Ängste und Sorgen in der Luft, aber es war das wirkliche Leben. Als wir dann nach der Sitzung mit dem Material gehen konnten, weil uns keiner aufhielt, da habe ich zu mir selbst gesagt: »Ui, die scheinen dir wirklich zu vertrauen.« Wobei sich die Science-Fiction-Stimmung spätestens dann wieder einstellte, als ich auf dem Flug zurück von Berlin nach Köln-Bonn als einer von drei Passagieren in einem riesigen Flugzeug saß und mich fragte: »Solltest du nicht auch besser zu Hause sein?«

...

ZUR PERSON

Aljoscha Pause (50) kam vom Radio ins Fernsehen, wo er zunächst als Redakteur des Sportsenders DSF tätig war. Später arbeitete er bei anderen Sport-Sendern auch als Reporter und Interviewer. Seit 2003 ist er selbstständiger Filmmacher. Er drehte im Bereich des Fußballs Dokus über Themen wie Hooligans, Homophobie und Alkoholismus, ein erstes persönliches Filmporträt erstellte er über den Ex-Hooligan und Schauspieler Michael Jäger. Für seine erste Langzeit-Doku begleitete er den Fußballer Thomas Broich auf dessen Weg vom Bundesliga-Supertalent zum Profi in Australien. Bei »Being Mario Götze« näherte er sich über eine Langzeitbeobachtung dem Spieler, der Deutschland 2014 zum WM-Titel geschossen hatte, mit »Inside Borussia Dortmund« gelang ihm 2019 ein Blick in den heiligen Raum einer Fußball-Kabine. Im Juni 2020 veröffentlichte er mit »Wie ein Fremder« seine erste Musik-Doku, »Second Move Kills« ist seine erste Langzeitdokumentation im Bereich der Politik.

»Jede Generation hat ihre eigene Sesamstraße.«

08. Januar 2023, Hamburg. Auf den Tag genau vor 50 Jahren wurde im deutschen Fernsehen die erste Folge der Sesamstraße ausgestrahlt. Dieser besondere Anlass wird im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg gefeiert, wo Martin Paas und Carsten Haffke mit ihren Auftritten als Ernie und Bert für Begeisterung bei allen Altersklassen sorgen. Im Gespräch mit den Puppenspielern zeigt sich, wie sehr die beiden nicht nur für ihren Beruf, sondern auch für die schillernde Figurenwelt brennen, die trotz des steten Wandels des Kinderfernsehens nicht an Relevanz verloren hat. Zunächst aber lassen wir die beiden Helden selbst zu Wort kommen – gespielt und gesprochen von Paas als Ernie und Haffke als Bert.

INTERVIEW: KATHARINA RASKOB | FOTOS: JENS UMBACH



E

Ernie, wie würde dein Leben ohne Bert aussehen?

Ernie: Hmmm ... mal überlegen. Also wenn Bert nicht da wäre, dann könnte ich niemandem nachts Waldhorn vorspielen. Ohh, und ich könnte niemanden vom In-Ruhe-ein-Buch-Lesen abhalten.

Oooooh, und ich könnte niemandem ein leckeres Stück Schokoladenkuchen ablutschen. Und noch schlimmer: Ich könnte niemandem zeigen, was mich gerade begeistert, und niemanden überreden mitzumachen! Und am allerschlimmsten: Ich könnte niemandem sagen, wie gern ich ihn hab und dass er mein bester Freund ist! Mein Leben ohne Bert wäre also sehr, sehr traurig. Oha, das muss ich ihm sofort sagen! Oh, da hinten sitzt er ja und will in Ruhe ein Buch lesen. Beeert! BEEEEERT!

Bert, mit welcher Eigenschaft treibt Ernie dich am schnellsten zur Weißglut?

Bert: Ernie ist doch mein bester Freund! Der treibt mich nie zur Weißglut. Außer vielleicht, wenn er mir die Kopfhare komplett abrasiert. Oder meine Nase für seine Skulptur abzieht. Oder mich nachts nicht schlafen lässt, weil er Trompete oder Schlagzeug oder Flügelhorn spielen will. Oder weil er Kekse in meinem Bett isst oder oder oder ggggg-grrrrrrnnnnn!!!

Ernie, wie schaffst du es, dass Bert dir immer wieder verzeiht?

Ernie: Ooh, dafür muss ich gar nichts machen, dafür muss ich nur so sein, wie ich bin. Ich glaube, Bert weiß, dass ich es nie wirklich böse mit ihm meine und dass ich immer für ihn da bin, wenn er mal mitten in der Nacht auf einem Bein ums Bett hüpfen will! Chrchrchr.

Was schätzt ihr gegenseitig besonders an euch?

Ernie: Bert ist immer für mich da! Ob er will oder nicht!

Bert: Und meistens werde ich nicht gefragt, ob ich will oder nicht!

Was habt ihr in den Jahren eurer Freundschaft voneinander gelernt?

Ernie: Ich habe von Bert jede Menge guter Tipps bekommen, was ich wann wie wo anders oder besser nicht machen sollte. Das war wirklich sehr freundlich von ihm. Auch wenn ich das alles sofort wieder vergessen habe! Ich glaube, Bert hat von mir

gelernt, dass es mehr gibt als Büroklammern, Kronkorken und Tauben. Zum Beispiel, wie wichtig es ist, Spaß zu haben und regelmäßig mit den Zehen zu wackeln!

Bert: Stimmt, es gibt noch so viel mehr als Büroklammern, Kronkorken und Tauben, nämlich Papierschnipsel, Heftzwecken und Bücher über Tauben!

Was ist euer Geheimnis einer guten Freundschaft?

Ernie: Psssssst, Geheimnisse verrät man nicht.

Bert: Drei Dinge sind extrem wichtig: Geduld, Geduld und Geduld.

Was wolltet ihr dem Krümelmonster schon immer einmal sagen?

Ernie: Hätt' ich dich heut' erwartet ...

Bert: ... hätt' ich Haferflocken da!

Nach diesem ereignisreichen Tag haben Ernie und Bert sich ihre Pause redlich verdient. Glücklicherweise haben Martin Paas (Ernie) und Carsten Haffke (Bert), die den beiden Puppen seit 2006 mit ihren Händen und Stimmen Leben einhauchen, noch etwas mehr Zeit mitgebracht.

Martin Paas, Carsten Haffke, wofür steht die Sesamstraße?

Paas: Sie steht für innovatives Kinderfernsehen mit einem edukativen Anteil, für eine Kontinuität über 50 Jahre, für Freundschaft, Toleranz, das Zusammenleben und das Miteinander. All diese Themen finden auf der Grundlage des großen Leitsatzes der Sesamstraße statt: Jeder ist anders, und das ist gut so. Jeder soll, kann und darf so sein, wie er möchte. Haffke: Und natürlich geht es in erster Linie auch um Unterhaltung.

Was bedeutet Ihnen die Sesamstraße persönlich?

Paas: Sie ist ein großer Bestandteil meines Berufslebens. Ich bin mittlerweile im 21. Jahr bei der Sesamstraße. Das ist mir erst durch dieses Jubiläum so richtig bewusst geworden. Die Zeit verging wie im Fluge.

Haffke: Dass wir seit über 20 Jahren dabei sind, spricht auch für den Arbeitgeber. Der Job bei der Sesamstraße ist lustig, ansprechend und aufregend.

Was macht den Reiz Ihrer Arbeit aus?



»Drei Dinge, die in einer Freundschaft extrem wichtig sind: Geduld, Geduld und Geduld.« BERT

Haffke: Das Besondere ist die Puppenwelt. Es gibt sehr viele unterschiedliche Figuren, mit denen wir agieren dürfen. Die allererste Sendung der Sesamstraße habe ich selbst im Fernsehen geschaut. Ich war fünf Jahre alt und fand es damals schon sensationell, dass sich die Figuren wie normale Lebewesen verhalten und wie selbstverständlich mit den Menschen interagiert haben. Auf mich, und ich glaube auch auf viele andere Kinder, hatte das eine geradezu hypnotische Wirkung.

Paas: Die Sesamstraße hat für mich etwas Familiäres, weil die Menschen meist über einen langen Zeitraum in dieses Projekt involviert sind.

Ist nach mehreren Jahrzehnten keine Langeweile in Sicht?

Haffke: Nein. Wenn wir mit einer Szene fertig sind, spielen wir mit den Kollegen oft einfach weiter oder improvisieren zwischendurch zum Spaß. Da kommt nie Langeweile auf. Das ist auch der Verdienst der Figuren, weil sie so großartig angelegt sind. Sobald man seine Hand in eine Puppe steckt, beginnt sie zu leben und spielt sich quasi von selbst. Wir können uns übrigens beim Spielen selbst zugucken: Eine Monitorkontrolle zeigt das Kamerabild, damit wir uns korrigieren können, wenn die Puppe schief ist oder unsere Köpfe im Bild zu sehen sein sollten ...

Paas: ... und es kommt immer wieder zu Situationen, in denen wir ins Zuschauen verfallen, weil das

so lustig und niedlich ist, was da gerade passiert. Bis man sich plötzlich fragt, warum es jetzt nicht weitergeht – und dann feststellt, dass man gerade seinen eigenen Einsatz verpasst hat. (lacht)

Sie beide kennen die Sesamstraße seit der Geburtsstunde der Sendung. Wie hat sich Ihr Blickwinkel auf das Format in den 50 Jahren verändert?

Haffke: Inhaltlich ist schon einiges passiert. Anfänglich ging es um so etwas wie die Buchstaben oder darum, den Unterschied zwischen nah und fern zu erklären. Heute spielen andere Themen eine Rolle, zum Beispiel das Zusammenleben, Diversität, Eifersucht oder Angst. Natürlich sieht auch der Arbeitsablauf mittlerweile etwas anders aus, da früher die große Sesamstraße mit mehreren Häusern als Schauplatz fungierte, während wir heute im Baumhaus oder auf einzelnen Teilen der Straße spielen.

Was macht das Format Sesamstraße zeitlos?

Paas: Definitiv die Figuren. Jim Henson und sein Sesame Street Workshop haben starke Charaktere erfunden, die in vielerlei Hinsicht zeitlos sind: in ihren Charakteristika, ihrem Miteinander und Nebeneinander. Die Sesamstraße hat sich auch dahingehend entwickelt, dass sie mit den Figuren in der Realwelt dreht, beispielsweise mit »Eine Möhre für Zwei«, das mittlerweile ein sehr erfolgreiches Spin-Off ist. Es ist fast egal, wo man die Figuren hinsetzt, sie funktionieren einfach.



Das US-amerikanische Original im Erscheinungsjahr 1969. Credit: NDR/Sesame Workshop

»In der Sesamstraße begegnen lustige Figuren einem Problem und suchen kreativ nach Lösungen.« CARSTEN HAFFKE

Haffke: Hinzu kommt, dass die Sesamstraße ihre Zielgruppe immer wieder neu finden muss, weil die Zuschauer zwangsläufig erwachsen. Auch das macht sie zeitlos, weil so stetig neue Themen aufgegriffen werden, die in der gegenwärtigen Erlebniswelt der Kinder relevant sind.

Paas: Dadurch hat jede Generation quasi ihre eigene Sesamstraße. Das ist sicher auch ein Teil des Erfolgsgeheimnisses.

Haffke: Wer zum Beispiel in den 80er-Jahren zum ersten Mal die Sesamstraße geschaut hat, der möchte als Nostalgiker am liebsten nur diese Figuren mit den Sprechern von damals sehen, weil so der Eindruck entsteht, es sei alles beim Alten geblieben. Dass wir bereits die vierten Ernie- und Bert-Sprecher sind, ist vielen nicht bewusst.

Trotz der verschiedenen Generationen und ihrer jeweils eigenen Themen: Manche Fragen ändern sich nie. Fällt Ihnen dazu ein Beispiel ein?

Haffke: Ich erinnere mich an eine der amerikanischen Folgen. Der Schauspieler, der Mr. Hooper verkörpert hatte, war an einem Herzinfarkt gestorben und das Team entschied sich dafür, diese Thematik in die Sendung zu integrieren. Die Schauspieler haben Tränen in den Augen, als sie Bibbo den Tod erklären müssen, weil dieser zunächst nicht versteht,

dass man nicht mehr zurückkommt, wenn man gestorben ist. Solche Themen verlieren nicht an Bedeutung und machen die Sesamstraße auch wieder zeitlos. Wir haben das so ähnlich mit Finchen aufgegriffen, deren Großvater gestorben ist. Pferd und Wolle mussten erst mal herausfinden, was das überhaupt bedeutet, dieses »Sterben«. Wir lassen aber auch bewusst Themen weg, die nichts mit der Kinderwelt zu tun haben.

Welche Themen sind das beispielsweise?

Paas: Steuerbescheide!

Haffke: Genau. Und Haar- und Feltransplantationen oder wie man sich 50 Jahre faltenfrei und jung hält.

Paas: Im Ernst: Ich denke, es kommen allein angesichts der aktuellen Weltlage immer wieder neue Fragestellungen hinzu. Wir haben vor Jahren beispielsweise eine Folge gemacht, in der Wolle und Pferd merken, dass Strom teuer ist, woraufhin sie sehr kreativ und lustig überlegt haben, wie sie Ressourcen sparen können. Denn natürlich werden auch Kinder schon von tagespolitischen Themen gestreift, beispielsweise durch Elterngespräche. Das geht nicht spurlos an ihnen vorbei, und die Sesamstraße ist ein gutes Format, um das aufzufangen.

Haffke: Wichtig ist aber, dass wir im Gegensatz zu

»Die Sendung mit der Maus« kein Erklärformat sind. Bei uns begegnen lustige Figuren einem Problem und suchen kreativ nach Lösungen.

Das heißt, die Unterhaltung ist im Zweifel wichtiger als der Bildungsaspekt?

Haffke: Genau. Die Puppen sind in erster Linie witzig. Ich glaube aber sowieso, dass sich neues Wissen über den humorvollen Weg am besten einprägt. Wenn die Kinder zum Lachen gebracht werden, können sie sich später daran erinnern, was in dieser Situation lustig war. Damit verbinden sie dann die Inhalte, die vermittelt werden sollten – wie beispielsweise, dass Strom nicht auf Bäumen wächst. Paas: Viele Kinder lernen über Umwege, indem sie vor allem Spaß und Freude erleben.

Was kann man als Erwachsener von der Sesamstraße lernen?

Paas: Alles! (lacht) Man kann viel über das Miteinander erfahren. Ernie und Bert sind ein Paradebeispiel für zwei Gegenpole, die trotzdem seit 50 Jahren als Freunde funktionieren, weil sie die Eigenheiten des anderen zulassen. Toleranz ist ein wichtiges Stichwort.

Haffke: Lernen kann man auch, dass es völlig egal ist, welche Hautfarbe oder Charaktereigenschaften man hat. Manchmal ist es schwierig, man selbst zu sein, aber im Grunde ist es schön, sich nicht verstellen zu müssen. Das hat mich schon als Kind geprägt. In Sachen Diversität kann man als Erwachsener definitiv noch etwas dazulernen.

Vor 50 Jahren war die Sesamstraße das erste Format des Kinderfernsehens. Mittlerweile gibt es zahlreiche Konkurrenten. Wie sichert sich die Sesamstraße das Überleben?

Haffke: Zumindest in Amerika war damals schon eine große Kinderfernsehlandschaft vorhanden. Die anderen Formate waren aber furchtbar altbacken und hatten nichts mit der Kinderwelt zu tun. Jim Henson und der Sesame Street Workshop haben sich dann überlegt, ein Programm zu entwickeln, das explizit auf die Lebenswelt junger Zuschauer zugeschnitten ist. Mithilfe von Studien wurde damals festgestellt, dass Kinder besonders gut auf Werbespots reagieren, denn durch die Kürze des Inputs konnten sie sich die Inhalte besser einprägen. Daraus wurde die Idee geboren, mithilfe solcher Spots beispielsweise das

Alphabet zu erklären – und das kam bei den Kindern gut an. Das zentrale Alleinstellungsmerkmal der Sesamstraße im Vergleich zu anderen Formaten sind aber bis heute sicherlich die Puppen.

Paas: Bei der Entwicklung der Sesamstraße gab es sehr ausführliche Testscreenings, bei denen die Macher festgestellt haben, dass die Kinder bei den Auftritten der Puppen deutlich aufmerksamer sind, als wenn menschliche Schauspieler auftreten. Das hat zu der Idee beigetragen, Mensch und Puppe in der Art und Weise zusammenzuführen, wie es die Sesamstraße tut.

Warum üben diese Puppen eine so große Faszination aus?

Haffke: Jede Puppe ist ein Meisterwerk! Jede einzelne wurde mit viel Liebe zum Detail hergestellt, und diese Liebe überträgt sich auf das Publikum. Hinzu kommt, dass die Puppen stellvertretend für gewisse Stereotype, bestimmte Emotionen oder Haltungen stehen, sodass sich jedes Kind in mindestens einer, meistens aber in mehreren Figuren wiederfindet. Besonders bei Pferd und Wolle ist es so, dass sie als eine Art Stellvertreter für die Kinder fungieren. Sie sind im Gegensatz zu den anderen Figuren nicht erwachsen. Dadurch schafft man einen hohen Identifikationsfaktor. Paas: Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass unsere Zielgruppe selbst noch mit Puppen spielt. Die Figuren, die die Kinder mit ihrer Fantasie zu Hause zum Leben erwecken, begegnen ihnen als ebenso lebendige Puppen im Fernsehen wieder. Zum Effekt von Puppen gibt es eine Handvoll psychologischer Untersuchungen.

Die zu welchen Ergebnissen kommen?

Paas: Zum Beispiel können Puppen ihrem Gegenüber kein zweites Gesicht vortäuschen. Sie können dir nicht mit gespielter Mimik etwas vorgaukeln – und heimlich etwas Böses im Schilde führen. Sie haben nur das eine Gesicht, und das gibt den Kindern Sicherheit.

Wie viel trägt der Puppenspieler zu dieser Faszination bei?

Paas: Wenn man als Puppenspieler seinen Job gut macht, dann gerät man in Vergessenheit. Die Puppen werden lebendig und entsprechend zweitrangig wird der Puppenspieler. Trotzdem prägen wir die Charaktere durch



DIE SESAMSTRASSE

2931 Folgen wurden bislang von der Sesamstraße produziert. Vor 50 Jahren startete die deutsche Adaption des US-amerikanischen Formats als Pionier des hiesigen Kinderfernsehens. Obwohl sich seitdem einiges geändert hat und immer wieder neue Fragestellungen hinzukommen, ist der Kern der Sesamstraße gleich geblieben: Auf unterhaltsame Weise können Groß und Klein von den farbenfrohen Puppen, die sich durch ihre einzigartigen Charaktere auszeichnen und von Jim Henson mit viel Liebe zum Detail entworfen worden sind, vor allem in Sachen Diversität, Toleranz und Kraft der Gemeinschaft viel dazulernen.



ZU DEN PERSONEN

Martin Paas (li.) und Carsten Haffke (re.) sind beide 1967 geboren. Sie sind nicht nur Sesamstraßen-Fans der ersten Stunde, sondern nun bereits seit über 20 Jahren selbst Teil des großen Teams, das sich anfühlt wie eine Familie. Seit 2006 leihen sie ihre Hände und Stimmen Ernie und Bert. Darüber hinaus schlüpfen sie gerne auch in andere Rollen. Paas spielt beispielsweise auch das Schaf Wolle, während Haffke mit dem Format »Unter Puppen« auch Erwachsene unterhält. Beide schreiben Drehbücher für diverse Formate des Kinderfernsehens.

unsere Stimme und die Art, wie wir spielen, mit. Wir sind darüber hinaus beide auch als Drehbuchschreiber für die Sesamstraße tätig und haben dadurch die Möglichkeit, durch die Geschichten Einfluss auf unsere Figuren zu nehmen.

Haffke: Man agiert im Grunde genommen wie ein Schauspieler, mit dem Unterschied, dass man den darstellerischen Mittelpunkt nicht am Solarplexus hat, also da, wo das Zwerchfell sitzt, sondern im Handgelenk. (»Hast du das verstanden?«, fragt das Handgelenk stellvertretend für Bert zur Sicherheit kurz nach.)

Ich denke schon, ja. Gibt es die Angst, aufgrund der stetigen Veränderungen in der Medienlandschaft irgendwann nicht mehr konkurrenzfähig zu sein?

Paas: Nein, weil die Sesamstraße mit der Zeit geht. Es gibt zum Beispiel mittlerweile eine eigene App. Trotzdem bin ich der Meinung, dass die Puppen das Kerngeschäft sind und auch bleiben werden, weil sie einen so unvergleichlichen Charme besitzen, den man mit nichts reproduzieren kann. Puppenspiel wurde immer wieder totgeredet. Aber wenn ich mich so umschaue, ist das eine quicklebendige Kunstform.

»Der Leitsatz der Sesamstraße lautet: Jeder ist anders, und das ist gut so.« MARTIN PAAS

Haffke: Jim Henson hat die Puppen ursprünglich ja gar nicht für Kinder konzipiert, auch die Muppet Show wurde für Erwachsene entworfen und erst später zum Familienprogramm. Und es gibt viele Puppen aus der Jim-Henson-Werkstatt, die man gar nicht dort verortet. Sogar bei der Erarbeitung der Figur des Meister Yoda aus Star Wars war er indirekt involviert.

Ernie und Bert sind im Laufe ihrer Karriere bereits mit großen Starts wie Herbert Grönemeyer, Jan Delay oder Helene Fischer aufgetreten. Wie darf man sich das hinter den Kulissen vorstellen?

Haffke: Die Reaktionen sind sehr unterschiedlich. Ich weiß noch, dass Herbert Grönemeyer einen Lachkrampf bekommen hat, als er Bert gesehen hat. Er war fünf Minuten völlig außer sich. Der Schauspieler Axel Prahl war total souverän. Er erklärte mir, dass er uns als Schauspieler glauben machen kann, dass ihn eine Säule liebt – womit er ausdrücken wollte, dass ein guter Schauspieler jedem Gegenstand Leben einhauchen kann. Diese Aussage habe ich mir gemerkt. Für ihn war es ein Leichtes, mit Wolle und Pferd zu spielen.

Paas: Wir hatten mal ein Casting in Berlin, bei dem ich als Wolle der Anspielpartner war. Eine gar nicht unbekannte deutsche Schauspielerin meinte während der Szene: »Ich kann das nicht. Ich kann doch nicht mit einem Schaf reden.« Anschließend hat sie das Casting abgebrochen und ist gegangen. Aber das war einmalig. Meistens überwiegt eindeutig die Freude, zumal bei vielen die eigenen Kindheitserinnerungen wach werden.

Wie sieht die Zukunft der Sesamstraße aus?

Paas: Bunt, vielfältig, aufregend ...

Haffke: ... und mit uns mittendrin!

Nach all den Jahren noch nicht reif für die Rente?

Haffke: Überhaupt nicht. Wir haben schon mehrfach gesagt: Wir machen das so lange, bis uns einer aus diesen Puppen herauszerrt.

...

GALORE

ABONNEMENT

Bestellen Sie Ihr Jahres- oder Geschenk-Abo mit **sechs Ausgaben** für nur 45 Euro* frei Haus.

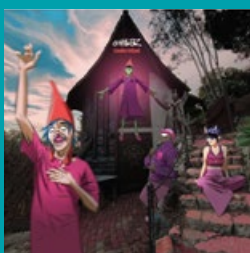
Sie erhalten zusätzlich den **kostenlosen Zugang zum GALORE-Archiv**
sowie eine **Buch-, Musik- oder Film-Prämie** Ihrer Wahl.

Jetzt bestellen unter: www.galore.de/abo

MUSIK



AILBHE REDDY
Endless Affair
(CD)



GORILLAZ
Cracker Island
(CD)

HÖRBÜCHER



PETER STAMM
In einer dunkelblauen
Stunde
(CD)

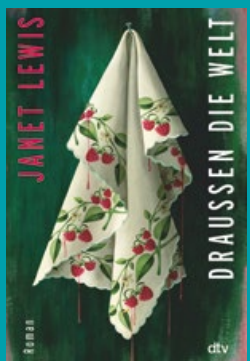


JOHANN VON BÜLOW
Roxy
(CD)

BÜCHER



SUSANNE ABEL
Stay Away From Gretchen



JANET LEWIS
Draussen die Welt

FILM



**DER MENSCHLICHE
FAKTOR**
(DVD)



WETTERMACHER
(DVD)

**...ODER ALS
FLEX-ABO**

• Jede Ausgabe zum
Preis von 7,90€ frei Haus
geliefert bekommen

• Jederzeit kündbar,
keine Mindestlaufzeit

Weitere Informationen unter: www.galore.de/abo

* bei Zustellung in Deutschland. 51 Euro für die Lieferung nach Österreich, Lichtenstein, Luxemburg oder in die Schweiz.

2.873 WÖRTER MIT
TATJANA KIEL



»Der Krieg hat viele Gesichter.«

23. Januar 2023, Hamburg/Berlin. Das Gespräch mit Tatjana Kiel muss anfangs technische Hürden nehmen. Erst hakt es mit der Aufzeichnung des Videocalls, dann verabschiedet sich zwischenzeitlich die WLAN-Verbindung. Glücklicherweise lässt sich die Geschäftsführerin von Klitschko Ventures von solchen Problemen nicht aus der Ruhe bringen: »Kein Vergleich zu dem Versuch, in Kyiv jemanden zu erreichen, wenn es dort einen Stromausfall gibt.«

Kiel hat früher die Boxkämpfe der Brüder Vitali und Wladimir Klitschko organisiert.

Seit Beginn des russischen Angriffskrieges in der Ukraine stellt sie mit der Initiative »#WeAreAllUkrainians«, aus der mittlerweile eine gemeinnützige GmbH geworden ist, Hilfsaktionen aller Art auf die Beine.

INTERVIEW: PATRICK WILDERMANN | FOTOS: DIRK BRUNIECKI

T

atjana Kiel, erscheint Ihnen der 24. Februar 2022 noch nahe – oder eher unwirklich weit weg?

Auf der einen Seite sehr nahe, schließlich ist bald Jahrestag und wir überlegen, welche Kampagnen wir starten können, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Andererseits sind gefühlt zehn Jahre vergangen, weil die Zeit emotional so aufgeladen ist und sich viel mehr ereignet hat, als normalerweise im Laufe von zwölf Monaten passiert.

Nehmen Sie uns mit zurück in das vergangene Jahr. Wie haben Sie den Beginn der russischen Invasion erlebt?

Der Tag ist vergleichbar mit 9/11 in dem Sinne, dass fast jede und jeder noch weiß, was sie oder er gerade gemacht hat, als die Nachricht kam. Wobei der russische Angriff für mich nicht überraschend war, beide Klitschkos hatten mir im Vorfeld zu verstehen gegeben, dass wir in Deutschland und in vielen anderen Teilen der westlichen Welt die Gefahr der Situation unterschätzen. Entsprechend war ich auf das Schlimmste gefasst. Und trotzdem war es ein Schock, als mich Wladimir am 24. Februar 2022 anrief und sagte, wir könnten ab sofort nicht mehr wie gewohnt kommunizieren – sein Handy sollte ja nicht geortet werden. Ich müsse abwarten, bis er sich wieder melde. Danach hing ich nur noch vor dem Fernseher oder irgendeinem anderen elektronischen Gerät bei uns im Büro, mit dem man Nachrichten empfangen kann.

Wladimir Klitschko gab Ihnen noch die Bitte mit: »Seid laut!«

Er wollte, dass wir Aufmerksamkeit für die Ukraine schaffen. Deswegen haben wir noch am 24. Februar angefangen zu überlegen, wie wir eine Demonstration auf die Beine stellen können. Keine 24 Stunden später hatten wir die Versammlung über Social Media organisiert, vor dem ukrainischen Generalkonsulat in Hamburg – dem einzigen Platz, der noch frei war an diesem Samstag. Es waren schon etliche Demonstrationen angemeldet worden.

Damals standen Sie noch in Konkurrenz zu Impfskeptikern und Querdenkern, richtig?

Stimmt. Viele kamen zu uns und haben mitdiskutiert. Aber das war ganz in unserem Sinne. Wir wollten so viele verschiedene Menschen wie möglich in den Austausch bringen, um unserem Anliegen Gehör zu verschaffen. Es waren auch junge Ukrainerinnen vor Ort, die sich schuldig gefühlt haben, weil sie ein Auslandssemester in Deutschland absolvieren konnten, während ihre Eltern in Kyiv ausharren mussten und nicht zu erreichen waren. Es waren Politikerinnen und Politiker da, auch Geflüchtete aus anderen Ländern, die Solidarität zeigen wollten.

Hat es Ihnen geholfen, eine Aktion auf die Beine zu stellen, um nicht wie viele andere in Schockstarre zu verfallen?

Wenn man viele Jahre mit den Klitschkos zusammengearbeitet hat, bewahrt einen das definitiv davor, in Schockstarre zu verfallen. Ich bin sicher, dass die beiden diesen Begriff nicht mal kennen. Aber natürlich war es für mich hilfreicher, gleich etwas tun zu können, als die Hände in den Schoß zu legen und aufs Telefon zu starren. Ich habe es damals schon als Privileg begriffen, dass ich durch meine Kontakte zu den Klitschkos besser verstehen konnte, was Kyiv gerade brauchte. In der Ukraine läuft vieles anders als bei uns, Strukturen, die in Deutschland selbstverständlich sind, existieren dort teilweise nicht. Unsere Rolle war, die Hilfwilligen mit den passenden Partnern vor Ort zusammenzubringen.

Welche zum Beispiel?

Ein deutscher Rotary Club wollte zum Beispiel Kindern helfen, die von ihren Eltern getrennt worden waren. Den Verein »Sternschnuppe«, der sich für krebskranke Kinder engagiert, haben wir mit einem Hospital in Kyiv zusammengebracht, wo gemeinsam eine neue Station aufgebaut werden konnte. Wir haben von Anfang an Wert darauf gelegt, dass langfristige Strukturen entstehen und die Organisationen sofort sehen können, welchen Unterschied ihre Hilfe macht, egal, ob sie 10.000 oder 100.000 Euro zur Verfügung gestellt haben. Darin liegt für mich im Rückblick auch der größte Lerneffekt: Anfangs hatten wir generell den Anspruch,



»Wenn man viele Jahre mit den Klitschkos zusammengearbeitet hat, bewahrt einen das davor, in Schockstarre zu verfallen.«

den Menschen in der Ukraine zu helfen. Inzwischen denken wir mehr in Zielgruppen: Was brauchen die Kinder, was die Frauen, was die Senioren? **Das alles leisten Sie mit einem Kern-Team von 20 ehrenamtlichen Menschen?**

Natürlich können wir als vergleichsweise kleine NGO nicht alles alleine leisten. Wo es zum Beispiel um Kinder geht, die nach Russland deportiert wurden, treten wir mit UNICEF, der Menschenrechtsbeauftragten der Bundesregierung oder dem Auswärtigen Amt in Kontakt, die in diesen Bereichen Expertise haben und mit denen wir über Lösungen sprechen können.

Was genau unternehmen Sie denn, um deportierten Kindern zu helfen?

Darüber darf ich aus Sicherheitsgründen nicht sprechen. Was grundsätzlich und allgemein bekannt ist: Die Russen deportieren sehr viele ukrainische Kinder, überwiegend aus den besetzten Gebieten. Auch unsere Außenministerin hat darüber in Den Haag gesprochen und es klar als Kriegsverbrechen benannt. Diesen Kindern werden Lockangebote gemacht: Du hast Hunger? Wir geben dir etwas zu essen. Du willst Fußball spielen? Wir bringen dich auf ein Sportinternat. Das führt dazu, dass die Kinder in vielen Fällen freiwillig mitgehen, weil sie es nicht besser wissen. In den Fällen, in denen die Eltern noch leben – oder wenigstens ein Elternteil –, heißt

es dann: Ihr könnt eure Kinder natürlich zurückbekommen. Aber ihr müsst nach Russland reisen und sie selbst abholen. Was natürlich viel zu riskant ist.

Wo muss die Hilfe ansetzen?

Wir haben begonnen, ein Netz von zwölf Kindertagesstätten in der gesamten Ukraine aufzubauen. Diese Einrichtungen stehen vor allem Kindern offen, die Waisen oder Halbwaisen sind, die eine Behinderung haben oder aus irgendeinem anderen Grund nicht so einfach am schulischen Alltag teilnehmen können. Sie werden dort betreut, lernen Routinen und haben vor allem die Möglichkeit, sich zu beschäftigen. Es geht darum, dass sie nicht auf der Straße landen. Die meisten dieser Zentren verfügen auch über Luftschutzkeller. Momentan sind sie ausgelegt für 5400 Kinder, wir können aber schon absehen, dass die Kapazitäten nicht reichen. Zusätzlich betreiben wir Aufklärungsarbeit für ukrainische Eltern. Vielen ist die Gefahr gar nicht bewusst.

Die russische Armee begeht nach wie vor jeden Tag Kriegsverbrechen in der Ukraine – aber bei uns scheint der Krieg, ähnlich wie Corona, endemisch geworden zu sein. Deckt sich das mit Ihrer Wahrnehmung?

Menschen können Krisen nur bis zu einem gewissen Grad an sich heranlassen. Es kommt ein Punkt, an dem man sich schützen muss, das ist normal. Genau deshalb haben wir begonnen, uns



»Die Kinder sind am hilflosesten, aber nicht die einzigen, die Hilfe benötigen.«

auf immer konkretere Projekte zu fokussieren. Ein Beispiel: Es gibt in Kyiv ein Krankenhaus, das sehr viele Menschen aus allen Teilen des Landes mit schlimmsten Verletzungen betreuen muss. Was bedeutet, dass die Ärzte dort einen Bedarf an speziellen medizinischen Geräten haben. Dazu habe ich einen offiziellen Aufruf über LinkedIn gestartet, der 550 Mal geteilt wurde – und es sind sofort 50 Mails zurückgekommen. Evaluierte Mails wohlgemerkt, mit konkreten Angeboten, die sofort weiterhelfen. Das gibt wiederum auch der Außenwelt das Gefühl: Wir können etwas tun. Generell habe ich nicht das Gefühl, dass die Solidarität abnimmt. Sie findet nur anders statt. In den Medien und der Öffentlichkeit überwiegen aktuell vor allem die Diskussionen um Waffenlieferungen, dahinter verschwinden die Geschichten der Notleidenden.

Zu Beginn dieses Krieges hat Wladimir Klitschko Ihnen Fotos getöteter und verwundeter Kinder gezeigt und gefragt, ob er die Bilder posten soll. Was haben Sie ihm geraten?

Er war sich insofern unsicher, als er wusste, dass seine Social-Media-Accounts gesperrt werden würden, wenn er die Fotos darüber teilt. Und das konnte natürlich nicht das Ziel sein, weil er seine Reich-

weite braucht, um weltweit Menschen zu erreichen und zu informieren. Aber es war natürlich sehr hart, dieses Unrecht zu sehen. Zu einem Zeitpunkt wohlgemerkt, als Putins Propaganda noch behauptete, Zivilisten blieben verschont. Mittlerweile sind wir ja an einem ganz anderen Punkt. Wladimir und ich haben darüber diskutiert und waren uns einig, dass diese Bilder an die Öffentlichkeit gelangen sollten, weil die Welt sehen muss, was dort passiert. Aber nicht über Social Media.

Welche Geschichten werden nach wie vor zu wenig erzählt?

Der Krieg hat viele Gesichter. Natürlich erreicht man die Herzen, indem man über unschuldige Kinder spricht. Aber es gibt viel mehr Narrative, die Beachtung verdienen. Ich denke zum Beispiel an die ungezählten Frauen, die vor dem Krieg geflohen, aber mittlerweile fast alle wieder in die Ukraine zurückgekehrt sind, um ihr Land zu verteidigen, auch mit militärischen Mitteln. Oder an die Senioren, die kaum Beachtung finden – weil sie nicht wirklich als Teil des Krieges betrachtet werden. Viele haben ihre Wohnung verloren, bekommen kaum genug zu essen. Weswegen wir speziell für sie gemeinsam mit einer Partnerorganisation Essenspakete auf

den Weg gebracht haben. Die Kinder sind am hilflosesten, aber nicht die einzigen, die Hilfe benötigen.

Wieso hat der Krieg noch immer ein vorwiegend männliches Gesicht?

Grundsätzlich darf man nicht außer Acht lassen, dass sehr viele Frauen bereits seit 2014 an der Waffe ausgebildet wurden oder sich untereinander gegenseitig ausgebildet haben. Sie schrecken genauso wenig davor zurück, ihre Familie zu verteidigen wie die Männer. Auf der anderen Seite gibt es die Geschichten von Frauen als Opfer dieses Krieges, die wenig erzählt werden, weil es furchtbare Geschichten sind. Von 13- oder 14-jährigen Mädchen, die in Butscha vergewaltigt wurden, damit sie russische Kinder gebären, und die sich nicht getraut haben, nach Polen auszureisen, weil sie dort nicht abtreiben dürfen. Ich allein kenne fast 40 Fälle dieser Art. Die Mädchen wollen über das Erlittene aber nicht sprechen, was ich absolut nachvollziehen kann. Das Problem ist natürlich: Wenn wir darüber nicht berichten, findet es vermeintlich auch nicht statt.

Ist es letztlich das Einzelschicksal, über das sich am meisten erzählen lässt?

Ja. Das ist auch der Grund, weshalb man bei dieser Arbeit täglich einmal zusammenbricht. Weil die einzelnen Schicksale einem so nahegehen. Und trotzdem muss man immer wieder durch die Brille des großen Ganzen schauen. Einem einzelnen Menschen zu helfen ist sehr viel, trotzdem muss das, was wir tun, multiplizierbar sein. Das Schlimme ist: Jedes Mal, wenn wir eine Lösung für ein Problem finden und Hoffnung schöpfen, hat jemand zuvor gelitten. Deswegen ist es mir so wichtig, alle Facetten des Krieges zu beleuchten und alle Stimmen zuzulassen.

Nicht allen gefällt, wie der Krieg in der Ukraine auch Heldengeschichten produziert. Für Unwohlsein sorgt bei manchen beispielsweise der ikonische Satz von Wolodymyr Selenskyj: »Ich brauche keine Mitfahrgelegenheit, ich brauche Munition.« Aber vielleicht hat das Land gerade einfach Bedarf an Heldinnen und Helden?

Was die Welt braucht, sind Vorbilder. Und zu Vorbildern, genau wie zu Helden, wird man gemacht, das ist man nicht per se. Alle, die Kinder haben, wollen ein Vorbild für sie sein und ihnen Werte vorleben. Für mich war es

wahnsinnig inspirierend, die Klitschkos zu erleben, die keine Sekunde lang überlegt haben, die Ukraine zu verlassen, obwohl sie es hätten tun können. Stattdessen haben sie sofort gesagt: Wir halten die Stellung und stehen auf gegen Ungerechtigkeit. Was wiederum andere inspiriert, es ihnen gleichzutun.

Konflikte werden derweil ausgeblendet.

Selenskyj und Vitali Klitschko sind bekanntlich politische Feinde ...

Anders geht es ja nicht. Im Kampf spielen viele Dinge keine Rolle, die vielleicht sonst ein Thema wären. Für das gemeinsame Ziel muss man an einem Strang ziehen.

Hat der Krieg die Klitschkos verändert?

Ich habe mit Wladimir mehr Kontakt als mit Vitali. In seinem Fall kann ich sagen: Der Krieg hat ihn erstaunlicherweise weicher gemacht, nicht härter. Sicher, er hat eine Klarheit und Entschiedenheit im Handeln, er weiß, was getan werden muss, und tut es. Aber auf der anderen Seite sehe ich, wie er das Leben an sich wertschätzt. Trotzdem war da nicht eine Sekunde des Zögerns, als es darum ging, seinem Bruder in Kyiv zur Seite zu stehen.

Die Klitschkos haben russische Wurzeln, die Mutter ist Russin – war Identität je ein Thema in den Gesprächen mit ihnen vor Putins Krieg?

Nein, nie. Russen und Ukrainer waren ein Volk, die Klitschkos sind ja auch in der UdSSR groß geworden. Ihr Wunsch war, die Welt kennenzulernen und zu verstehen, das Beste aus allen Welten mitzunehmen und ihrem Land etwas zurückzugeben. Sonst wäre Vitali auch nicht Politiker geworden.

Mit Wladimir zusammen haben Sie ein Kinderbuch geschrieben, »Wil, der Wolkenstürmer und der Traum vom Fliegen« ...

Das haben wir tatsächlich schon vor Kriegsbeginn fertiggestellt, auch wenn es die heutige Situation in gewisser Weise spiegelt. Es geht darum, dass wir in kleinen Schritten anfangen, unseren Kindern Resilienz beizubringen. Nicht indem wir Helikopter-Eltern werden, im Gegenteil, die Kinder müssen lernen zu fallen. Wir können ihnen helfen, ihre Wunden zu verarzten, wir können sie auf die Konsequenzen ihres Handelns hinweisen. Aber das Fallen und Aufstehen müssen sie selbst bewältigen.

Sie haben 2006 den ersten Kampf der Klitschkos im Madison Square Garden in

#WEAREALLUKRAINIANS

Gegründet von Dr. Wladimir Klitschko und Tatjana Kiel als Ad-hoc-Initiative in den ersten Tagen der russischen Invasion, unterstützt und organisiert #WeAreAllUkrainians Hilfsprojekte in der Ukraine, vor allem über Kyiv. Dazu zählen der Aufbau von Tageszentren für Waisenkinder, eine Mutterschutz-Initiative, eine Senioren-Versorgung und der Wiederaufbau ukrainischer Schulen. Mittlerweile ist daraus eine gemeinnützige GmbH geworden, ehrenamtlich geleitet von Tatjana Kiel und Dörte Kruppa als Geschäftsführerinnen. Inzwischen hat #WAAU über 1,2 Millionen Euro an Spenden ausgezahlt, über 1.800 Paletten an Sachspenden vermittelt, 30.000 Müttern und ihren Neugeborenen geholfen und 25 Projekte abschließen können. Weitere 19 Projekte befinden sich in der Umsetzung. Die Organisation arbeitet dabei mit anderen NGOs in der Ukraine zusammen.



ZUR PERSON

Als CEO von Klitschko Ventures zeichnet Tatjana Kiel (geboren am 19.10.1979 in Berlin) für die Karriere nach der Karriere von Dr. Wladimir Klitschko verantwortlich, der wie sein Bruder Vitali vormals als Schwergewichtsboxer erfolgreich war. Ab 2006 war Kiel im Veranstaltungsmanagement und Marketing für die Kämpfe der beiden zuständig, mit Klitschko Ventures skaliert sie nun vor allem die Methode »FACE the Challenge«, die Einzelpersonen, Teams und Unternehmen dabei helfen soll, Lösungen für Herausforderungen zu finden. Mit Wladimir Klitschko hat sie dazu 2020 auch das Buch »F.A.C.E. the Challenge - Entdecke die Willenskraft in dir!« veröffentlicht. Kiel unterrichtet als Dozentin an der Universität von Sankt Gallen in einem CAS Weiterbildungsstudiengang und ist Gründerin des Netzwerks Ladies Mentoring. Als ehrenamtliche Beirätin der Initiative »STARTUP TEENS« fördert sie junge Talente.

New York organisiert – wie kam es dazu?

Ich kannte die beiden bereits, und ich hatte schon ein halbes Jahr in New York gearbeitet, weswegen ich mit den Strukturen vor Ort vertraut war. Das beginnt bei der Frage, wann man in dieser Stadt Auto fahren sollte und wann besser nicht – Dinge, die man in Deutschland nicht organisieren muss, in New York aber schon. Zu diesem Zeitpunkt habe ich noch nicht hauptverantwortlich für die Klitschkos gearbeitet, sondern erst mal solche Prozesse unterstützt. Ich kam aus der Politik und war nicht glücklich, weil ich den Eindruck hatte, dass man im politischen Alltag immer gegen etwas sein muss. Plötzlich konnte ich für etwas arbeiten, mit Menschen in den Austausch gehen, Prozesse organisieren, die einen unmittelbaren Einfluss haben. Das hat mich getriggert, weswegen ich angeboten habe: Wenn ihr mich beim nächsten Kampf wieder brauchen solltet, bin ich sehr gerne für euch da. So fing der gemeinsame Weg an, und ich bin aus meinem Nine-to-five-Job in einen erfüllenden 18-Stunden-Alltag gewechselt.

Später waren Sie für alles zuständig, angefangen bei der Frage, wo der Boxring stehen soll, über das Ticketing bis zum Catering. Die Klitschkos haben Sie mal als Feuerwehr-

frau beschrieben, die ruhig bleibt, während um sie herum alles lodert. Lässt sich so ein Verhalten erlernen?

Ich habe einfach verinnerlicht, dass Emotionen anfänglich gern sehr hochgekocht werden, dass sie sich aber auch herunterkochen lassen, sodass man rationaler denken und handeln kann. Jemandem, der sich wahnsinnig aufregt, kann ich vermitteln: Pass auf, ich habe verstanden, hier gibt es ein Problem, ich werde dir in zwei Stunden eine Lösung dafür präsentieren. Sie wird vielleicht nicht hundertprozentig deinem Wunsch entsprechen, andernfalls wärest du vielleicht selbst darauf gekommen. Aber es wird eine Lösung sein. Denn die gibt es für jedes Problem.

Zusammen mit Wladimir Klitschko haben Sie zudem die »FACE the Challenge«-Methode entwickelt, das Akronym steht für Focus, Agility, Coordination, Endurance, also Konzentration, Beweglichkeit, Koordination, Ausdauer. Wie ist es dazu gekommen und was liegt ihr zugrunde?

Wladimir hat schon früh in unserer Zusammenarbeit den Wunsch geäußert, dass bestimmte Themen systematisiert werden, weil er irgendwann mal sein Wissen teilen und weitergeben möchte. Also habe ich angefangen, genauer auf Situationen zu schauen, in denen er für mein Empfinden sehr außergewöhnlich reagiert hat. Das hat mich selbst fasziniert, ich wollte daher unbedingt wissen, warum er das macht und wie er das macht. Aber auch von anderen wurden ihm immer wieder die gleichen Fragen gestellt.

Welche waren das?

Wie schaffst du es, wieder aufzustehen, wenn du am Boden bist? Wie gelingt es dir, an einem Samstag um 23.08 Uhr, in dem Moment, in dem der erste Gong ertönt, auf den Punkt zu funktionieren? Wie geht das, eigentlich keinen schlechten Tag zu haben? Wie gehst du mit Hindernissen um? Genau diese Fragen haben wir notiert und daraus die Antworten abstrahiert. Einige kamen immer wieder gleichlautend: Weil ich so fokussiert bin, so beweglich, so koordiniert, so ausdauernd. Daraus ist »FACE the Challenge« entstanden

»Jedes Mal, wenn wir eine Lösung für ein Problem finden und Hoffnung schöpfen, hat jemand zuvor gelitten.«

– weil es ihm immer wichtig war, sich der Herausforderung zu stellen, nicht davor wegzulaufen.

Sie haben bereits in den ersten zehn Kriegstagen 2.000 Tonnen an Hilfsgütern in die Ukraine bewegt, sie organisieren Rettungsfahrzeuge und Feuerwehren – hat Ihnen dieses Konzept auch selbst dabei geholfen?

Auf jeden Fall! FACE beschreibt ja eine Reihenfolge, die mit »Focus« beginnt: Was ist das Ziel, was will ich schaffen? Das muss klar sein. Bei »Agility« geht es darum, sehr schnell einen Plan zu hinterlegen, bei »Coordination« um die Frage, welche Ressourcen ich habe und welche ich brauche. »Endurance«, also Ausdauer, meint die Routinen, die es täglich und nachhaltig braucht, um das Ziel umzusetzen. Und zu guter Letzt ist wichtig, dass man sich jeden Morgen beim Blick in den Spiegel versichern kann: Ich tue das Richtige.

Wo sind Sie mit »#WeAreAllUkrainians« bislang an Grenzen gestoßen?

An Grenzen stößt man immer dann, wenn man die Antwort auf eine Frage nicht findet. Wenn das so ist oder wenn das Bauchgefühl einem sagt, dass man hier nicht sicher ist, dann sollte man nicht sofort die nächste Entscheidung treffen. An Grenzen stößt man aber auch emotional, zum Beispiel, wenn das Postfach überquillt vor Nachrichten von Menschen, die helfen wollen, und man sie knallhart priorisieren muss. Wenn ich könnte, würde ich auch mehr als 24 Stunden am Tag arbeiten, aber ab einem bestimmten Punkt habe ich anfangen müssen, mir selbst Grenzen zu setzen. Zum Beispiel, indem ich abends nur noch im Notfall Nachrichten beantworte. Andernfalls läuft man Gefahr, aufgefressen zu werden.

Zumal Sie selbst Familie und auch eine Tochter haben ...

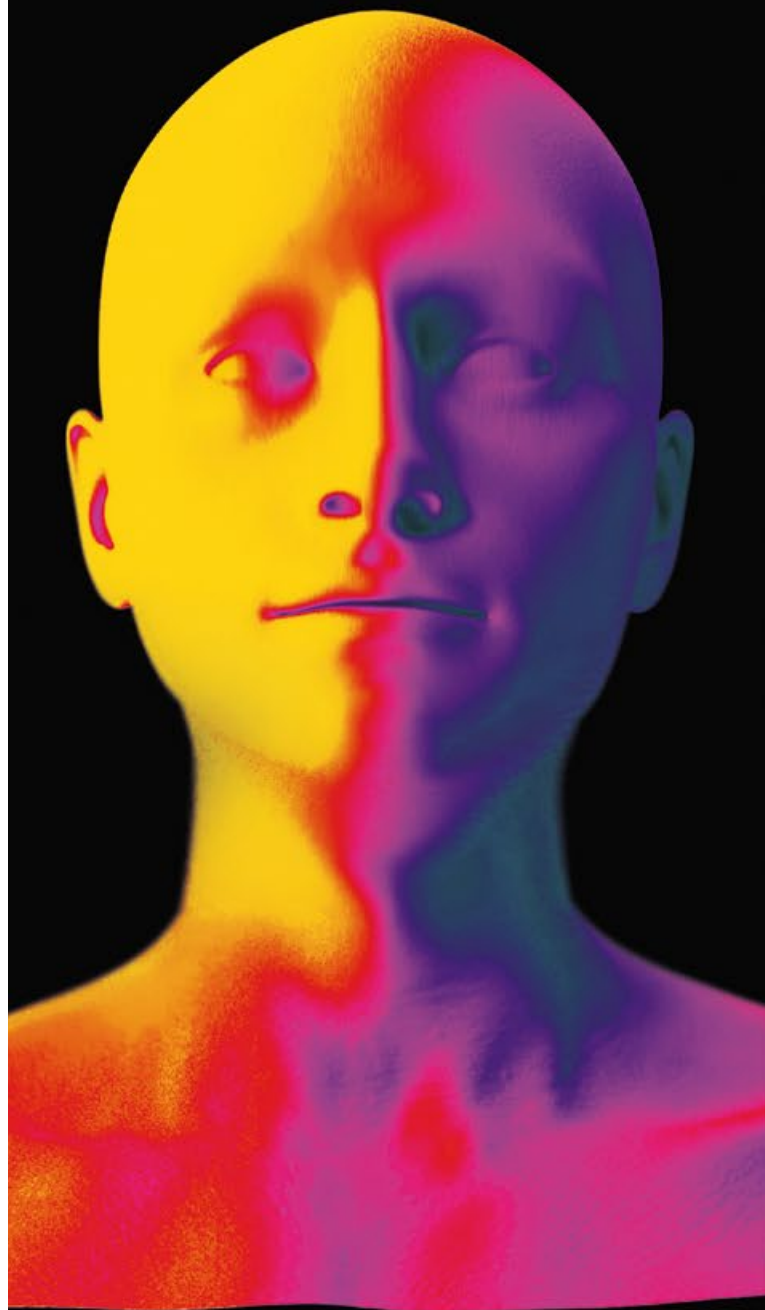
Es gibt nicht genug Zeit, um die Welt zu retten. Die Frage ist, wie man es trotzdem versuchen und dabei auch sich selbst schützen kann. Sobald ich in Hamburg bin, ist abends das Zusammensein mit der Familie heilig, da können noch so wichtige Events anstehen. Um mich gut zu fühlen, brauche ich einen Rhythmus, den ich mit der Familie teilen kann, vor allem mit den Kindern. Denn natürlich hat das Verständnis für meine Abwesenheit auch Grenzen.

Haben Sie die Hoffnung, dass dieser Krieg bald enden könnte?

Ohne Hoffnung hätte ich gar nicht mit »#WeAreAllUkrainians« angefangen. Ich hoffe, dass sich die Erkenntnis durchsetzt, dass das Gute gewinnen muss. Dass wir verstehen, was richtig und was falsch ist.

...

AMBER RUN HOW TO BE HUMAN



**THE NEW ALBUM
OUT SPRING 2023**





TIM BENDZKO über seinen Camper

»Toilettenpapier ist unverzichtbar.«

Das Musikerleben auf Tour stellt ganz besondere Anforderungen, auch abseits der Bühne. Sänger **Tim Bendzko** war die Hotelzimmer irgendwann leid und stieg aufs Wohnmobil um – aus der praktischen Entscheidung wurde eine Leidenschaft.

Meine allererste Camping-Erfahrung war ganz klassisch: zusammen mit meinen Eltern, unter anderem in Italien und Ungarn. Da haben wir ordentlich einen weggezeltet. Mit meinem eigenen Camper ging es im vorletzten Jahr los. Ich kam irgendwann auf die Idee, mir so ein Teil auszubauen. Die Hotel-Arie während des Tourens mit der Band ging mir einfach tierisch auf den Keks. So ein Tag sieht immer gleich aus: Ich packe alles ein, fahre los zum Soundcheck, danach ins Hotel, packe die Sachen aus. Warten, warten, warten. Dann packe ich alles wieder ein, weil ich Angst hab', dass mir was fehlt, und fahre zum Konzert, packe da noch mal aus, nach der Show alles wieder ein, zurück zum Hotel, packe den Kram wieder aus, geh' schlafen und pack' am nächsten Morgen alles wieder ein. Und das jeden Tag. Hinzu kommt, dass es backstage alles andere als luxuriös zugeht, von wegen Plüsch oder Palmen. Im Sommer besteht der Backstage-Bereich meistens aus irgendwelchen Baucontainern, oft hat man Glück, wenn der Raum überhaupt ein Fenster hat. Irgendwann bin ich auf den Gedanken gekommen, dass es cool wäre, seinen eigenen Rückzugsort immer dabei zu haben und sich das alles dadurch sparen zu können. Das mit dem Selbstausbau haute erst nicht so ganz hin, aber dann ergab sich über einen Freund der Kontakt zu jemandem, der das professionell macht. Letztes Jahr haben wir es zwei Wochen lang in einem Testcamper ausprobiert, das war eine richtig gute Erfahrung. Täglich Konzerte und Interviews, normalerweise wäre ich danach völlig fertig gewesen, aber so fühlte es sich fast wie Urlaub an. Ich hab' in dem Ding geschlafen wie ein Stein. Mein eigener Camper ist nun für zwei Personen ausgestattet. Jürgen, mein Tourmanager, fährt den Wagen und nächtigt im Dachzelt, ich unten. Es gibt einen Kühlschrank, eine Kochgelegenheit, eine Dusche. Bei dem Camper, der gerade für mich ausgebaut und demnächst fertig wird, gibt es zudem eine größere Sitzcke, wo man auch mal ein Interview machen oder mit mehreren Leuten etwas be-

sprechen kann. Die größte logistische Herausforderung ist der Stellplatz. Wir haben gerade in der Frankfurter Festhalle gespielt, da kann man zwar super stehen, aber unmöglich schlafen. Aber auch dafür gibt es Lösungen. Über eine App kann man Stellplätze recht einfach finden. Im letzten Jahr haben wir oft direkt an einem See gestanden, so was ist natürlich toll. Richtige Campingplätze sorgen möglicherweise erst mal für einen Kulturschock. Schon auch cool, aber eben eine Welt für sich – mit festen Wänden oder Zäunen für die Dauercamper, Brötchenservice, Grillplätzen, die größer sind als unser Camper. In Rosenheim stand mal ein älteres Pärchen hinter uns, da wurde der Mann vorgeschickt, um zu fragen, ob ich ich bin. Seine Frau hatte mich wohl erkannt, aber dachte, das könne ja wohl nicht sein, dass der Bendzko hier auf dem Campingplatz steht. Wir haben bei den beiden dann noch einen höllisch starken Kaffee abgestaubt. Eine wirklich nette und lustige Begegnung. Was Tipps angeht, brauche ich noch ein bisschen mehr Erfahrung. Jetzt kann ich aber schon mal sicher sagen: Weniger ist mehr. Und wenn man zu zweit fährt, ist ein Kopfhörer ganz schön. Handtücher und Toilettenpapier sind zudem unverzichtbar. Als ehemaliger regelmäßiger Hotelgast muss man sich auch erst mal daran gewöhnen, dass so was unterwegs immer auf den Einkaufszettel gehört. Im Tourbus ist es ja auch geradezu verpönt, die Toilette zu benutzen. Beim Camper geht das alles, wobei man auch da natürlich eher die Toilette des Campingplatzes nutzt. Letztes Jahr haben wir auf einem Festival gespielt, da haben sie uns direkt neben das Auto ein Dixi-Klo gestellt. Legendar! Alle Promo-Termine und Konzerte will ich in diesem Jahr mit dem Camper erledigen. Was Urlaub angeht, mal schauen. Ich bin so viel auf Tour, dass ich privat jetzt nicht gleich wieder los muss, wobei: Mit meinem Sohn werde ich das bestimmt bald mal ausprobieren, der ist mit zwei Jahren nun auch im campingtauglichen Alter.

AUFGEZEICHNET VON INGO SCHEEL

TIM BENDZKO

Tim Bendzko, am 9. April 1985 in Berlin geboren, schrieb mit 16 Jahren seine ersten Songs, über die Teilnahme am Talentwettbewerb der Söhne Mannheims, 2009 begann seine Karriere. Sein Debütalbum »Wenn Worte meine Sprache wären« erreichte Platz 4 der Charts, mit dem Titelsong gewann er 2011 den Bundesvision Song Contest für Berlin. Die Hitsingle »Nur noch kurz die Welt retten«, die ihn noch bekannter machte, wurde mit Gold und Dreifach-Platin ausgezeichnet. Bendzko tourte mit Größen wie Elton John und Joe Cocker, war Juror bei »The Voice Kids«, sein Fußball-Herz schlägt für den FC Bayern und den 1. FC Union Berlin. Vier Alben hat der Singer-Songwriter bislang herausgebracht. Sein neues Album »APRIL« erscheint am 31.03.23, wobei einiges Singles daraus bereits veröffentlicht wurden. Am 01.04. startet dann die zugehörige Clubtour durch Deutschland, bei der die Fans auf einen ganz neuen Sound gespannt sein dürfen.

»In schwierigen Zeiten geht nichts über ein Gespräch von Angesicht zu Angesicht.«

09. November 2022, Potsdam. Das Ambiente passt schon einmal, denn das Einstein Forum in Potsdam atmet die Art entspannter Atmosphäre, die zu einem angeregten Gespräch einlädt. Träge Sonnenstrahlen durchbrechen die Fenster; hinter der Scheibe ist es plötzlich so warm, dass Gaspard Koenig den Sitzplatz wechseln möchte. Dabei ist der französische Philosoph Strapazen gewohnt. Mit seinem Pferd Destinada ist er monatelang durch Europa geritten, um sich einen Begriff davon zu machen, was den Alten Kontinent als lebensanschauliche Heimat ausmacht. Sein Resümee fällt optimistisch aus, denn in einer Zeit, die von echten und gefühlten Unsicherheiten geprägt ist, stellt er eine grenzüberschreitende Harmonie fest. Seinem Gesprächspartner überlässt er die Wahl zwischen Französisch, Deutsch und Englisch.

INTERVIEW: MARKUS HOCKENBRINK | FOTOS: ELODIE GRÉGOIRE



Gaspard Koenig, Michel de Montaigne hat gesagt: »Vom Pferd aus sieht man besser.« Können Sie diesen Eindruck nach Ihrer eigenen Erfahrung zu Pferde bestätigen?

Ja. Das fängt schon damit an, dass man im Sattel praktischerweise erhöht sitzt.

So kann man zum Beispiel gut über Hecken schauen, hinter denen sich die Menschen in ihren Gärten normalerweise den Blicken von Passanten entziehen. Dazu kommt: Pferde sind keine Raubtiere, und deswegen werden sie von anderen Tieren auch nicht als Bedrohung wahrgenommen. Und weil Pferdegeruch stärker ist als Menschengeruch, sieht man im Wald viel mehr Tiere, als wenn man allein unterwegs wäre. Die Eichhörnchen und die Rehe wittern das Pferd, nicht aber den Reiter und fliehen daher erst im letzten Augenblick der Begegnung. Es ist so, als würde das Pferd einen zum Besuch in die Natur einladen. Und noch ein dritter Punkt: Wenn man auf einem Pferd in eine Ortschaft einreitet, ist einem die Aufmerksamkeit der Menschen gewiss. Man bietet einen ungewöhnlichen Anblick, und deswegen kommen die Leute sofort auf einen zu und stellen neugierige Fragen. Auf diese Weise bin ich unterwegs mit Hunderten von Menschen ins Gespräch gekommen und habe Geschichten gehört, die einem als normaler Tourist oder auch als Schriftsteller sicher unbekannt geblieben wären. **Worauf Sie es mit Ihrer Reise auch von vorneherein angelegt hatten?**

Allerdings. Es sollte eine richtige Abenteuerreise werden, wie die, die Montaigne vor knapp 500 Jahren unternommen hat. Frankreich und Europa steckten damals in einer sozialen Krise, es gab einen Pestausbruch und einen Bürgerkrieg zwischen Katholiken und Protestanten. Keine gute Zeit zu reisen, sollte man meinen. Aber Montaigne wollte sich selbst ein Bild der Situation machen und begab sich deswegen auf den Weg von Bordeaux nach Rom, mit Umwegen durch die Schweiz und Deutschland. Er wollte mit den sogenannten einfachen Leuten in Kontakt treten und hat sich deshalb vorgenommen, nicht über das zu sprechen, was ihn selbst interessiert, sondern zu hören, was den jeweils anderen interessiert.

Haben Sie Montaigne deswegen zu Ihrem Reiseleiter auserkoren?

Unter anderem. Montaigne ist einer der wenigen Philosophen, die zugleich auch Schriftsteller sind. Er schreibt viel über das Schreiben an sich, aber auch viel über Tiere. Peter Singer von der Animal Liberation nennt ihn den ersten Antispeziesisten, weil Montaigne in seinem Essay »L'Apologie de Raymond Segan« die Trennung zwischen Mensch und Tier hinterfragt. Er war der Meinung, dass auch Tiere Individuen sind und als solche zu respektieren wären. Deshalb kannte er sich auch wie kein zweiter Philosoph mit Pferden aus. Mir gefiel außerdem, dass er gerne nach dem Zufallsprinzip handelte. Beim Schreiben macht er Exkurse, beim Reisen Umwege. Das Ziel ist ihm nicht so wichtig wie der Weg, denn so bleibt man offener für den Moment. Ich hatte vor meiner Reise zu Pferd gerade ein Buch über künstliche Intelligenz beendet und dabei den Eindruck gewonnen, dass unsere Leben zunehmend durchgeplant sind. Montaigne war da so etwas wie ein Gegenmittel für mich. Ich hatte beim Reiten den Kopf frei und konnte mich spontan auf alles einlassen, was mich reizte.

Sie schreiben vom »Paradox des Authentischen« – von der Sehnsucht nach authentischen Erfahrungen, die sich aber nicht stillen lässt, weil das Authentische einem in gewisser Weise zustoßen muss.

So ist es ja auch. Touristen, die das Authentische suchen, werden es nicht finden, denn das Authentische geschieht spontan. Als ich in Bayern war, hat mich ein Mann mal mit ins Gebirge genommen, zu einer Berghütte, die er selbst gebaut hatte. Dort hat er plötzlich ein Akkordeon hervorgeholt und mir ein paar bayerische Volkslieder vorgespielt. Das war beispielsweise ein sehr authentischer Moment, der völlig überraschend kam. Im Grunde ging es mir bei der Reise darum, das Abenteuer vor der Haustüre zu finden. Ich bin in meinem Leben zwar schon viel gereist, hatte dabei aber immer weniger das Gefühl, mich wirklich zu bewegen. Ein Trip von Paris nach Los Angeles ist heutzutage leicht zu organisieren; man braucht nicht einmal eine andere Taxi-App im Ausland. Dadurch wird es aber immer schwieriger, Orte zu finden, die einem nicht schon bekannt vorkommen. Das ist die Homogenität, die



»Wenn man auf einem Pferd in eine Ortschaft einreitet, ist einem die Aufmerksamkeit der Menschen gewiss.«

der Anthropologe Claude Lévi-Strauss für unsere Zukunft befürchtet hat.

Und der man sich entziehen kann, wenn man in den Sattel steigt?

Genau. Das Abenteuer fängt schon damit an, dass die Infrastruktur ja gar nicht mehr auf Pferde ausgelegt ist. Viele Straßen sind für Pferde unpassierbar, entsprechende Unterkünfte findet man auch nicht einfach so. Man muss den ganzen Tag lang improvisieren, was unter logistischen Gesichtspunkten recht ermüdend sein kann. Man muss sich durchfragen, Bauern finden, die einem einen Stall für die Nacht zur Verfügung stellen, Heu besorgen. Darauf achten, dass Fußgängerbrücken das Gewicht eines Pferdes aushalten. In gewisser Weise kommt einem die Landschaft vertraut vor, man kennt ja die Beschilderung und so weiter. Aber gleichzeitig ist man mit Pferd in einer komplett anderen Umgebung und wechselt dadurch die Perspektive.

Sind Sie in der Zeit so etwas wie ein Verächter der Moderne geworden?

Durch die Arbeit an meinem vorhergehenden Buch über künstliche Intelligenz war ich schon etwas skeptisch geworden, was unseren Umgang mit neuen Technologien angeht. Man sollte sie wirklich erst meistern lernen, bevor man sie nutzt, was zum Beispiel auch für Datensicherheit gilt. Meine Reise mit dem Pferd war aber keine Übung in Lowtech, wie sie etwa Sylvain Tesson in seinem Buch »Auf versunkenen Wegen« beschreibt. Darin geht es um

eine Reise durch Frankreich zu Fuß, auf alten Pfaden, abseits der Zivilisation. Das war nicht meine Absicht. Ich wollte durchaus die Modernität erleben, aber durch die Mittel, die die Moderne stören.

Ich bin also auch durch Großstädte und durch Vororte geritten und habe dabei oft an das gedacht, was Montaigne über politische Philosophie dachte. Er war offensichtlich kein Konservativer, aber er wollte, dass sich die Dinge eher langsam bewegen. Keine großen Utopien, keine Agenda, eher eine gewisse Spontaneität in allen Dingen.

Wie sah es aus mit Ihrem Ziel, wie Montaigne den »einfachen Menschen« zuzuhören?

Zunächst einmal ist mir etwas sehr Positives aufgefallen. Ich habe in den fünf Monaten meiner Reise absichtlich keine Nachrichten gelesen oder gehört. Als ich das anschließend nachgeholt habe, habe ich gemerkt, dass die Zeitungen den ganzen Sommer lang voller Schlagzeilen über Gewalt und Kriminalität waren. Es schien, dass die Menschen immer misstrauischer und individualistischer werden. Das war aber das komplette Gegenteil meiner Erfahrung. Ich habe keine einzige bedrohliche Situation erlebt, keine einzige Konfrontation – etwas, was zu Montaignes Zeiten unmöglich gewesen wäre. Damals war Reisen sehr gefährlich, weshalb er auch nur in Begleitung bewaffneter Diener unterwegs war. Ich dagegen habe mich immer vollkommen sicher gefühlt. Und ich habe laufend um Hilfe gebeten. Am Anfang war mir das noch etwas unange-



»Gastfreundschaft ist eine Form zwischenmenschlicher Beziehung, die ich bis dahin gar nicht kannte.«

nehm, aber im Laufe der Zeit wurde ich immer direkter: »Können Sie mir helfen?« Ich habe nämlich gemerkt, dass die Menschen in der Regel sehr gerne helfen. Sie haben mich in ihre Häuser eingeladen, mir Essen oder eine Übernachtungsmöglichkeit angeboten – und das in der Regel auch noch umsonst. Dadurch habe ich erfahren: Gastfreundschaft ist eine Form zwischenmenschlicher Beziehung, die ich bis dahin gar nicht kannte.

Sie kannten Gastfreundschaft nicht?

Nicht aus erster Hand. Es gibt Liebe, es gibt Freundschaft, aber es gibt eben auch Gastfreundschaft. Und Gastfreundschaft ist insofern ungewöhnlich, als dass sie den Gast und den Gastgeber sofort auf dieselbe Stufe stellt. Die Kommunikation ist schnell, direkt und sehr menschlich – sie ist das, was der anarchistische Kulturanthropologe David Graeber »Alltagskommunismus« nennt. Selbst die Marktwirtschaft funktioniert nicht ohne diese Vertrauensbeziehung zwischen Menschen. Schon der Soziologe Marcel Mauss hat vor hundert Jahren bemerkt, dass die menschliche Gemeinschaft auf Gaben und Gegengaben beruht. Es ist eine Schenkbeziehung, keine Marktbeziehung. Die Gastfreundschaft ist sogar noch besser, denn sie ist ein Geschenk, das kein Gegengeschenk verlangt. Es ist wie ein anthropologischer Instinkt, der jeden willkommen heißt. Auf meiner Reise habe ich gemerkt, dass es nur darum geht, den richtigen Vorwand zu finden, um diesen alten anthropologischen Instinkt wiederzuerwecken. Man braucht sozusagen nur einen Türöffner.

Wie zum Beispiel ein Pferd.

Zum Beispiel. Ein Pferd stört den normalen Alltagsablauf, und die Menschen mögen es, in ihrem Alltag gestört zu werden. Ich erinnere mich an eine ältere Frau, die mich zu sich zum Mittagessen eingeladen hat, in ein sehr schönes Bürgerhaus. Das Pferd sollte ich so lange im Vorgarten anbinden, was aber nicht ging, weil es da nichts zum Grasen gab. Also durfte ich das Pferd in den Garten bringen, auf dem einzigen Weg, der dorthin führte: mitten durch dieses schöne saubere Haus. Man könnte meinen, diese Aktion hätte der Frau nicht sehr gut gefallen, aber sie war im Gegenteil völlig beglückt, als das Pferd durch ihren Salon lief. Ich glaube, von dieser Episode redet sie heute noch. Man muss also nur ein Chaos-Element in den Alltag einführen, um zu merken, dass das den Leuten gefällt. Wie Montaigne auch schon gesagt hat: Wenn man Vertrauen spüren will, muss man Vertrauen entgegenbringen. **Sie schreiben in Ihrem Buch, dass manche Ihrer Gastgeber möglicherweise rechte Parteien wählen würden, zu Ihnen aber sehr nett gewesen sind. Wo kommt die Politik ins Spiel? Oder wo sollte sie ins Spiel kommen?**

Ich denke, das Problem mit politischen Themen heutzutage ist, dass sie zu abstrakt sind. Die Leute diskutieren weltpolitische Affären untereinander, aber sie sind nicht gut darin, weil sie sich in der Regel zu wenig damit auskennen. Viel besser sind sie darin, lokale Probleme zu diskutieren. Hier zeigen sich die Menschen plötzlich subtiler, geschickter,

intelligenter. Wenn man also gute politische Diskussionen führen möchte, muss man sie zurück auf die lokale Ebene bringen. Manchmal ist es wirklich nur so, dass ein Teil des Gehirns von den sozialen Medien und den ganzen grellen Schlagzeilen betroffen ist. Bei näherliegenden Themen zeigen sich die Leute wesentlich differenzierter. Als Gast war ich ohnehin nicht in der Position, mich mit den Menschen zu streiten, die sich mir gegenüber so hilfsbereit gezeigt hatten. Nicht nur weil sie mich sonst rausgeworfen hätten, sondern auch weil mir in diesem Moment der gedankliche Platz dazu fehlte. Ich wollte verstehen, was sie denken, und dabei auch bei mutmaßlichen Rechtswählern empathisch genug bleiben. Wenn man erst die Beweggründe der Menschen versteht, fällt es einem danach sehr schwer, seine Distanz beizubehalten. Auch das war bereits eine Idee Montaignes: In schwierigen polarisierenden Zeiten geht nichts über ein Gespräch von Angesicht zu Angesicht. **»Die Sitten und die Ansichten der Bauern erscheinen mir für gewöhnlich stärker an den Lehren der wahren Philosophie ausgerichtet als die unserer Philosophen«, schreibt Montaigne. Stimmen Sie dem zu?**

Ja. Montaigne war – wie ich übrigens auch – sehr skeptisch gegenüber den Gelehrten seiner Zeit. Ich war früher Philosophiedozent an der Universität, habe aber gekündigt, weil ich mit verschiedenen Konzepten dort nicht einverstanden war. Ich denke, Akademiker können sehr gebildet sein, was das Durchdringen philosophischer Konzepte angeht, und gleichzeitig die Realität aus den Augen verlieren. Doch genau darum geht es in der Philosophie: um die Interpretation der Wirklichkeit. Man muss vor die Tür gehen wie die griechischen Philosophen, und man muss sich bemühen, eine einfache, verständliche Sprache zu benutzen. Einfachheit in der Sprache ist tatsächlich schwerer zu erreichen als ein gebildeter Diskurs voller Neologismen. Aber man muss komplexe Sachverhalte auch einfach ausdrücken können, um sich so der Kritik von allen auszusetzen. Natürlich war nicht jeder, dem ich auf meiner Reise begegnet bin, ein geborener Philosoph. Aber ich würde schon sagen, dass es das gleiche Verhältnis war wie im Universitätsmilieu.

Ein Beispiel?

Es gab da einen Mann, der jahrelang als Mechaniker gearbeitet hat, aber mit seinem Job unzufrieden war. Also hat er umgelernt und ist Hufschmied geworden. Dabei ist er zu der Überzeugung gekommen, dass es irgendwie nicht richtig ist, Pferde mit Eisen zu beschlagen. Er hat erfahren, dass es eine alternative Methode gibt, noch aus der Römerzeit, bei der man den Huf durch eine ausgeklügelte Feiltechnik dazu bringt, sich selbst zu regenerieren.

Und das funktioniert?

Offenbar, denn als Hufschmied ist er inzwischen ziemlich gefragt. Daran musste ich wieder denken, als ich letzten Monat auf einer Lesung in Augsburg war und anschließend ein Mann zur Signierstunde kam, der barfuß ging. Offenbar ist er dort stadtbekannt, denn er hat wohl seit zehn Jahren keine Schuhe mehr getragen. Er läuft nicht nur das ganze Jahr über barfuß herum, sondern unternimmt auch ausgedehnte Wanderungen bis nach Italien und so. Ich dachte, seine Fußsohlen müssten unglaublich hart sein, aber als ich sie berührt habe, waren sie sogar ausgesprochen weich. Er meinte, zuerst würden die Sohlen durch das viele Laufen tatsächlich härter, anschließend aber wieder weicher. Und zwar auf eine andere, neue Art. Sie würden sich dem Boden anpassen. Das wiederum ist genau das, was der Wissenschaftler Nassim Taleb »Antifragilität« nennt: Man versucht nicht, einem Widerstand etwas Stabiles gegenüberzusetzen, sondern lässt den Druck erst einmal in sich hinein und reagiert dann darauf. Was ich damit sagen will: Der Hufschmied hätte es nicht in diesen Worten ausgedrückt, aber er dachte auf seine Art über genau das gleiche Problem nach. Macht ihn das zu einem guten Philosophen? Meiner Meinung nach ja. Wer sich eingehend mit dem Huf eines Pferdes beschäftigt, lernt dabei auch etwas über das menschliche Leben.

»Warum müssen in französischen Gymnasien diejenigen, die einmal Tischler werden wollen, Literatur studieren, und nicht umgekehrt?«, schreiben Sie. Ist das das Hohe Lied der Bodenständigkeit oder ein Teil der Hufschmied-Philosophie?

Bei dieser Passage dachte ich an den Philoso-



MIT MONTAIGNE AUF REISEN

Fast hat man das Gefühl, selbst im Sattel zu sitzen, denn die »Abenteuer eines Philosophen zu Pferde« sind ein feines Kontrast- und Ergänzungsprogramm zu den Reisedokumentationen aus dem Fernsehen. Wo sonst vor allem das Auge verwöhnt wird, animiert Gaspard Königs Buch den Geist. Mit Mut zur Muße und Lust an der Exkursion betrachtet der Schriftsteller ein gleichsam vertrautes und unbekanntes Europa aus ungewöhnlicher Perspektive; Philosophie im Alltagseinsatz. Weil »Mit Montaigne auf Reisen« auch noch spritzig, forsch und humorvoll geschrieben ist, wird die Geschichte vom Reiz spontaner Umwege und unwahrscheinlicher Begegnungen zum literarischen Vergnügen.



PICTURE ALLIANCE / DPA / ROLF VENNENBERG

ZUR PERSON

Gaspard Kœnig, geboren 1982, erwirbt 2004 seinen Abschluss in Philosophie an der Pariser Eliteschule Lycée Henri IV. Neben seiner akademischen Karriere arbeitet er danach für die damalige französische Finanzministerin Christine Lagarde und die Europäische Bank für Wiederaufbau und Entwicklung in London. Als eingefleischter Anhänger des klassischen Liberalismus gründet er 2013 den Think Tank *Génération Libre*, der sich unter anderem für weniger Verwaltung und ein bedingungsloses Grundeinkommen ausspricht. Seit 2018 lehrt Kœnig an der Sorbonne in Paris. Der Autor mehrerer Romane und etlicher Essays hat sich letztes Jahr den Traum vom eigenen Haus auf dem Land erfüllt und lebt in der Nähe von Bordeaux.

phen Matthew Crawford, der wiederum seine Professur aufgab, um Motorradmechaniker zu werden. Er war der Meinung, dass es seiner Intelligenz viel mehr zugutekäme, mechanische Probleme zu lösen als Universitätsvorlesungen zu halten. Hier kommt Lévi-Strauss wieder ins Spiel, der einmal gesagt hat, dass das ursprüngliche menschliche Denken in der Bastelei entstanden ist. Bastelei bedeutet für ihn, ein Objekt zu nehmen und seine Funktion zu verändern. Das gilt auch für Sprache: Man nimmt ein Wort, ein Konzept und verändert seine Funktion. Dafür braucht man eine andere Art von Intelligenz als für eine Vorlesung über Hegel. Ich glaube aber ganz generell, dass sich Intelligenz durch Handarbeit sehr gut entwickelt.

Insgesamt scheint Ihnen die Vorstellung einer flexiblen und abwechslungsreichen Berufsbiographie besonders zu gefallen. Kommt daher auch Ihre vehemente Unterstützung eines bedingungslosen Grundeinkommens?

Mit das Faszinierendste am menschlichen Dasein ist für mich die Möglichkeit zu experimentieren. Man kann Dinge ausprobieren, möglicherweise scheitern und dann einfach

»Mit das Faszinierendste am menschlichen Dasein ist für mich die Möglichkeit zu experimentieren.«

etwas anderes versuchen. Das sorgt für eine große Abwechslung in unserer gemeinsamen Existenz. Ich finde, man muss aber auch die politischen Rahmenbedingungen schaffen, um diese Experimente zu ermöglichen. So wie es jetzt ist, geht man große Risiken ein, wenn man spontan den Job wechselt. Was das bedingungslose Grundeinkommen angeht: Ich glaube, das ist keine Utopie, und es ist auch nichts, was unser Wirtschaftssystem zerstören würde. Als Liberaler habe ich keine Probleme mit dem kapitalistischen System an sich, aber ich denke, innerhalb dieses Systems kann man ruhig ein Grundeinkommen einführen, das jedem genug Geld garantiert, um zumindest die Grundbedürfnisse zu sichern. Den Menschen damit aus der Armut zu helfen, ist das eine, aber fast noch wichtiger ist der Gedanke der Freiheit, der damit einhergeht. Jeder Mensch wäre in der Lage, seinen Job, seine Familie oder seine vertraute Umgebung hinter sich zu lassen und trotzdem darauf vertrauen zu können, weiterhin versorgt zu sein. Natürlich nur in einem sehr minimalen Umfang, aber schon die Vorstellung, den größten Sorgen enthoben zu sein, würde einen gewaltigen Unterschied machen. Persönlich bin ich mir auch sicher, dass das bedingungslose Grundeinkommen kommt. Die Frage ist eher, ob es zehn Jahre dauern wird oder hundert.

Und Sie befürchten nicht, dass ein solches Grundeinkommen die Leute eher zur Faulheit animiert?

Nein, denn dazu wäre es zu gering. Wer nur von seinem Grundeinkommen leben wollte, müsste sich stark in Verzicht üben. Was aber wiederum auch eine gute Sache sein kann, wie ich auf meiner Reise gelernt habe. Ich lese gerade »Walden« von Henry David Thoreau, der darin beschreibt, wie es ist, mit sehr wenig auszukommen. Sich auf das Essenzielle zu konzentrieren, wie ich es auf meiner Reise auch getan habe. Mehr als zehn zusätzliche Kilo Gepäck konnte ich meinem Pferd nicht zumuten, also musste ich zwangsläufig haushalten. Dabei habe ich wiederum gemerkt: Es ist immer leicht, sich im Kaufhaus fünf Garnituren Unterwäsche für zehn Euro zu kaufen. Aber wenn man darüber nachdenkt, wie viel Unterwäsche man wirklich braucht, landet

man bei einer kleineren Zahl. In dieser Beschränkung liegt auch eine Freiheit. Wenn man einmal das hat, was Montaigne als sein »Hinterstübchen« bezeichnet, diesen kleinen Ort, in dem man spirituell, aber auch materiell Zuflucht finden kann, weiß man, dass man zurechtkommen wird. Und dadurch wird das Leben zu einem freudvollen Experiment, das man nicht allzu ernst nehmen braucht.

Eigentlich höchste Zeit, denn angesichts der schwindenden Ressourcen dürften in Zukunft die berühmten Grenzen des Wachstums verstärkt in den Blick geraten.

Genau deswegen ist der Gedanke mittlerweile auch in der Mitte des politischen Diskurses angekommen. In Frankreich spricht man in diesem Zusammenhang gerne von »sobriété«, Nüchternheit. Wie können wir nüchterner leben? Nicht unbedingt in Bezug auf Alkohol, sondern auf alles andere. Wie können wir es einrichten, dass wir weniger Energie brauchen, weniger Nahrungsmittel, weniger Konsum insgesamt? Nicht zuletzt aufgrund der Klimakrise wird diese Diskussion immer wichtiger.

»Es geht also eher darum, seine Begierden zu zügeln, anstatt die Möglichkeiten zu vervielfältigen, sie zu befriedigen«, schreiben Sie. Und berufen sich wiederum direkt auf Montaigne, der sagte: »Nichts ist so hinderlich und so widerlich wie der Überfluss.«

Was ich von dieser Reise mitgenommen habe, ist vor allem Montaignes Definition von Freiheit. Wir leben in einer Gesellschaft, in der Freiheit durch die Möglichkeiten bestimmt wird, die uns offenstehen. Wir können zum Beispiel ein Flugzeug nehmen und ein Wochenende in Lissabon verbringen, weil das dank easyJet nur 50 Euro kostet. Diese Freiheit haben wir hier in Europa mittlerweile fast alle, denn der Neoliberalismus definiert Freiheit als den Multiplikator der Möglichkeiten. Montaigne dagegen bezieht sich in seinem Denken und Handeln immer wieder auf die antiken Stoiker, deren Freiheitsbegriff ganz anders aussieht. Bei ihnen geht es in erster Linie um Selbstbeherrschung. Das bedeutet nicht, dass man als Einsiedler leben oder ein Festmahl verschmähen soll. Man bräuchte sich nicht vor günstigen Umständen zu verstecken. Wenn die Umstände aber ungünstig sind, ist das auch in Ordnung, weil man einen inneren Abstand dazu wahrt. Diesen Abstand zu vergrößern, die Affekte zu reduzieren – darum geht es den Stoikern.

Schön und gut. Aber haben Sie Ihren Stoizismus schon mal an einem Teenager ausprobiert?

(lacht) Ich habe Kinder, die demnächst dieses Alter erreichen. Sie wissen, was ich beruflich mache, und ich glaube, sie haben wirklich keinerlei Interesse an Konsum. Sie wirken tatsächlich glücklicher, wenn sie nichts kaufen müssen. Es ist also vielleicht alles eine Frage der Erziehung.

...

Epische Klanggemälde



Eldbjørg Hemsing „ARCTIC“

Geigerin Eldbjørg Hemsing und die Star-Komponisten Jacob Shea („The Blue Planet“) & Frode Fjellheim („Frozen“) gestalten eine musikalische Reise durch die unentdeckte Schönheit der Arktis.

Als CD, 1 x 180g Vinyl und Digital



Hans Zimmer „Live“

Hans Zimmer hat neue, klanggewaltige „Suiten“ seiner größten Hits mit seiner großartigen Band und Orchester aufgenommen. U.a. mit Guthrie Govan und Lebo M und Melodien von Lion King, Inception oder Dune.

Ab 3. März als 2-CD, 4 x 180g Vinyl und Digital



John Williams, Yo-Yo Ma „A Gathering of Friends“

John Williams und Star-Cellist Yo-Yo Ma haben neue Konzertversionen von legendären Soundtracks wie „Schindler's Liste“ oder „München“ geschaffen.

Als CD, 1 x 180 Vinyl und Digital

»Sobald ich diese Brille aufsetze, nimmt sich die Bullatschek meinen Körper.«

16. Januar 2023, Bergisch Gladbach. Das lauschige Viertel, in dem die Comedienne, Autorin und Schauspielerin Ramona Schukraft lebt, ist vom Rauschen der Baumkronen erfüllt. Der Bus passiert die Tür mehrmals am Tag, die Post war einst im Dorfladen untergebracht und findet sich nun im Supermarkt. Im Hause Schukraft leben gleich zwei professionelle Humoristen, denn auch ihr Lebensgefährte betätigt sich in der Branche. So herrscht nach Feierabend oft weiterhin spontanes Pointenfeuer. In einem Pflegeheim im nahe gelegenen Lohmar dreht Schukraft die meisten ihrer Sketche und Videos für das fiktionale Haus Sonnenuntergang, das nun erstmals auch eine Inkarnation als Roman erfährt ... und viel über die Realität in der Pflege offenbart.

INTERVIEW: OLIVER USCHMANN | FOTOS: STEFAN MAGER



*Rollator
Angels*

Ramona Schukraft, Sie sind hauptberuflich eine fiktionale Altenpflegerin in einem fiktionalen Seniorenheim, das sich seit langer Zeit in Bühnenprogrammen, ganz aktuell in einem Roman sowie seit einigen Jahren in gedrehten Sketchen mit echten Heimbewohnern entfaltet. Schreiten wir also im Geiste auf das Haus Sonnenuntergang zu, an einem lichten Frühlingstag. Was sehen wir, wenn wir vor dem Eingang stehen?

Die automatische Schiebetür und rechts daneben das Bürofenster des aktuellen Heimleiters, Herrn Otterle Junior. Er sitzt gerade an seinem Schreibtisch, wie meistens, denn er ist selten im Haus unterwegs. Vor dem Gebäude stehen zwei große, alte Bäume, die im Sommer den Senioren Schatten spenden, wenn sie auf der Bank davor sitzen. Gehen wir nun gemeinsam durch die Schiebetür, sehen wir am Empfang die Anke, wie sie die Gäste begrüßt und jeden Morgen natürlich das Pflegepersonal. Tun wir so, als ob es normale Zeiten wären und keine pandemischen, in denen wir uns zunächst freitesten und eine Maske aufsetzen müssen. Links führt die Treppe hinauf in den ersten Wohnbereich und zum Schwesternzimmer, wo wir auch Sybille Bullatschek vorfinden.

Und somit Ihr Alter Ego, Ihre Rolle seit 14 Jahren. So intensiv, dass Sie Ihre Interviews meist als Sybille geben und den Namen sogar zusätzlich im Personalausweis haben eintragen lassen.

Der Beamte hat sich zunächst damit schwergetan. Ich bat ihn, den Namen einfach mal zu googeln und als er mehr Treffer für Sybille Bullatschek als für Ramona Schukraft fand, meinte er: »Okay, das machen wir.«

Wie Sie diese schwäbische Altenpflegerin darstellen und ausleben, das ließe sich durchaus mit der Tagline beschreiben: Die Method-Acterin unter den deutschen Comedians.

Ich versuche das mal zu erklären: Ich »spiele« diese Pflegekraft nicht, sondern bin es in diesem Mo-

ment tatsächlich. Ich sage gerne, so schizophran es klingt: Sobald ich diese schmetterlingsförmige Brille aufsetze und mir die entsprechende Frisur mache, nimmt sich die Bullatschek meinen Körper. Ich bewege mich anders, habe einen völlig eigenen Gang, ich wohne in Pfeildelsheim und spreche dieses breite Schwäbisch wie einen Mutterdialekt.

Was er nicht ist?

Ich komme ursprünglich aus Baden. Es gibt diesen alten Krieg zwischen den Badenern und den Schwaben. Mein Vater ist Schwabe und als Kind musste ich häufig nach Stuttgart zur Verwandtschaft. Damals fand ich diesen Dialekt ganz gruselig, aber heute schätze ich ihn für seine Wärme und Herzlichkeit, für diese gewisse Naivität.

Eine Naivität, die Sie der Bullatschek massiv zugeschrieben haben. Man merkt, dass die Herzensbildung die klassische deutlich übersteigt, etwa wenn eine Seniorin von ihrer Familie ein Puzzle mit Michelangelo-Motiv geschenkt bekommt und Sybille meint, sie kenne nur den Nino de Angelo. (lacht) Zu Beginn war sie so angelegt, aber auch in dieser Hinsicht hat sie sich über die Jahre durchaus entwickelt und mehr Intellekt ausgeprägt.

Bevor wir zu Sybille ins Schwesternzimmer gehen, bleiben wir noch ein wenig im Erdgeschoss. Alle Ihre Charaktere stehen ja für etwas, sind Typen und Sinnbilder für Rollen und Profile in der Pflege, darüber hinaus aber auch in der Gesamtgesellschaft. Der Herr Otterle Junior in seinem Büro trägt die Verantwortung für das Heim, hat aber keine Ahnung vom Fach und achtet mehr auf die PR als auf die Substanz.

Er kommt aus dem Marketing, das betont er sehr gerne. Sybille erwidert dann: »Und ich komm von daheim.« Derlei Manager werden dem Pflegepersonal in der realen Welt häufig vor die Nase gesetzt, bei privaten Trägern genauso wie bei den kirchlich geführten Einrichtungen. Menschen, die keinerlei Hintergrund im Gesundheitswesen haben, sondern ausschließlich in der Betriebswirtschaft. Was im Prinzip sogar in Ordnung ist, denn sie müssen



»Alle möglichen Lebenswelten treffen aufeinander und müssen wie in einer großen WG miteinander auskommen.«

das Heim ja leiten und jedes davon ist auch ein Wirtschaftsunternehmen. Trotzdem ist eine zu große Kluft zwischen den reinen Zahlenmenschen und der im selben Gebäude ansässigen Basis nicht gesund. Um das in einem Bild zu verdeutlichen: Wenn die Schwestern feststellen, dass ein akuter Medikamentenmangel herrscht, gehen sie sofort auf die Suche nach Lösungen, um die Vorräte aufzufüllen. Der Herr Otterle hingegen schreitet an sein Flipchart und zeichnet erst mal zwei Kurven. **Nehmen wir an, der Mann steht sinnbildlich auch für viele Führungskräfte in der Politik, die ebenfalls selten einen Fachbezug zu ihrem Ministerium haben und schon gar keine Basiserfahrung. Das Büro, das wir gerade besuchen, gehört Otterle Junior. Otterle Senior hat das Heim früher ebenfalls mit ökonomischem Blick, aber zudem mit echtem Herz für die Pflege geleitet.**

... und sein Sohn hat zuvor schon ein ganz anderes Unternehmen in Finnland an die Wand gefahren. Dennoch möchte ich für die reale Welt jetzt keine Pauschalaussagen treffen. Also weder, dass grundsätzlich alle Heimleitungen bloß fachfremde Mar-

ketingleute sind, noch, dass früher mit den alten Führungskräften grundsätzlich alles besser war.

Bevor wir die Treppe rauf zum Schwesternzimmer gehen, schauen wir aus dem Otterle-Fenster noch mal zu der Sitzbank unter den Bäumen hinaus. Inspirieren Sie die Senioren, die Sie bei den Drehs und Recherchen treffen, auch zu einer größeren Entschleunigung und Gelassenheit?

Mit Ausnahmen einiger Persönlichkeiten, auf die wir später sicher noch kommen, sind die meisten Menschen zwischen 80 und 90 Jahren durchaus ein wenig ruhiger. Nicht weil sie ruhiggestellt würden, das möchte ich hier ganz deutlich betonen. Eher weil es im Heimalltag im Grunde ja nur darum geht, was es zum Mittag- oder zum Abendessen gibt, wer zu Besuch kommt und welcher neuester Klatsch und Tratsch die Runde macht. Das sind so die Fragen, die einen als Bewohner bewegen. Die Pflegekräfte können sich von dieser Ruhe aber nur wenig inspirieren lassen, weil ihr Alltag unsagbar hektisch ist.

Hätten Sie ein Beispiel für eiserne Ruhe seitens der Bewohner?



VIDEOS AUS DEM HAUS SONNENUNTERGANG

»Theoretisch müsste ich noch viel mehr machen«, sagt Ramona Schukraft, die vor allem auf Facebook auf eine große und aktive Fangemeinde bauen kann, deren Videos, Sketche und Postings aber ebenfalls auf YouTube sowie Instagram zu finden sind. Die Filme zum Haus Sonnenuntergang dreht sie im echten Heim mit authentischen Bewohnern sowie professionellen Darstellern wie Thomas Giegerich als Rüdiger Otterle oder Karina Margareta Syndicus als Cat Baumeister. »Ich bin sehr froh, dass ich das Vertrauen der Heime und Senioren genieße, die wissen, dass ich nur Sketche umsetze, die niemanden vorführen, sondern zeigen, wie viel Spaß man im Alter und vor allem in der Pflege haben kann.«

Eine alte Dame hatte keine Verwandtschaft mehr übrig und auch kaum Bekannte. In ihrem Zimmer fiel mir auf, dass sie dennoch an Weihnachten einige Postkarten aufgestellt hatte, die sich bei näherem Hinsehen alle als Grüße von 2017 bis 2018 entpuppten. Das war ihr bewusst, doch sie meinte einfach nur:

»Die sind sehr lange unterwegs gewesen.«

Da muss man schlucken.

Heimweh spielt eine große Rolle. Vor allem, wenn niemand mehr übrig und auch der Partner schon verstorben ist. Heimweh und Wehmut. Sagen wir, wie es ist – auch wenn die Heime noch so gut arbeiten und die Pflegekräfte sich noch so viel Mühe geben, würden wohl die wenigsten sagen: »Hurra, ich lebe jetzt endlich im Heim!« Es ist eben nötig, sie arrangieren sich damit. Hätten sie die Wahl, wären die meisten doch lieber zu Hause.

Sybilles Leben haben Sie nun als Roman umgesetzt, auf der Basis von 14 Jahren Programm. Dennoch stellt sich die Frage: Wo liegt die Absenderkompetenz? Ihre Vita verzeichnet ein Freiwilliges Soziales Jahr in der Pflege. Ansonsten kommen Sie nicht wie Otterle aus dem Marketing, sondern aus der Comedy.

So ist es, und im Rahmen der Comedy ent-

stand um 2008 herum diese ganze Rolle und Welt erst einmal nur in meinem Kopf. Auf Basis meines FSJ und einiger Gespräche mit Seniorinnen, die sich immer gefunden haben, egal, wo ich gerade lebte oder mich bewegte. Und trotzdem sagten schon ganz früh echte Pflegekräfte, die meine Shows besuchten, wie gut ich die Lage getroffen hätte und dass es in der Realität teils noch wilder sei als in meinen Pointen. Durch die vielen Drehtage in echten Heimen und zahlreiche Gespräche weiß ich nach fast einem Fünfteljahrhundert mittlerweile sehr genau, wo der Schuh drückt.

Wir stehen im Schwesternzimmer, der Kaffee in der Kanne riecht bitter, das Radio säuselt leise. Ohne dass Sie sich nun in Sybille Bullatschek verwandeln, sagen Sie, wo drückt es im Schuh? Was sind die größten Kiesel?

Der allergrößte Kiesel ist und bleibt nach wie vor natürlich der Personalmangel. Die Pflegerinnen und Pfleger machen diesen Beruf wahnsinnig gerne, aber es bleiben die Umstände, die zutiefst frustrieren. Daran hat sich nichts verbessert, seit ich mich dem Thema widme. Es existiert ein Teufelskreis: Die Umstände sind schlecht, weil zu wenig Nachwuchs in die Pflege kommt und es

»Entscheidend ist der Druck, allen gerecht werden zu müssen, es aber nicht zu können.«

kommt zu wenig Nachwuchs in die Pflege, weil die Umstände so schlecht sind. Wenn junge Leute davon hören, sagen sich viele verständlicherweise: Werde ich doch lieber Friseur. Oder ich mache was mit Medien.

Die dürftige Bezahlung ist also der viel kleinere Kiesel?

Definitiv. Das Hauptproblem ist, dass man als Pflegekraft seine Runde nicht schaffen kann und daher immer in einem Zwiespalt ist. Man möchte den Leuten gerecht werden, seien es nun Senioren im Pflegeheim oder Kranke im Hospital, man weiß, sie brauchen mehr Aufmerksamkeit, aber man hat diese Zeit einfach nicht. Man hat die Zeit nicht und nimmt ständig dieses schlechte Gewissen mit nach Hause. Ich hätte mich heute mehr um Frau Bongartz kümmern müssen, um Frau Grube. Sie plagten Probleme, aber ich konnte nicht, weil ich schon wieder an anderer Stelle gebraucht wurde. Und dieses schlechte Gewissen nimmt man ständig mit nach Hause. Aber natürlich wäre eine bessere Bezahlung auch absolut gerechtfertigt bei der schweren körperlichen Arbeit.

Wie straff ist diese Runde? Wie darf man sich das konkret vorstellen? Wie wenig Zeit bleibt dabei pro Bewohner?

Ganz präzise können das wahrscheinlich nur examinierte Pflegekräfte beantworten und es hat sicherlich schon Einfluss, wie viel Aufwand die jeweils verschiedene Grundpflege braucht, aber unterm Strich sprechen wir von wenigen Minuten. In der Nachtschicht arbeitet häufig eine einzige Pflegekraft alleine, auf zwei Stockwerken, bei 30 bis 40 Bewohnern. Ist die Runde vollbracht, fängt die nächste im Grunde schon an. Währenddessen klingelt stets jemand aus einem anderen Zimmer, ist aus dem Bett gefallen, müsste augenblicklich Aufmerksamkeit bekommen. Rennst du sofort los? Du darfst ja auch die anderen nicht vernachlässigen. Ein einziger Dauerstress, den manche Einrichtungen mit Zeitarbeitskräften zu lösen versuchen.

Erfolgreich?

Einerseits ist es eine Option und besser als nichts. Jemand übernimmt für maximal ein Jahr eine Stelle, die es anderenfalls gar nicht

gäbe. Auf der anderen Seite bleibt so jemand nicht lang genug, um die Senioren wirklich kennenzulernen. Was logistisch eine Hilfe ist, kann es menschlich nicht in dem Maße sein, wie es eine dauerhafte Festanstellung könnte.

Nun gibt es also Burn-out seitens der Pflegekräfte wegen des Personalmangels, wegen der Distanz zwischen den Vorgaben der Heimleitung oder Gesundheitspolitik und dem tatsächlichen Alltag, aber auch ob der Auflagen, die die Heime für den MDK, den Medizinischen Dienst der Krankenversicherung, erfüllen müssen. Können Ihrer Erfahrung nach auch die Bewohner selbst das Problem sein? Senioren, die sich gegenüber den Pflegekräften miserabel verhalten?

Ich glaube, was einen dauerhaft wirklich ausbrennen lässt, ist der besagte Stress. Mir ist kein Fall bekannt, in dem eine Pflegekraft im Krankenhaus oder Altersheim gesagt hat: »Ich schmeiße alles hin, weil die alle so doof sind.« Einzelfälle gibt es, mir ist einer bekannt, bei dem eine Bewohnerin zur Schwester sagte: »Wenn du heute nach Hause fährst, dann wünsche ich, du wickelst dich um einen Baum.« Aber Idioten begegnet man in allen Berufen. Entscheidend ist der Druck, allen gerecht werden zu müssen, es aber nicht zu können und mit dem Gefühl nach Hause zu gehen, was noch alles hätte erledigt werden müssen.

Die Frage rührt daher, dass Sie in Ihrem Haus Sonnenuntergang schließlich nicht nur liebe Senioren inszenieren. Wobei wir unseren Rundgang bei einer Dame fortsetzen dürfen, die jeder Pflegekraft eher Kraft gibt als nimmt, der Frau Spielmann. Sie erzählt fünfzig Jahre alte Geheimnisse mit Bitte um Diskretion und hält weiterhin eine vielfältige Garderobe für alle Anlässe bereit. Wie sieht ihr Zimmer aus?

Ein geschmackvolles Bild an der Wand, in der Anlage Vivaldi, Mozart oder Debussy. Sie war wohlhabend, aus bestem Hause, sehr betucht, hatte früher Personal. Heute nimmt sie Pflegekräfte dafür in Anspruch, was keiner als despektierlich empfindet. Ihr letzter Mann, der vierte von vieren, ist bereits eine Weile tot, zu Lebzeiten sind beide viel gereist.



SIE HABEN IHR GEBISS AUF DER HÜPFBURG VERLOREN

Die Charaktere, Leitmotive und skurrilen Konflikte ihrer Bühnenprogramme und Videos rund um das Haus Sonnenuntergang hat Ramona Schukraft als Sybille Bullatschek nun erstmals in einem Roman umgesetzt (Harper Collins). »Eine Herausforderung«, wie sie sagt, »die aber sehr viel einfacher wurde, als mir das Ziel des Plots vor Augen stand.« Dieses lautet: Der neue Heimleiter Rüdiger Otterle möchte die Einrichtung, von deren praktischen Sorgen und Nöten er keine Ahnung hat, zum »Heim des Jahres« machen. Sybille setzt alles daran, diesen Anspruch zu verwirklichen, betätigt sich als Diplomatin zwischen verfeindeten Seniorenangangs und nimmt kurzerhand die älteren Herrschaften einfach zum Speeddating mit, dem sie beiwohnt, weil auch eine passionierte Kümmerin endlich mal wieder einen Mann im Leben braucht.



ZUR PERSON

Ramona Schukraft, 1971 in Wertheim geboren, hat als staatlich geprüfte Fremdsprachenkorrespondentin und Werbetexterin die handwerkliche Präzision gelernt, die sie seit mehr als zwei Jahrzehnten auf und hinter der Bühne in der Comedy anwendet. Seit den 90er-Jahren arbeitet sie als Ghostwriterin für Kollegen und Autorin für TV- und Radioformate, seit 2001 nach Ausbildungen an der RTL Comedyschule sowie der Radio Comedy Akademie von FFN als Stand-up-Comedian in zunächst wechselnden Rollen und schließlich als Sybille Bullatschek, die »Pflägerin der Herzen«. Mit ihrem Lebenspartner Henning Schmidtke hat sie Kinder-Comedy-Formate wie »Jimmy Böndchen, der geheims-te Geheimagent der Welt« oder »Kanal 4 für das Tier« entwickelt; einmal jährlich produzieren die beiden die »ARD-Kinderradiomacht«. Schukraft lebt mit Partner und Hund in Bergisch Gladbach. Sie wurde 2022 von der Initiative »Herz und Mut« zur Pflegerin des Jahres in der Sparte Humor ausgezeichnet.

Mit anderen Worten: Hinter den Türen der Heimzimmer können sich wilde Biografien verbergen. Glamour, zahllose Erfahrungen aller Art, Saint-Tropez und Rock'n'Roll. Zumal viele sich nicht vergegenwärtigen, dass die heute 80-Jährigen die Woodstock-Generation waren und nicht mehr die Flakhelfer aus dem Zweiten Weltkrieg.

Bei Frau Häfele sieht es wieder ganz anders aus. Sie war Lehrerin und hat viel über ihre ehemaligen Schüler aus allen Jahrzehnten zu berichten. Frau Bäuerle war in der Landwirtschaft tätig. Alle möglichen Lebenswelten treffen aufeinander und müssen wie in einer großen WG miteinander auskommen. Das ist nicht immer leicht oder selbstverständlich, weshalb ich im Haus Sonnenuntergang ja auch zwei verfeindete Gangs erfunden habe. **Entstehen im Altersheim auch frische Partnerschaften?**

Das kommt vor, wobei der massive Übergang von Frauen dabei ein Problem darstellt. Männer sterben im Durchschnitt früher. Ein attraktiver Mann wie der Herr Kämmerer zum Beispiel wird daher von mehreren Bewohnerinnen umworben. Oder auch der

bedeutend jüngere Physiotherapeut. Ist der angekündigt, brezeln sich alle Damen auf. (lacht) Aber im Ernst: Ich habe in der Realität ein Paar kennengelernt, das bereits vor dem Einzug ins Heim zusammen war, da zählte die Frau schon 95 Jahre und ihr 100-jähriger Mann hat sie immer noch zusätzlich zu den Pflegekräften umsorgt und sie im Rolli durch den Garten geschoben. Es gibt aber auch die Fälle, bei denen ein Ehepaar gemeinsam ins Heim kommt und die Frau sagt: »Ein gemeinsames Zimmer mit meinem Mann möchte ich auf keinen Fall. Den habe ich zu lange an der Backe gehabt.«

Wir schreiten weiter durch den Flur und erleben die verschiedensten Leben ...

Der Herr Kämmerer hat mit seiner Frau die Welt umsegelt und ist an einem Senior orientiert, den ich bei Dreharbeiten kennengelernt habe und der auch in den Videos mitspielt. Der Tod seiner Frau hat ihn sehr mitgenommen. Ein toller Mann, der 96 Jahre alt wurde. Zwischen den Drehs saß er auf seinem Bett und hat mir ausführlich erzählt, wo er überall war und was er dort erlebt hat. Das war spannend, doch er fand selten ein Ende, sodass man nach einer Stunde langsam einen Weg finden musste, mit den Dreharbeiten fortzufahren. Eine andere Dame war absolute Elvis-Expertin, sie wusste alles, man hätte sie augenblicklich in eine Spezial-Quizshow schicken können.

Derlei Bewohner haben sicherlich auch ihre Räume sehr individuell eingerichtet.

Ja, wie richtige Wohnungen. Es gibt allerdings auch Leute, deren Räume so kahl sind wie vollständig neutrale Krankenzimmer.

Elvis, Weltreisen, Mozart und Mondänes – wo bleibt das Klischee des Schlagers aus allen Boxen und der überall herumliegenden Klatschmagazine?

Die finden sich selbstverständlich in großer Menge. Frau im Bild, Bild der Frau, Alles für die Frau. Neue Frau, Frau im Leben, Frau im Haus. (lacht) Und selbstverständlich herrscht im Durchschnitt großes Interesse an den

KATIE MELUA

»In meiner Rolle will ich dazu beitragen, den Pflegeberuf mithilfe des Humors interessanter zu machen.«

Geschehnissen in den Königshäusern. Schlager sind weiterhin beliebt, aber eben nicht bei allen. Wenn die Alleinunterhalter kommen und auf ihren Keyboards sanfte Gassenhauer spielen, sitzen zwar viele da und klatschen mit, doch ich habe einige Senioren vom Typus Frau Spielmann erlebt, die sich sagen: »Das interessiert mich nicht, das ist mir zu blöd.« Du kannst nicht allen gerecht werden. Es gibt aber auch Heime, die Ausflüge zu klassischen Konzerten anbieten oder andere gepflegte Kultur. Sofern Personal dafür da ist. Hilfreich sind in dieser Hinsicht Volontäre oder Ehrenamtliche, die zum Beispiel ins Heim kommen, um etwas aufzuführen oder einfach nur vorzulesen.

Beenden wir unseren Rundgang entlang der Zimmer mal bei Herrn Seifert, Ihrem Stellvertreter des eher unangenehmen Umgangs.

Beim Seifert läuft weder Mozart noch Schlager, da ertönt der Radetzky-Marsch. Er ist schon, ich will nicht sagen sehr rechts, aber sehr eigenwillig. Er hat seine politische Meinung, ist unversöhnt mit dem Leben, einfach frustriert. Er kann sich daran ergötzen, andere fertigzumachen und anzuschreien, hat alle enterbt, bis auf seine Katze.

Darf er sie bei sich haben? Sind Haustiere mittlerweile erlaubt?

Teils, teils. Katzen meistens ja, sogar allgemeine Heimkatzen, die alle Bewohner erfreuen. Hunde sind schwierig, da jemand mit ihnen Gassi gehen muss. Es gibt Einrichtungen, die im Garten Ziegen halten. Wellensittiche erfreuen sich ebenfalls großer Beliebtheit.

Nähe und Berührung sind elementar wichtig. Ein Grund, weshalb Tiere heilsam wirken. Haben die Corona-Maßnahmen in dieser Hinsicht bezüglich menschlicher Zuwendung verheerend gewirkt?

Durchaus. Man sieht aufgrund der Maske das Gesicht nicht mehr und darf niemanden besuchen. Alle Unternehmungen fielen weg, die Menschen mussten auf ihren Zimmern bleiben, sahen in der schlimmsten Phase nicht mal mehr einander. Später kamen die Plexiglasscheiben, niemand konnte die Oma mal drücken. Das war wirklich schlimm für die älteren Herrschaften, viele sind vereinsamt. Es konnte doch auch keiner von ihnen erwarten, dass sie sich mal eben ganz flüssig Skype und Zoom draufschaufen.

Gibt es eine Terrasse im Haus Sonnenuntergang?

Ja, wieso?

Weil wir zum Ende unseres Rundgangs nun darauf stehen, in Richtung Horizont schauen und der Frage nachgehen: Durch welche Maßnahmen erscheint dort eine bessere Pflegezukunft? Was würden Sie anleiern, wären Sie in einer machtvollen Position? Was müsste geschehen?

Ein Wunder. Tausende von Menschen, die plötzlich sagen: »Ich möchte in die Pflege, ich habe Lust, diesen Beruf auszuüben.« Die Sachzwänge und Mechanismen der Politik kann ich nicht einschätzen und mir daher kein Urteil darüber erlauben, was ich in entsprechender Verantwortung für Hebel bewegen würde. In meiner Rolle kann und will ich aber dazu beitragen, den Pflegeberuf mithilfe des Humors interessanter zu machen. Humor öffnet die Herzen. Bei allem dringend gesuchten Personal ist aber in erster Linie wichtig, dass die Menschen für diesen Job auch menschlich qualifiziert sind. Sie müssen auf die Arbeit mit den Senioren einfach Bock haben. Es gibt Charaktere, die sitzen besser in einem Büro ohne Fenster, anstatt auf Mitmenschen losgelassen zu werden.

...

LOVE & MONEY

ENDLICH DAS
LANGERWARTETE NEUE
STUDIOALBUM

AB 24.03.23

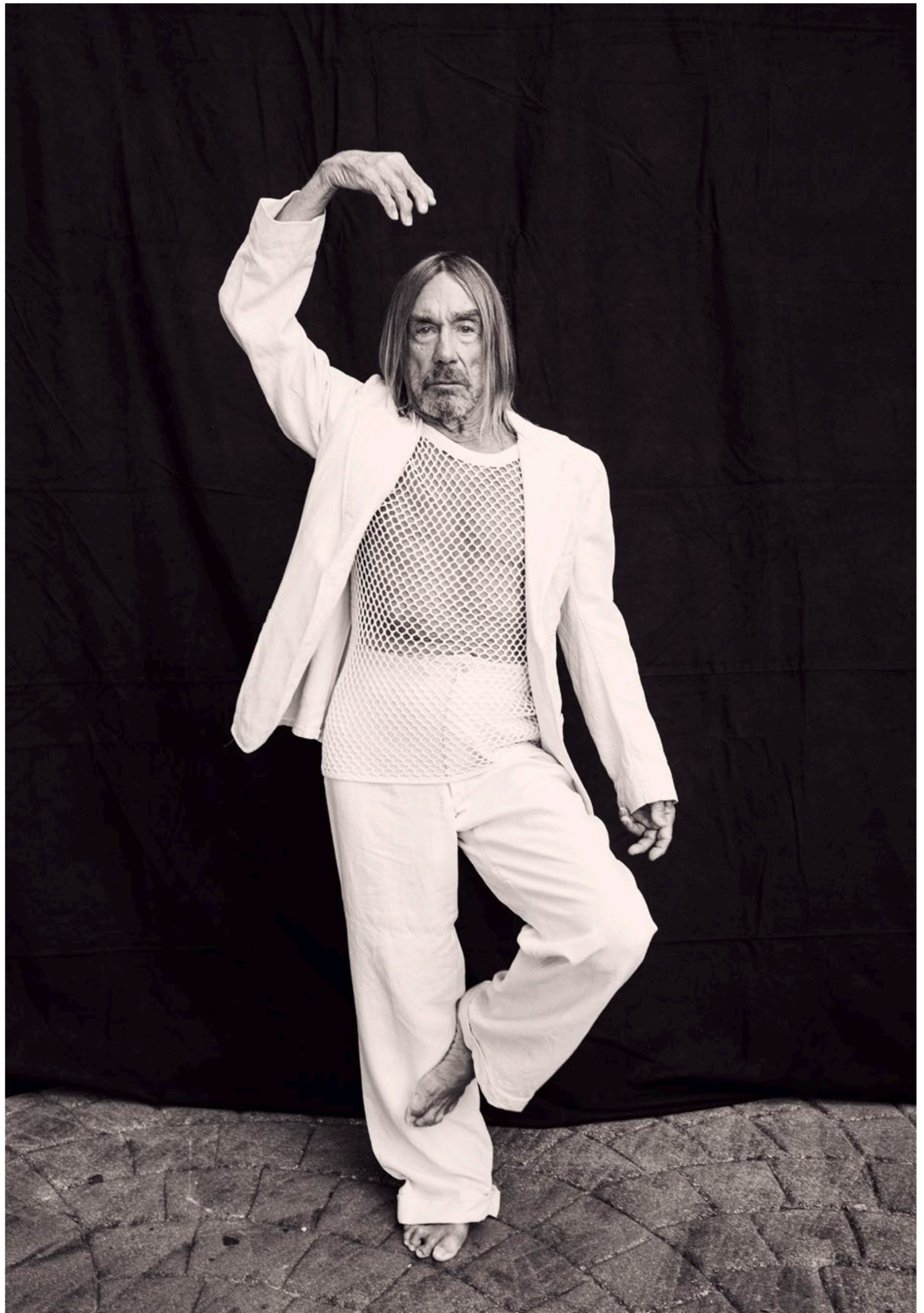


DAS
ALBUM
HIER

IM FRÜHJAHR AUF TOUR

15.04. HANNOVER
18.04. FRANKFURT
19.04. HAMBURG
20.04. BERLIN
22.04. LINGEN (EMS)
23.04. KÖLN
28.04. LEIPZIG
29.04. MÜNCHEN
30.04. WENDELSTEIN

BMG



»Ich wälze mich nicht in meinem Elend.«

Dass Iggy Pop trotz seiner 75 Jahre immer noch nicht altersmilde geworden ist, unterstreicht der »Godfather of Punk« eindrucksvoll mit seinem 19. Studioalbum »Every Loser«, dem wahrscheinlich unwahrscheinlichsten Album seiner gesamten Karriere. Im Interview spricht der Sänger bestens gelaunt über die krachende Verjüngungskur mit Pop-Koryphäe Andrew Watt hinter den Reglern und den Status von Punk in der heutigen Musiklandschaft. Er erklärt außerdem, was ihn melancholisch werden lässt und warum er sich auf der Bühne immer noch jedes Mal für seine Fans aufopfert. Auf die für all das viel zu knapp angesetzte Interviewzeit pfeift die vielleicht größte lebende Verkörperung des Rock 'n' Roll kurzerhand und ist wie gewohnt um kein »Motherfucker« verlegen.

INTERVIEW: JONAS SILBERMANN-SCHÖN | FOTOS: JIMMY FONTAINE

Iggy Pop, »Post Pop Depression« klang 2016 schon ein bisschen nach Abschiedsalbum und »Free« fühlte sich 2019 so an, als wären Sie bereits im Himmel. Kann man Ihr neues Werk »Every Loser« nun als eine Art Auferstehung verstehen?

Hey, ich bin wie Christus. Ich mag diese Idee! Der Stein wurde weggerollt und ich bin wieder da! Oh je, das ist ziemlich gut. **Für die wohl punkigste Iggy-Pop-Platte seit Jahrzehnten haben Sie sich ausgerechnet mit Andrew Watt, einem Pop-Mastermind, als Produzenten zusammengetan. Wie kam es dazu?**

Mein Freund Danger Mouse schickte mir eine Nachricht: »Ich habe Morrissey neulich auf einer Party getroffen und er hat versucht, dich zu erreichen.« Ich sagte: »Uff, ok, aber Morrissey ist ein ganz schön großes Tier, lass ihn mal lieber etwas warten.« (lacht) Ein paar Tage später bekam ich dann eine nette Mail von ihm: »Hey, ich bin's und ich habe einen Track mit einem außergewöhnlichen Produzenten gemacht. Würdest du da mitsingen?« Ich sagte zu, dachte aber schon insgeheim, dass es musikalisch eine schreckliche

Idee sei. Doch ich respektiere diesen Typen, also konnte ich nicht ablehnen.

Wie kam dann der Kontakt zu Andrew Watt zustande?

Wir telefonierten wegen der Aufnahmen und in der Zwischenzeit hörte ich den Song. Er hatte einen viel ausgefeilteren Sound als alles, was Morrissey seit den Smiths gemacht hat. Da war diese seltsame Basslinie, die mich faszinierte. Wenn im Rock die Bassgitarre zu groß und schwer klingt, zieht sie oft die Energie herunter – das war hier aber nicht der Fall. Also rief ich Andrew an und fragte nach. So was interessiert mich einfach.

Wie lief das erste Gespräch?

Es dauerte nur zehn Minuten, bis er sagte: »Ich habe das Gefühl, dass ich dich schon lange kenne.« Er stellte mir einige sehr persönliche Fragen zu meiner Arbeit mit David Bowie und kam dann sofort auf den Punkt: »Bist du bereit, der zu sein, der du warst?« Puh! Ich fragte: »Wer denn? Ich war schon so viele.« Aber letztlich wusste ich, was er meinte, und stimmte zu, einige Tracks mit ihm aufzunehmen. Er sagte nicht, wie oder mit

wem und schickte dann erst mal vier Songs, die alle eine gute Energie und einen richtig rauen Sound hatten. Ich war begeistert.

An der neuen Platte sind namhafte Gäste von den Red Hot Chili Peppers oder Jane's Addiction beteiligt. Gab es jemanden, der bei den Aufnahmen besonders hervorstach?

Ganz klar, Chad Smith von den Red Hot Chili Peppers. Andrew war zwar der General, aber Chad war das Rückgrat. Er hat einen fantastischen Groove und ist ein interessanter Künstler, hatte sogar mal eine Fernsehsendung über Schlagzeuger auf einem der Kabelkanäle hier. Er meint es ernst mit dem, was er tut, ist sehr aufgeschlossen – und der Groove ist einfach geil! Mit seiner schweren Hand auf der Snare funktioniert bei ihm alles. **Es gab aber auch noch zwei andere Drummer.**

Taylor Hawkins und Travis Barker. Beide wunderbar. Wir mussten sie miteinbeziehen! Ich konnte kein komplettes Album nur mit dem Drummer der Chili Peppers machen. Das wäre Betrug. (lacht)



ZUR PERSON

Iggy Pop (bürgerlich James Newell »Jim« Osterberg, geboren am 21. April 1947 in Muskegon, Michigan) ist als Sänger, Songwriter, Musiker, Autor, Plattenproduzent, DJ und Schauspieler tätig und gilt als einer der einflussreichsten Künstler und dynamischsten Live-Performer aller Zeiten. Ab 1967 verschmolz Pop mit seiner eine Ära prägenden Band The Stooges Rock, Blues und Free Jazz zu etwas völlig Neuem und ebnete damit den Weg für Punk, Post-Punk, Hard Rock und Grunge. Im Laufe seiner Solokarriere – die 1977 mit den von David Bowie produzierten Alben »The Idiot« und »Lust For Life« begann – hat Pop eine atemberaubende Spanne musikalischer Genres durchquert und Generationen von Rockmusikern mit seinem ikonoklastischen Songwriting und seinem kompromisslosen Performance-Stil inspiriert. 2010 wurde Iggy Pop mit den Stooges in die Rock & Roll Hall of Fame aufgenommen. In den letzten Jahren erhielt er zudem einen Grammy Lifetime Achievement Award sowie angesehene internationale Auszeichnungen wie Frankreichs Ordre des Arts et des Lettres und Schwedens Polar Music Prize. Pop lebt in Miami.

Taylor Hawkins von den Foo Fighters wurde im März 2022 tot in seinem Hotelzimmer in Bogotá aufgefunden. Wie haben Sie die Zusammenarbeit mit ihm in Erinnerung?

Er hatte einen sehr aktiven Spielstil. Er sprudelte geradezu! Taylor konnte komplex sein, ohne dabei an Kraft zu verlieren – und er hatte viel Kraft. Wenn der Song ausklingt, wechselt er zu diesem Oldschool-Disco-Beat. Wie in einem Track von Gloria Gaynor. Die habe ich sowieso immer geliebt.

Iggy Pop und Disco?

Ja, Mann! Disco war großartig, bevor der Sound synthetisch wurde. Als es dort noch echte Schlagzeuger gab. Und mit Taylor hatte ich nun einen davon an Bord – das erste Mal seit 25 Alben. Er macht ein dreifaches Open Close auf der Hi-Hat, während er gleichzeitig noch dieses Bum Tschick, Bum Tschick macht. Das ist ausgefallener Scheiß, groovt wie ein Motherfucker. Taylor war im Grunde genommen ein geborener Rockstar. Ich gehöre nicht zu dieser Art von Leuten, er aber schon. Er war so ein Typ.

Allgemein und speziell bei einem Song wie »Neo Punk« hat man das Gefühl, dass Sie ganz schön gegen bestimmte Leute und bestimmte Themen austeilen. Ist da was dran?

Ich teile überhaupt nicht aus. Ich mache mir nur einen großen Spaß. Es war für mich eher eine Übung beim Songschreiben. Ich wollte sehen, ob ich durch eine von mir geschaffene Figur auf den Punkt bringen kann, wie der Punk durch alles durchsickert. Du musst wissen, in Amerika verwenden wir diesen Begriff

eigentlich, wenn etwas Giftiges aus dem Boden in die Wasserversorgung gelangt, aber so ist das auch mit dem Punk. Er ist wenig in die Musik gesickert, er ist sehr stark in die Mode gesickert, er ist in die Jugendkultur gesickert, in die Drogenkultur, in alles Mögliche.

Der Song »Morning Show« fühlt sich dagegen weniger punkig, sondern eher melancholisch an. Sie scheinen sonst unverwundlich zu sein. Was macht Sie traurig?

(plötzlich sehr ernst) Wenn ich mich lieblos fühle. Auch wenn ich mich hoffnungslos fühle. In so einer Situation ist auch der Track entstanden. Mein Beruf bringt eine Menge Dinge mit sich, die ich sehr gerne mache, aber auch einiges, das ich nicht besonders mag. Zum Beispiel Werbung! Ich war eines Morgens auf dem Weg zu einem Werbedreh, darum geht es in dem Song.

Für viele Promis ein notwendiges Übel ...

Man sagt, es gibt zwei Arten von Arbeitern. Der eine duscht vor der Arbeit und der andere duscht nach der Arbeit. Ich gehörte schon immer zu denjenigen, die nach der Arbeit duschen, wenn du verstehst, was ich meine. An diesem Tag musste ich früh aufstehen und vor der Arbeit duschen. Ich bin nach Miami gezogen, weil es hier Vögel, Fische, Schmetterlinge und das Meer gibt, aber plötzlich bin ich auf diesem zehnspurigen Freeway und es gibt keine Vögel, Fische oder Schmetterlinge, nicht einmal einen verdammten Baum. Da sind nur diese hässlichen Gebäude und beschissenen Reklametafeln, und ich gehe zur Arbeit wie jeder andere beschissene Motherfucker. (lacht)

»Ich habe mit der Zeit gelernt, dass es eigentlich nie hoffnungslos ist.«

»Every Loser« quasi. Und trotzdem wirken Sie meistens gut gelaunt.

Es gibt etwas, das ich mein ganzes Leben lang schon mache, wenn es mir nicht gutgeht: Ich wälze mich nicht in meinem Elend. Stattdessen setze ich ein Lächeln auf, denke an einen Witz und versuche, das zu überwinden, was mich belastet. Ich habe mit der Zeit gelernt, dass es eigentlich nie hoffnungslos ist. Wenn man sich schlecht fühlt, sind die Dinge normalerweise besser, als man denkt. Aber trotzdem wollte ich mich in diese Gefühle hineinversetzen.

Braucht Punkmusik oder kraftvolle Musik im Allgemeinen manchmal diese Hoffnungslosigkeit?

Ja, irgendwie schon, denn wenn jemand denkt, dass er alles im Griff hat, dann ist das verdammt langweilig. Ein bisschen Hoffnungslosigkeit ist keine schlechte Sache.

Einige Songs auf »Every Loser« sind sehr persönlich, »New Atlantis« zum Beispiel. Ist der Song als Liebeslied an Ihre Heimat Miami zu verstehen?

Das ist er. Aber ähnlich wie bei »Neo Punk« ist es auch eine Art Porträt. Ungefähr so: (senkt die Stimme) »Welcome to Miami and its beaches.« Das hört man, wenn man am Flughafen ankommt. Aber es sollte eher lauten: »Welcome to Miami and its bitches.« (lacht) Ich habe versucht, die Stadt auf eine bestimmte Weise zu beschreiben, aber es ist auch meine persönliche Hommage an den Song »Atlantis« von Donovan. Ich bin seit mehr als 24 Jahren hier, und die Stadt ist seitdem abgesunken. Bei starkem Regen oder starken Gezeiten kommt das Meer förmlich aus dem Boden und färbt das Gras braun. Es ist auch eine Art Mahnmal für all die zwielichtigen Gestalten, die hier leben. Aber ich liebe es. Es war wirklich gut für mich, hier hinzukommen.

Eine Anspielung auf den Klimawandel?

Nun, deshalb versinkt Miami ja. Das Wasser steigt, die Gezeiten werden extremer. Ich schreibe Songs mit der Funktion, mich selbst und meine Umwelt zu porträtieren. Der Klimawandel ist da – er ist da. Aber ich habe keinen wissenschaftlichen Hintergrund, um die Feinheiten zu erklären, die Funktionsweise der Ozonschicht oder so was.

Obwohl: Sie waren an der Universität.

Das war ich – und ich habe es gut gemacht. Ich war schon immer ein gewissenhafter Mensch, wenn es um Arbeit und Karriere ging. Als ich in der Mittel- und Oberstufe war, wurde uns eingehämmert, dass nur Verlierer nicht aufs

College gehen. Also dachte ich, ich gehe lieber mal dorthin. Ich hielt ein Semester durch und fühlte mich genauso deplatziert und unglücklich wie schon in der Highschool. Als ich mich an der Universität einschrieb, hatte ich schon meine Coverband The Iguanas und spielte sechsmal die Woche fünf Sets pro Nacht in einem Teenager-Club in Michigan. Ich mochte dieses Leben.

Und das ziehen Sie bis heute durch. Ich war im vergangenen Jahr bei Ihrer Show in Düsseldorf, wo Sie ohne Berührungängste das Publikum auf die Bühne geholt haben.

Aus irgendeinem Grund standen 13 verdammte Boxen direkt vor der Bühne und die Leute konnten an vielen Stellen nicht so nah an den Bühnenrand herankommen, wie ich es gerne gehabt hätte. Also habe ich gesagt: »Ihr könnt da drauf, wenn ihr wollt.« Mann, war das dumm. Die Leute kamen direkt hoch und es hörte nicht auf! Ich hatte eine gute Zeit, klar. Aber ich mache so etwas nicht mehr so oft, weil ich 75 Jahre alt bin. Ich muss auf das gute Porzellan aufpassen.

Warum opfern Sie sich trotzdem immer noch bei jeder Show so auf? Woher kommt diese Energie?

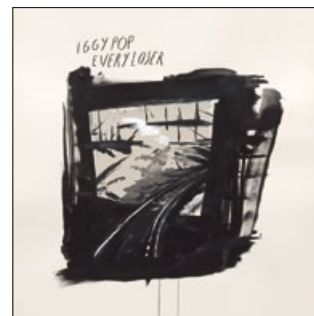
Ich scheine grundsätzlich einen Drang danach zu haben, etwas bieten zu wollen, das nicht jede andere Person bietet. Wenn ich auf der Bühne stehe, gehe ich durch die Decke, ich will über mich hinauswachsen und einen hervorragenden Job machen. Es gibt viele Musiker, die ich – ich sage es höflich – sehr langweilig finde.

Denken Sie, dass Punk jemals wieder so authentisch sein kann wie in den 70ern?

Nun, ich denke schon. Ich glaube, dass es heute mehr Leute gibt, die Punk auf eine ernsthaftere und aufrichtigere Weise machen als früher. Und da komme ich wieder auf den hoffnungslosen Teil zurück, der übrigens auch mich selbst betrifft. Es existiert immer noch dieser ständige Druck, irgendwie einen Weg zu finden, um geschäftlich erfolgreich zu sein, doch es scheint trotzdem nie auszureichen.

Es gibt eine Menge Leute, die wissen, dass das von vornherein klar ist. Sie spielen in kleinen Clubs, wo sie manchmal ein richtig gutes Publikum zusammenbekommen. Reich wird man damit nicht. Sie sind einfach begeistert vom Musizieren als Disziplin, als Kunstform. Es ist etwas, das ihnen Spaß macht, auch wenn es manchmal wehtut oder nervt. Diese Leute sind überall. Verdammt noch mal überall!

...



IGGY POP Every Loser

Atlantic/Gold Tooth • 6. Januar

Justin Bieber, Elton John, Miley Cyrus: Die Liste an Popstars, mit denen Produzent Andrew Watt bereits zusammengearbeitet hat, ist lang. Dass er auch ein Händchen für Rock hat, bewies er nicht zuletzt durch seine Arbeit mit Ozzy Osbourne. Zusammen mit Iggy Pop hat er für »Every Loser« eine Art Jahrbuch zusammengestellt. Chad Smith von den Red Hot Chili Peppers und Duff McKagan von Guns n' Roses sind dabei, außerdem Musiker von Bands wie Blink-182, Foo Fighters und Pearl Jam. Stilistisch bewegt sich das Album in alle Richtungen: »Modern Day Rip Off« lässt sich wie »Frenzy« als brachialer Wutpop deklarieren, »Strung Out Johnny« ist ein postmodernes »Gimme Danger«, in »Neo Punk« steckt drin, was draufsteht, »New Atlantis« kombiniert Klimakrise mit L.A.-Swagger, das Minuten-Epos »The News For Andy« swingt ironisch zwischen Therapiesitzung und Tanzsaal. Und die Ahnung, dass nach dem gesprochenen »My Animus«-Interlude ein opulentes Outro lauert, bestätigt sich – »The Regency« fegt all das mit so großem Besen zusammen, dagegen wirkt »Won't Get Fooled Again« wie Kammermusik. »Die Musik wird euch aus den Latschen hauen«, kündigte Iggy Pop an. Und tatsächlich: Der altersbedingten Hüftsteifheit und den milden Experimenten der vergangenen Jahre zum Trotz macht »Every Loser« genau das.



THOMAS VON ACH

Nicht vom Reißbrett

Ein Jazz-Duo der besonderen Art: Auf dem so experimentellen wie entspannten Album »Closer« trifft Trompeter Nils Wülker auf Gitarrist Arne Jansen.

Trompete und Gitarre – eine ungewöhnliche Besetzung mit ungewöhnlicher Musik. Wie kam es zu diesem Duo, Herr Wülker?

Das lag vor allem daran, dass ich etwas mit Arne machen wollte. Wir kennen und schätzen uns schon seit gut 20 Jahren, seit 2009 spielt er in meiner Band. Wir verstehen uns musikalisch blind und die menschliche Chemie stimmt auch. Nach ein paar erfolgreichen gemeinsamen Live-Gigs war das Album fast der logische nächste Schritt.

Auf dem Album finden sich kaum Overdubs. Ging es Ihnen bei den Aufnahmen darum, die Musik auch live umsetzen können?

Genau. Wir haben das Konzept auf der Bühne entwickelt, deshalb wollten wir die vielen Studio-Möglichkeiten auch nicht ausreizen. Unser Gradmesser war immer die Umsetzbarkeit auf der Bühne.

Welche musikalischen Besonderheiten zeichnet das Duo-Format aus?

Man kann sich nicht verstecken und ist deshalb ganz anders gefordert. Andererseits ermöglicht ein Duo die unmittelbare Interaktion: zwei Personen, die sofort aufeinander reagieren können und müssen. Das ist eine besondere Qualität – sowohl musikalisch als auch menschlich.

Sie interpretieren auf »Closer« auch Songs aus fremder Feder. Das ist untypisch für Sie ...

Das stimmt. Damit wollte ich klar machen, dass das Duo eine Sonderstellung einnimmt. Das Projekt soll sich von meinem restlichen Werk abgrenzen.

Nebenbei grenzen Sie sich damit auch von ihrem populären Kollegen Till Brönner ab. Spielen dergleiche Positionierungs-Gedanken für Sie eine Rolle?

Nein, ganz und gar nicht. So etwas würde bei mir nicht funktionieren. Ich bin immer dann am besten, wenn ich auf etwas richtig Lust habe, wenn ich für ein Projekt brenne. Reißbrett-Ideen funktionieren bei mir dagegen überhaupt nicht.

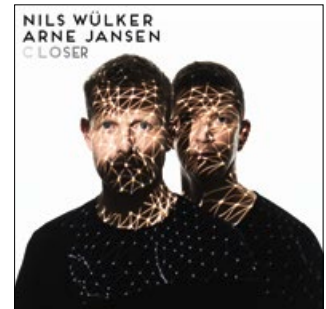
Sie waren während der Corona-Zeit sehr aktiv, haben drei Alben in den letzten zweieinhalb Jahren herausgebracht – Ihr Rezept gegen den Pandemie-Blues?

Das kann man so sagen. Das Komponieren, das Arbeiten an Musik war während dieser belastenden Zeit sehr hilfreich. Frustrierend war die Phase trotzdem, da ich – wie alle anderen – meine Musik nicht auf die Bühne bringen konnte.

Wer ist der größte Trompeter aller Zeiten?

Miles Davis. Er hatte diesen unverkennbaren Ton und konnte mit ganz wenig Aufwand eine ungeheure Intensität schaffen. Das kann ich nur bewundern.

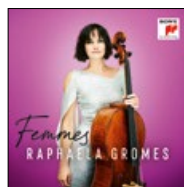
INTERVIEW: GUNTHER MATEJKA



NILS WÜLKER & ARNE JANSEN Closer

Warner • 3. Februar

Zwei Musiker, die sich blind verstehen. Da geht es tatsächlich kaum »Closer«, wie Trompeter Nils Wülker und Gitarrist Arne Jansen ihr erstes gemeinsames Album betiteln. Neben dem radikal reduzierten Line-Up überraschen die beiden Jazzer aber auch mit der Songauswahl. So finden sich neben sieben Song-Originalen auch drei Cover-Versionen. Darunter das düstere, von Trent Reznor (Nine Inch Nails) geschriebene und von Johnny Cash für die Ewigkeit aufbereitete »Hurt«. Auch Wülkers und Jansens Version ist gänsehauttauglich.



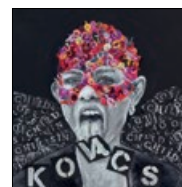
RAPHAËLA GROMES Femmes

Sony Classical • 3. Februar



OMER KLEIN Life & Fire

Warner • 3. März



KOVACS Child Of Sin

Wolf Recordings • 13. Januar

Auf ihrem neuen Doppelalbum »Femmes« macht die Cellistin Raphaëla Gromes das, was die Klassikwelt zu weiten Teilen seit Jahrhunderten versäumt hat: Sie stellt die Arbeit von Komponistinnen ins Rampenlicht. Ganz streng ist der Fokus aber doch nicht: Neben Werken von etwa Hildegard von Bingen, Clara Schumann und modernen Komponistinnen wie Lera Auerbach sind auch Frauenfiguren aus der Feder männlicher Komponisten (u. a. von Mozart) Teil der Dramaturgie. Mit »Femmes« will Gromes »die Lebensgeschichten dieser wunderbaren Frauen endlich einem breiten Publikum zugänglich machen«. Breitgefächert ist auch die musikalische Spannweite: Blicke in Richtung Popmusik gibt es auf »Femmes« ebenfalls, etwa mit Quincy Jones' Stück »Miss Celie's Blues« oder Billie Eilishs James-Bond-Song »No Time To Die«, den Gromes gemeinsam mit dem Pianisten Julian Riem aufgenommen hat. Außer als Duo mit Riem ist sie auf »Femmes« mit dem Orchester Festival Strings Lucerne zu hören — ein abwechslungsreiches Album mit wichtigem Hintergrund.

MARKUS BRANDSTETTER

Weniger als anderthalb Jahre nach seinem fabelhaften letzten Album »Personal Belongings« legt der israelische Jazzpianist Omer Klein einen neuen Longplayer vor. Für »Life & Fire« gibt es einen besonderen Anlass: Kleins bewährtes Trio mit Haggai Cohen-Milo am Bass und Amir Bresler am Schlagzeug feiert zehnjähriges Jubiläum. Ein gemeinsames Jahrzehnt geht nicht spurlos vorüber – im positiven Sinne: Denn darüber, wie perfekt aufeinander eingespielt und miteinander vertraut Klein, Cohen-Milo und Bresler sind, herrscht auf »Life & Fire« keinerlei Zweifel. Auf Solostücke verzichtet Klein diesmal gänzlich, schließlich soll die Dynamik der Besetzung im Vordergrund stehen. Dafür spielte die Band das Album im selben Raum ohne Kopfhörer ein – diese Unmittelbarkeit und Intimität ist omnipräsent. Und weil ein Jubiläum nicht nur ein Blick nach vorne, sondern auch einer zurück ist, besteht »Life & Fire« zur Hälfte aus Material, mit dem die Band bereits seit vielen Jahren vertraut ist. Mitreißender, moderner und weltoffener Jazz.

MARKUS BRANDSTETTER

Zu Beginn des Jahres sorgte das Magazin Rolling Stone mit seiner Liste der angeblich »200 Best Singers of All Time« wieder für zahlreiche Diskussionen unter Musikliebhabern. Viele Legenden fielen zugunsten neuerer, jüngerer Künstler, die nachrückten, aus der Liste. Anlässlich des dritten Albums dieser niederländischen Sängerin mit der rauchigen, kernigen, satten und pointierten Stimme darf man fragen: Wieso nicht auch sie? Sharon Kovacs singt, als statte sie mit jedem Ton unablässig einen frischen Film aus, meistens einen »James Bond«, denkbar wäre aber auch, den mit Rammsteins Till Lindemann als Gast intonierten Titelchanson kontrapunktisch zu einer ästhetisierten Gewaltorgie laufen zu lassen, in der sich die Anzüge tragenden Killer eines neuen »John Wick« abschlachten und dabei gut aussehen. Eine Jury könnte einwenden, dass Kovacs' Stimme zu nah an Duffy oder Amy Winehouse rangiert, doch wer eine zeitlose, angenehm dunkle Mischung aus Jazz, Pop und Chanson sucht, hat mit »Child Of Sin« sein Album des Winters gefunden.

OLIVER USCHMANN

BALTIC SOUL WEEKENDER #17

ALOE BLACC

THE REAL THING

JIMMY BO HORNE LINDA CLIFFORD
MILTON WRIGHT GLORIA SCOTT MONOPHONICS
MAMAS GUN THE EVERETTES BALTIC SOUL ORCHESTRA
DJS: AKIM B. ASH SELECTOR BERND N. BOBBY & STEVE
CROUT DAN D. DISCO DICE DJ FRICTION EDDIE PILLER
FERRY ULTRA JENS LISSAT LEVANNA MCLEAN LLOYD ATTRILL
MICK FARRER MIRKO MACHINE MISS KELLY MARIE MOUSSET.
MR. BROWN ROB WIGLEY SIDNEY DUTEIL STEVE HOBBS SUPERGIO

05-05-07-05-2023

WEISSENHÄUSER STRAND BALTIC-SOUL.DE

GALORE MINT MOP.de

AILBHE REDDY DAS NEUE ALBUM

ENDLESS AFFAIR

MIT DEN TRACKS
LAST TO LEAVE, BLOOM, SHITSHOW,
INHALING UND A MESS

AB 17. MÄRZ ÜBERALL ALS VINYL,
CD UND DIGITAL ERHÄLTICH

ON TOUR
25. APRIL...KÖLN...HELIOS 37
26. APRIL...BERLIN...FRANZ CLUB
27. APRIL...HAMBURG...NOCHTWACHE

PRE-ORDER HIER:
AILBHEREDDY.BANDCAMP.COM

MNRK MUSIC GROUP



Kurbad der Klänge

Die Kompositionen von **Ryuichi Sakamoto** besaßen schon immer eine heilende Wirkung. Mit »12« veröffentlicht der 71-Jährige nun ein »Tontagebuch« rund um den Heilungsprozess seiner eigenen Krebserkrankung.

Der japanische Komponist, Pianist und Produzent war nie ein Mensch für das große Rampenlicht. Dabei ist Ryuichi Sakamotos Status als einer der wichtigsten zeitgenössischen Grenzgänger zwischen Klassik, Ambient, Avantgarde, Jazz und Pop seit Jahrzehnten so evident wie unstrittig. Und das auf buchstäblich jedem Parkett, auf dem Töne irgendeine Rolle spielen, weil eben hinter jedem nächsten Ton auch eine neue Inspiration lauern kann. Sei es ein opulenter Filmscore – von denen einige mit Grammys, Golden Globes und auch mal einem Oscar veredelt wurden – oder eine leichtfüßige Synthie-Nummer, die der Popkultur en passant eine Aura von kultivierter Extravaganz verleiht; sei es das Designen von Klingel- und Signaltönen für Mobiltelefone, weil selbst darin ein kreativer Reiz stecken kann, oder die mit komplexer Metaphysis spielenden, interdisziplinären Installationen und Performances der letzten Jahre, in denen das gewohnte Verhältnis zwischen visuellen und auditiven Impulsen verschwimmt: Mit bald jedem nur denkbaren Klang kann der 71-Jährige emotionale Kontakte herstellen, die weit über das eigentliche Hören hinausgehen. Auch deshalb berufen sich Myriaden von Musikern seit Jahrzehnten auf Sakamoto als wichtigen Impulsgeber – gerade für seine Überzeugung, dass wahre Kreativität erst jenseits der üblichen Grenzen und Formeln entsteht. Wie auch die im Dezember erschienene Compilation »A Tribute To Ryuichi Sakamoto – To The Moon And Back« belegte, auf der höchst unterschiedliche Künstler wie David Sylvian, Thundercat, Cornelius, Alva Noto oder das Cinematic Orchestra Stücke aus seinem Repertoire neu interpretierten. Wohingegen der britische Star-Geiger Nigel Kennedy, so verriet er im GALORE-Interview, gegenwärtig gleich eine komplette Sakamoto-Werkschau für seine Violine erarbeitet. Während die globale Hochkultur ihm derart hingebungsvoll Tribut zollt, zahlte Ryuichi Sakamoto einen anderen Preis: Die vergangenen zweieinhalb Jahre verbrachte er komplett abseits von Musik buchstäblich im Stillen mit seinem anhaltenden Kampf gegen eine bereits 2014 diagnostizierte Krebserkrankung. Statt in Studios und Konzerthallen zu

leben, fand er in wechselnden Kranken- und Kurhäusern sein »vorübergehendes neues Zuhause«; statt freudvoller Inspiration nur bange Introspektion, statt belebender künstlerischer Kollaboration ein einsames Akzeptieren seines betrüblich ungewissen Gesundheitszustands. Gleichwohl dabei nie einsam, weil stets begleitet von seinen zwei wichtigsten Werkzeugen: einem Synthesizer und einem Piano. Ohne die Absicht, in dieser Zeit überhaupt etwas zu komponieren, nutzte er die beiden Instrumente vielmehr als Werkzeug – und »schrieb« mit ihnen täglich Einträge in ein »Tontagebuch«, in dem er klangliche Notizen seines aktuellen Gesundheits- und Gemütszustand festhielt. Zwölf dieser Tagebuch-Einträge, schlicht betitelt mit dem jeweiligen Datum ihrer Entstehung, versammeln sich nun auf »12«, das aufgrund der Umstände weniger ein neues Album als vielmehr ein mystisch entrücktes, minimalistisch flüsterndes Journal über seinen Kampf zurück ins Leben ist. Zumal sich »12« in einem wesentlichen Aspekt unterscheidet von seiner sonstigen Arbeit, denn diese fließenden Klangmeditationen sind restlos befreit von der Möglichkeit eines intellektuellen Zugangs. Ja, es sind nicht einmal Kompositionen im klassischen Sinne, eher kleine gemalte Gemütszustände, klingende Haikus seiner Stimmungen – mithin eine rein emotionale, persönlich intime Angelegenheit. Um erleben und nachfühlen zu können, wie aus diesen elegischen Synthiefächern und teils tröpfelnd einzelnen Pianoanschlägen die gesamte emotionale Palette zwischen Hoffnung und Resignation, Rückschlag und Euphorie, Schmerz und Verzweiflung erwächst, die Sakamoto während dieser Phase begleitete, sollte seinen Kopf zuvor am besten abschrauben. Denn »12« geht unmittelbar und ausschließlich in Resonanz mit dem Unterbewussten. Zurück bleiben der Wunsch und die Hoffnung, dass der Krebs nun endgültig besiegt wurde – umso mehr, nachdem er unlängst von seinem Freund und langjährigen Yellow Magic Orchestra-Mitstreiter Yukihiro Takahashi Abschied nehmen musste, der am 11. Januar seinen Kampf gegen einen Hirntumor verloren hat.

SASCHA KRÜGER



RYUICHI SAKAMOTO

12

Milan/Sony Music • 17. Januar

Weniger ist mehr: Ganz dieser Maxime folgend, drückt Ryuichi Sakamoto, ohnehin ein Meister der prägnanten Reduktion, auf »12« mit einzelnen Tönen, Klängen und teils einsam verhallenden Geräuschen, seine eigene Gefühlslage während der Heilung seiner Krebserkrankung aus. Man kann es förmlich nachfühlen, wie etwa eine unerwartete Dissonanz im Umfeld wabernder Synthie-Flächen von einem plötzlich wiederkehrenden Schmerz erzählt, den man längst für besiegt hielt. Ein brillanter Beleg, wie kolossal eindringlich und ergreifend selbst ein maximal auf die Spitze getriebener Minimalismus wirken kann.



TXUS GARCIA

Eine andere Welt

Mit »Where You Wish You Were« veröffentlichen **Bill Laurance** und **Michael League**, beide Kernmitglieder von Snarky Puppy, ihr Debütalbum als Duo.

Mr. Laurance, Mr. League, Sie spielen seit vielen Jahren gemeinsam bei Snarky Puppy – und das höchst erfolgreich. Wann kam die Idee zustande, ein Duo-Album aufzunehmen?

Bill Laurance: Im Sommer 2020 spielten Michael und ich eine ziemlich spontane Tour in Italien. Das war eine der besten Konzertreisen meines Lebens. Nur wir beide, in einem Auto durch das Land fahrend. Es war fantastisch: Wir schwammen jeden Tag im Meer, wir aßen wie Könige, spielten eigene Kompositionen und ein paar Cover. Als wir zurückkamen, wussten wir: Wir sollten jetzt Material für genau dieses Projekt schreiben.

Lernten Sie durch die Arbeit als Duo neue Facetten aneinander kennen?

Michael League: Auf jeden Fall. Wir arbeiten ja normalerweise in Gruppen zusammen. Im Duo zu spielen, gibt uns die Gelegenheit, uns auf eine Art und Weise auszudrücken, für die im großen Kontext einfach kein Platz ist. Wenn man mit zwölf Leuten auf einer Bühne steht, muss man sehr, sehr sparsam mit seinen eigenen musikalischen Entscheidungen sein. Bei zwei Leuten gibt es hingegen keine Grenzen. **Es geht auf dem Album viel um Raum. Den physischen Raum im Sinne des Ortes – aber auch darum, Platz zu lassen, Raum zu geben. Wie gingen Sie beim Komponieren vor?**

Laurance: Es war instinktiv eine besondere Herausforderung, dieses Album zu schreiben, weil wir keine Rhythmusgruppe hatten, hinter der wir uns verstecken konnten. Jede kompositorische Idee musste einen Sinn haben, für sich selbst stehen. Wiederkehrend waren die Einfachheit und der Versuch, die reine Komposition daraus zu destillieren. Wir haben versucht, einen Ort zu erschaffen, an den das Publikum gerne flieht. Eine andere Welt, im weitläufigen Sinn.

League: Ich denke, wenn man sich in der Musik einschränkt, eröffnet das viele Möglichkeiten. Das Paradoxe an Handschellen ist, dass sie deine Befreiung sein können.

Mr. League, das Album wurde in Ihrem Haus in Katalonien aufgenommen. Wie sehr hatte der Ort an sich einen Einfluss auf die Musik?

League: Es war alles sehr entspannt und wir waren fokussiert. Mein Ziel war es, hier einen Raum zu kreieren, in dem man überhaupt nicht das Gefühl hat, in einem Aufnahmestudio zu sein.

Laurance: Es hat sich tatsächlich nicht nach Arbeit angefühlt. Wir machten jeden Tag drei Stunden lang Mittagspause! Wir lebten nach spanischer Zeit. (lacht)

INTERVIEW: MARKUS BRANDSTETTER



BILL LAURANCE & MICHAEL LEAGUE
Where You Wish You Were

ACT Music • 27. Januar

Bill Laurance und Michael League verbindet nicht nur eine weltweit bekannte, gemeinsame Band, sondern auch die Lust am Entdecken. Auf »Where You Wish You Were« loten die beiden ihre Vorstellung von World Jazz aus. Laurance konzentriert sich aufs (akustische) Piano, League spielt eine Reihe von Instrumenten, darunter akustischen Bass, Oud und Ngoni. Es geht um Reduktion, Raum und Eskapismus: Zwei Ausnahmemusiker kartografieren einen neuen und gleichermaßen vertrauten Ort der Ruhe und Schönheit.



NIAMH BARRY



AILBHE REDDY Endless Affair

MNRK Records • 17. März

Wer das Booklet von »Endless Affair« vor dem Hören der zugehörigen Stücke durchliest, wird sich vermutlich auf ein wahlweise aggressives oder melancholisches Album einstellen. Aber weit gefehlt: Ailbhe Reddy spielt ihren Indie-Rock auf dieser zweiten Platte noch eingängiger, lauter – und immer mit einem riesigen Augenzwinkern. Intim wird es dabei aber gerade in der zweiten Hälfte dennoch und mit genau dieser Spannweite aus Hit, Charme und Gefühl knackt sie jedes Indie-Herz wie eine Walnuss.

Von Party zu Party

Mitten in der Pandemie erschien ihr Debütalbum, auf »Endless Affair« zieht es Ailbhe Reddy jetzt in die Menschenmengen. Und das in Sound und Inhalt.

Ms. Reddy, beim Blick auf das Albumcover steckt man mitten in der Szenerie der ersten Single »Shit Show« – einer gut gefüllten Party. Woher kommt dieses Thema?

Während der Pandemie war ich immer richtig neidisch auf die Leute in Filmen und Serien, die Partys feiern konnten. Ich bin eine sehr soziale Person, deswegen war dieses Einsperren-sein mein größter Albtraum.

In »Last To Leave« geht es ja um eine ähnliche Situation – sind die beiden Songs verwandt?

Auf jeden Fall. »Shit Show« ist der Morgen nach der Party, »Last To Leave« passt hingegen zum Beginn des Abends. Eigentlich dreht sich das ganze Album viel um Partys.

Passend dazu versetzen einen die vielen Up-Beat-Tracks auch beim Hören in Party-Stimmung.

Ich glaube, das hängt von der eigenen Laune ab. Einige Leute, die »Last To Leave« live hören, werden nachdenklich, andere finden den Track witzig. Für mich ist vor allem der Refrain sarkastisch gemeint, andere macht er sehr betroffen.

Im Song »Good Time« formulieren Sie Empowerment für die eigenen Gefühle, auch wenn sie nicht alle positiv sind. Ein Slogan für das ganze Album?

Auf jeden Fall, »Endless Affair« spannt diesen Bogen von Partys über Herzschmerz bis zur Familie. Es geht darum, wie man gleichzeitig eine schlechte Partnerin und Tochter, aber auch eine gute Enkelin und eine sehr nette, liebevolle Person sein kann.

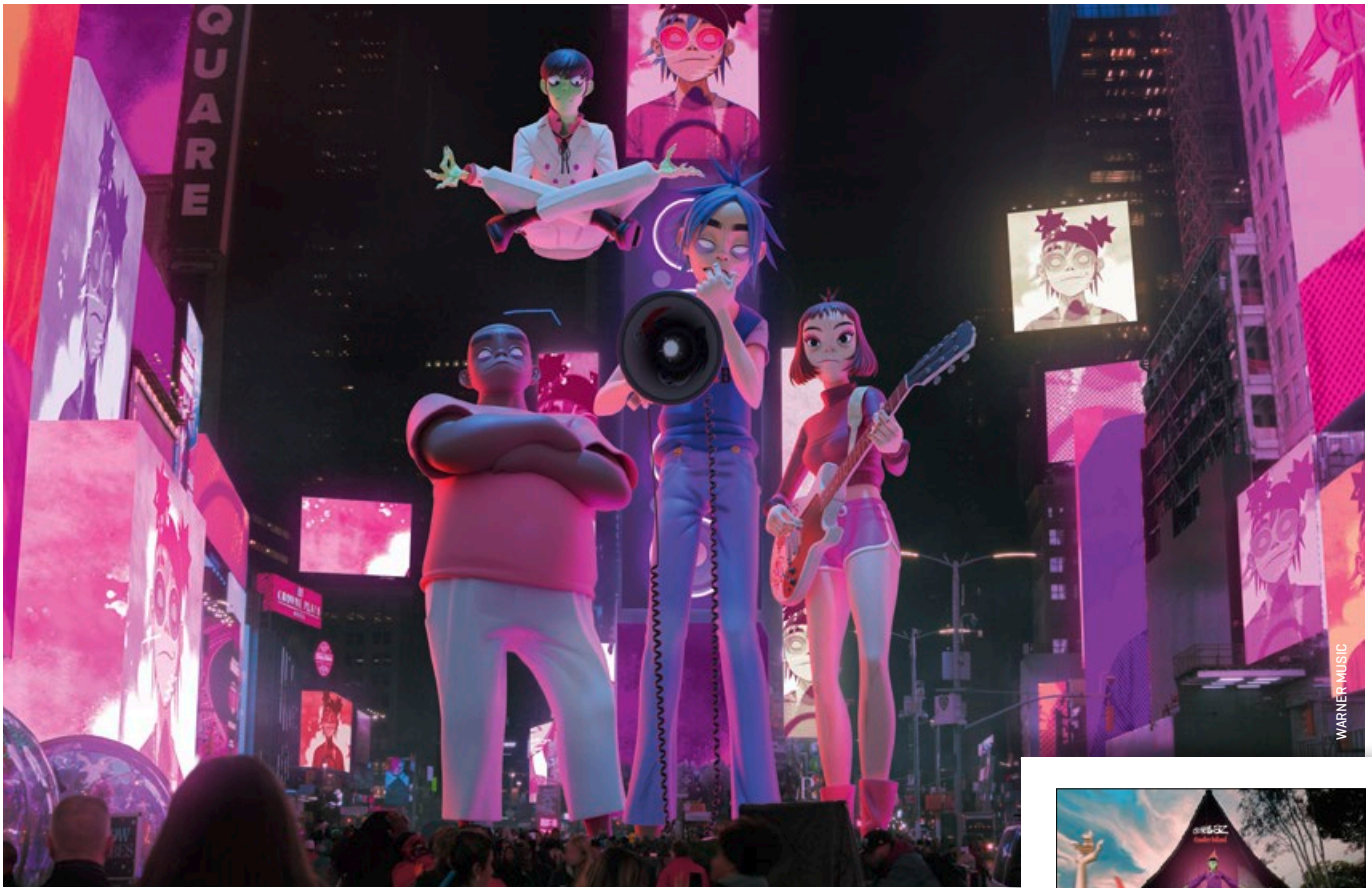
Mit »Pray For Me« fängt dann dieser andere Teil des Albums an und es geht plötzlich um Tod und Abschied.

Das ist einer dieser Songs, den man in 40 Minuten schreibt, einfach pur und ungekünstelt. Eigentlich ist er überhaupt nicht mit dem Kernthema verbunden, sondern mit der Dualität, bei einer Party total der Hit zu sein, aber dafür in zwischenmenschlichen Beziehungen zu versagen.

Wie hat sich Ihre Arbeitsweise seit Ihrem Debüt verändert?

Wir hatten für das erste Album nur ein sehr kleines Budget und ich habe darauf einfach meine liebsten Songs der letzten fünf Jahre versammelt. Dieses Mal konnte ich als Co-Produzentin viel konzeptueller arbeiten, ich hatte den Titelsong »Endless Affair« schon seit Jahren im Hinterkopf. Für mich sind »Shit Show«, »Last To Leave« und »Motherhood« nun die Eckpfeiler der Platte – wo warst du, wo bist du und wo willst du hin?

INTERVIEW: JULIA KÖHLER



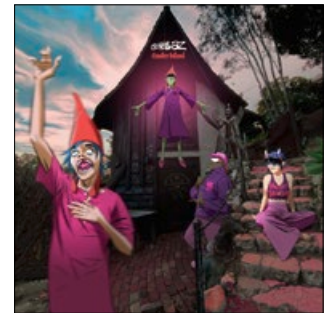
Kein Affentheater

Die **Gorillaz** gelten als popkulturelle Ausnahmeerscheinung: vier fiktive Comic-Charaktere mit illustren Lebensläufen und einem formidablen achten Album.

Eine schlechte Platte müssen die Gorillaz erst noch aufnehmen, oder genauer gesagt, sich in ihre illustrierte Vita schreiben lassen. Die Erfinder von Sänger 2D, Bassist Murdoc Niccals, Schlagzeuger Russel Hobbs und dem japanischen Gitarren-Wunderkind Noodle wussten das bisher zu vermeiden. Als der Comiczeichner Jamie Hewlett und sein Mitbewohner Damon Albarn um die Jahrtausendwende gelangweilt das substanzlose Programm auf MTV verfolgen, wächst bei den beiden die Idee für eine virtuelle Band. Albarn, der mit Blur in den 1990er Jahren Britpop-Geschichte schreibt, schwebt ein provokanter Kommentar vor, gegen die plastische Fassade jener Künstler, die über die Mattscheibe flimmern. Es kommt allerdings etwas anders. Die originelle Verbindung von virtuellen und realen Leben und die artistische Verknüpfung von Animationen, Storytelling und schwer zu kategorisierender Musik, lassen die Idee vom vorgehaltenen Spiegel nicht so recht aufgehen. Dafür ist das Konstrukt Gorillaz von Beginn an zu eingeständig und raffiniert. Rock, elektronische Spielereien, Hip-Hop und eine grundlegende stilistische Offenheit sind von Beginn an so obligatorisch wie die Gästeliste, die auch auf ihrem achten Album »Cracker Island« erneut namhaft ausfällt. So besticht etwa »New Gold«

mit Gastauftritten von Tame Impala & Bootie Brown und jener coolen britischen Lässigkeit, die sich in Form der Gorillaz mehr in die Sonne traut, als es der Sonnenschutzfaktor gestattet. Inzwischen geht es aber ohnehin längst um andere Dinge. Etwa darum, mit sozialkritischen Texten Substantielles zu liefern, wie in der elektronischen Ballade »The Tinder Influencer«. Oder aber die mindestens so gewichtige visuelle Ebene weiter auszureizen und immer wieder neu zu erfinden. So schieben Hewlett und Albarn ihre Band jetzt mehr denn je in den Großstadtdschungel. Das immersive Live-Performance-Video zur Singleauskopplung »Skinny Ape« ist dafür ein eindrucksvolles Indiz, wenn die Bandfiguren vor der New Yorker Skyline und einem echten Publikum auftreten und gleichzeitig ihre eigene Überhöhung herunterspielen: »Don't be sad for me, I'm a skinny little ape / I'm a cartoon G / And my intent is to breathe / In a new world, don't be sad for me.« Sowohl visuell als auch stilistisch legen die Gorillaz erneut überzeugend nach und machen mit »Cracker Island« nicht nur eine ihrer vielseitigsten Platten. Sie zementieren ganz ohne Affentheater, warum sie die eindrucksvollste virtuelle Band des Planeten sind.

DANIEL THOMAS



GORILLAZ Cracker Island

Parlophone • 24. Februar

Gorillaz Mastermind Damon Albarn schreibt für seine fiktiven Bandcharaktere universelle Songs, die innerhalb ihres urbanen Korsetts beinahe mit weltmännischer Aura glänzen. Er schreibt sie für sich und eine Reihe namhafter Gäste, die den Arrangements ihren jeweils eigenen Stempel aufdrücken und »Cracker Island« zu einem vielseitigen, kurzweiligen Streifzug durch den Großstadtdschungel erhöhen. Am eindrucklichsten geraten der sonnige Auftritt von Tame Impala, die Piano-Ballade mit Beck und der Reggaeton-Moment mit Bad Bunny.

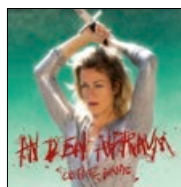


BUKAHARA
Tales Of The Tides

BML • 24. Februar

Die Geschichte hinter Bukahara ist besonders: Vier Jazz-Studenten der Kölner Musikhochschule wollen raus aus dem akademischen Elfenbeinturm und stellen sich mit ihren Instrumenten in die Fußgängerzone. Ihre unterschiedlichen Wurzeln – nordafrikanisch, arabisch, jüdisch – führen zu einem handgemachten »Global Folk«, wie man ihn so noch nicht gehört hat. In ihrer Musik vermengen sich Balkan-, Klezmer-, arabische und afrikanische Elemente, zusammengehalten von der wunderbar melancholischen Stimme ihres Gitarristen, Schlagzeugers und Frontmanns Soufian Zoghalmi. Auf dem vierten Album »Tales Of The Tides«, behutsam intoniert durch Kontrabass und Mandoline, Geige und Posaune, Handclaps und Trompete, finden sich Songs auf Englisch, Deutsch und Tunesisch, die sich mit der Frage beschäftigen: Wie konnte dieses völlig wertfreie Wort der »Flut« (»Tides«), das im Grunde nur den Wechsel der Gezeiten benennt, ein so negativ gefärbter Überbegriff für Probleme des Westens werden? Antworten finden sich in neun fantastischen Songs.

SASCHA KRÜGER

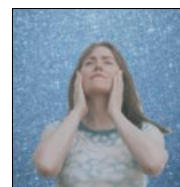


CHARLOTTE BRANDI
An den Alptraum

Listenrecords • 10. Februar

Ein Blick aufs Cover, in die Lyrics oder eine Minute Spielzeit – es braucht nicht viel, um die große Vision hinter »An den Alptraum« zu erahnen. Auf dem Cover ihres ersten deutschsprachigen Albums posiert Charlotte Brandi mit einem Schwert. Eine unerschrockene Geste, die sich gegen eben jenen besungenen Alptraum richtet. Dieser hat viele Facetten, wird aber schon im Intro »Der Ekel« auf den Punkt gebracht: »Jetzt ergibt alles Sinn, du hast einfach Angst vor Frauen.« Eine Ansage unter vielen auf dieser Platte, die von einem ausschließlich FLINTA* (Frauen, Lesben, Inter, Non-Binary, Trans und agender) besetzten Team geschrieben, aufgenommen und produziert wurde. Zwischen großen Fragen (»Todesangst«) und Neoliberalismus-Kritik (»Geld«) bleibt kein Platz für Nichtigkeiten. Dafür aber für eine absolute Hingabe an Melodieführung, üppige Sound-Wände und musikalische Kniffe. In diesem trojanischen Pferd kann Brandi jedem ihre Message näherbringen – schöner klang Gesellschaftskritik im deutschen Indie lange nicht.

JULIA KÖHLER



SIGNE MARIE RUSTAD
Particles Of Faith

BACKSEAT • 17. Februar

Stille. Gefühlte zehn Sekunden lang. Erst dann setzen die ersten Klavierakkorde von Signe Marie Rustads neuem Album »Particles Of Faith« ein. »Welcome Back« singt sie, und beschwört damit die kleinen Momente der Hoffnung, die in den Texten immer wieder aufscheinen: Lichtstrahlen, Berührungen, ein frisch bezogenes Bett. Es sind Schnappschüsse aus dem Alltag, die Rustad mit Leben füllt. Bereits für ihr drittes Album »When Words Flew Freely« wurde sie mit einem Spellemann-Preis für die besten Lyrics ausgezeichnet. Auch »Particles Of Faith« besticht durch hellsichtiges Songwriting, aber auch den breiten, von Klavier und Saxofon getragenen Sound, der Einflüsse aus dem Alternative Rock der 80er und 90er Jahre in sich trägt. Ihre Lieder wecken Erinnerungen an lange Abende mit MTV, an die scharfsinnigen Songs von Fiona Apple oder Tori Amos. Signe Marie Rustad ist ein wunderbar subtiles Album gelungen, das poetisch vom Glauben an sich selbst und an das Gute erzählt. Ein Glaube, der immer bleibt, egal wie strapaziös das Leben gerade ist.

PAULA SCHWEERS



Aufkleber und Reißverschluss, Bastelbogen und Betonklotz:
50 Gimmick-Plattencover, die es in sich haben. Das große
Verpackungsspecial in MINT – und viele weitere Geschichten.

Jetzt im Handel

Bei deinem Plattenhändler oder
auf mintmag.de bestellbar



Union der Genies

Brad Mehldau widmet sich den Beatles und begeistert mit kreativen Neudeutungen, die große Melodien in frischem Gewand erstrahlen lassen.

Der Singer/Songwriter William Fitzsimmons erklärte in einem GALORE-Interview anlässlich seines Cover-Albums kürzlich, warum er sich dagegen entschieden hat, in diesem Zusammenhang auch »Blackbird« – einen seiner Lieblingssongs – aufzunehmen: Er könne der Beatles-Version nichts Besonderes hinzufügen und nur so tun, als sei er Paul McCartney, was er jedoch lieber ließe. Wo Brad Mehldau den Gegenbeweis zu dieser These liefert, kann man Fitzsimmons seine Bedenken nicht verübeln, denn wer möchte sich schon in einen direkten Vergleich mit dem Urvater der Popmusik manövrieren? Die Beatles sind bis heute unangefochten eine der größten Inspirationsquellen in der Musikgeschichte. Ihre Spuren sind weit über Genre Grenzen hinaus hörbar. Dieser Meinung ist auch Mehldau, in dessen Karriere hohes Prestige und Berührungssängste von Anfang an so weit voneinander entfernt waren wie sein musikalischer Output davon, in eine Schublade zu passen: »Als ich mit dem Piano spielen anfang, befanden sich die Beatles noch nicht auf meinem Radar, aber ein Großteil der langlebigen Piano-Pop-Musik, die ich im Radio hörte, ging aus ihren Songs hervor. Diese Musik wurde Teil meiner Persönlichkeit, und als ich später die Beatles entdeckte, verband sich alles miteinander. Ihre Musik und ihr

großer Einfluss auf andere Künstler prägen meine Arbeit weiterhin«, so Mehldau. Obwohl eine Auswahl des Beatles-Cœuvre, wie beispielsweise die wunderschön beschwingte Trio-Version von »Blackbird«, bereits länger zu seinem Repertoire zählt, sind auf »Your Mother Should Know« alle Interpretationen der John Lennon- und Paul McCartney-Songs, erweitert um eine Neudeutung eines George Harrison-Stücks und einem Bowie-Klassiker, Ersteinspielungen. Dass Brad Mehldau sich mit »If I Needed Someone« oder »Maxwell's Silver Hammer« für unbekanntere Stücke entschieden hat, stört nicht, sondern regt vielmehr dazu an, selbst nochmal auf Entdeckungsreise in das Beatles-Universum abzutauchen. Und auch wenn es nicht überrascht, dass Mehldau sich diese Kleinode mit virtuoser Finesse und Feingefühl zu Eigen macht, übertrifft er dennoch die Erwartungen und perfektioniert die Quadratur des Kreises. Immer wieder introduziert er zu Beginn unüberhörbar die Melodie, bevor er sie in gänzlich neue Universen entführt, hier und da einen Stopp in der Musikgeschichte machend, um anschließend völlig organisch zum Kern zurückzufinden. Selten wurde den Beatles kreativer gehuldigt.

KATHARINA RASKOB



BRAD MEHLDAU Your Mother Should Know

Nonesuch • 10. Februar

Jeder Song auf »Your Mother Should Know« ist ein kleines Meisterwerk. Mit dem Live-Album stellt Brad Mehldau nicht nur erneut seine virtuose Leichtigkeit unter Beweis, sondern zeigt auch das große Potenzial auf, das in den Originalen steckt, wenn man sich ihnen ohne Scheuklappen nähert. So verwandelt er »I Saw Her Standing There« in einen stampfenden Ragtime, während er »Golden Slumbers« zu einem verträumten Achtminüter ausweitet, bei dem kein Schnörkel zu viel des Guten ist. Was für eine Hommage!

LEE KIRBY



HANS ZIMMER Live

Sony Classical • 3. März

Man sieht es im Kino, man hört es auf CD: Hans Zimmer kann Action und Romantik, Abenteuer und Animation. Auf seinem neuen Album »Live« präsentiert der 65-jährige Soundtrack-Superstar bekannte und weniger bekannte Score-Melodien aus Filmen wie »Dune«, »Wonder Woman«, »Gladiator«, »Pirates Of The Caribbean«, »The Dark Knight«, »The Last Samurai« und »Interstellar«. Das Ergebnis ist ein wuchtiges, keinesfalls an Pathos sparendes Klassik-Pop-Crossover, das problemlos ohne bewegte Bilder auskommt.

Zimmer mit Aussicht

Seit 2016 geht Soundtrack-Ass **Hans Zimmer** mit seinen Filmmusiken auf Tour. Wie gut die Melodien auch ohne Bilder funktionieren, belegt sein Album »Live«.

Das hat man jetzt nicht unbedingt erwartet: Hans Zimmer hat Lampenfieber. »Doch, doch...«, sagte er kürzlich bei einer Pressekonferenz, »...ich leide darunter. Deshalb wollte ich auch nie auf Tour gehen und für immer in meinem Studio bleiben.« Wären nicht ein paar Freunde gewesen, allen voran Pop-Star Pharrell Williams und The Smiths-Gitarist Johnny Marr, würde der in Los Angeles lebende Soundtrack-Mogul wohl noch heute hinter seinen Bildschirmen und Keyboards sitzen. »Sie nötigten mich«, gab der gebürtige Frankfurter zu Protokoll. »Sie meinten, ich könne mich nicht noch länger verstecken und dass es an der Zeit sei, meinem Publikum in die Augen zu blicken.« So 2013, 2014 sei das gewesen. Als Marr ihn dann mit dem Angebot köderte, gemeinsam mit ihm bei der Grammy-Verleihung zu spielen, war es um Zimmers Vorbehalte geschehen: Er wagte den Sprung auf die Bühne – und muss Gefallen daran gefunden haben, wie sich zeigte. Seit 2016 bereist der Mann, der die Tonspur von unzähligen Kino-Hits – darunter »Gladiator«, »Dune« und »Blade Runner« – mit wahlweise epischen, subtilen oder zupackenden Klängen veredelt, mit großer Entourage die Welt. Neben einer gestandenen Rockband und einem Chor gehört zum Tour-Tross, das ist für die

Umsetzung von Breitleinwand-Melodien unabdingbar, auch ein großes Orchester. »Aber ohne Dirigenten«, betont Zimmer und sagt auch gleich warum: »Bei klassischen Konzerten dreht einem der Dirigent während der gesamten Show den Rücken zu. Das ist doch unhöflich«, mosert er und meint, dass es auch nicht mehr zeitgemäß sei. »Alle meine Musiker haben Bildschirme, da werden die Taktnummern angezeigt. Das funktioniert prächtig.« Noch etwas anderes klappt auf Tour auch ganz ausgezeichnet: Die Filmmusik-Konzerte kommen gänzlich ohne visuelle Unterstützung aus. »Wir zeigen absichtlich kein einziges Filmbild«, sagt er. »Ich wollte sehen, ob das Ding für sich selbst stehen kann.« Zum einen. Zum anderen wollte er mit optischen Reizen nicht von Musik und Musikern ablenken: »Sie sollen bei dieser Show im Rampenlicht stehen.« Ein Teil der Orchester-Musiker der letzten Tour kam aus Odessa. Sie seien vor dem Krieg gebucht worden – und die meisten konnten tatsächlich mit auf Konzertreise gehen. Aber unter kritischen Bedingungen: »Wir sind uns da emotional sehr nahegekommen, weil sie in ständiger Sorge um ihre Familien waren. Ich war verblüfft, mit welcher Intensität und Professionalität sie die Auftritte spielten.«

GUNTHER MATEJKA



Soundtrack des Lebens

Der Breitwandpop von **Amber Run** klingt, als wäre ihm die Welt nicht genug. Dabei schreibt die britische Band lediglich Hymnen auf das alltägliche Glück.

»Wir haben die Tendenz, ein bisschen melancholisch zu sein«, sagt Joe Keogh. »Manche halten uns sogar für echte Trauerklöße. Viele Leute haben uns gesagt, dass unsere Musik sie in schwierigen Zeiten begleitet. Das ist natürlich auch wichtig. Aber diesmal wollten wir zeigen, dass wir nicht nur den Soundtrack zu Trennungen und Beerdigungen beisteuern können, sondern auch einen für die schöneren Momente des Lebens.« Keogh ist Sänger der Rockband Amber Run, die seit zehn Jahren zusammen Musik macht und mit »How To Be Human« jetzt ihr viertes Album veröffentlicht. Hinter dem betont grandiosen Plattentitel verbirgt sich aber nicht etwa eine Betriebsanleitung für außerirdische Besucher, sondern eine Erinnerung an sich selbst, das Leben nicht allzu schwer zu nehmen. Oder zu persönlich. »Bei dem Titel schwingt auch ein wenig Ironie mit«, sagt der Sänger. »Er soll einen ein bisschen aus der Reserve locken. Nach dem Motto: Wie soll eine einzelne Person schon wissen, was es bedeutet, Mensch zu sein? Man kennt ja höchstens seine eigene Erfahrung.« Die hat sich für Joe Keogh zuletzt grundlegend geändert. »Ausgeglichenheit ist etwas, womit ich mich schon immer schwergetan habe«, sagt er. »Ich habe oft zu Extremen tendiert, aber

mittlerweile ist es mir wichtig, innerlich ruhiger zu werden. Grund dafür ist vor allem die Geburt meiner Tochter. Bevor ich Vater wurde, reichte meine Gefühlsskala vielleicht von 2 bis 8. Jetzt reicht sie von 0 bis 10. Jedes Mal, wenn sie über die Straße geht, stockt mir der Atem. Es fühlt sich an, als lebe mein Herz außerhalb meines Körpers. Den Ausdruck habe ich früher mal irgendwo gehört, aber erst jetzt merke ich, wie zutreffend er ist.« Ein bisschen was von diesem Gefühl kann man sich abzweigen, wenn man »How To Be Human« auflegt. Den Ex-Trauerklößen aus Nottingham ist es auf dem neuen Album nämlich gelungen, ihre überlebensgroßen Melodien diesmal in den Dienst optimistischer Songs zu stellen. Stücke wie »Honeylight« und »The Beautiful Victorious« zelebrieren die Lust, am Leben zu sein, mit ansteckendem Überschwang und einem Biss, der Coldplay neidisch machen würde. Für Joe Keogh schwingt in der Musik außerdem noch eine philosophische Komponente mit, die die persönliche Sinnsuche erleichtert. »Ich bin kein besonders religiöser Mensch, deswegen glaube ich, dass die Beziehungen, die man geführt hat, die Medaillen sind, die man am Ende des Lebens gewinnt«, sagt er.

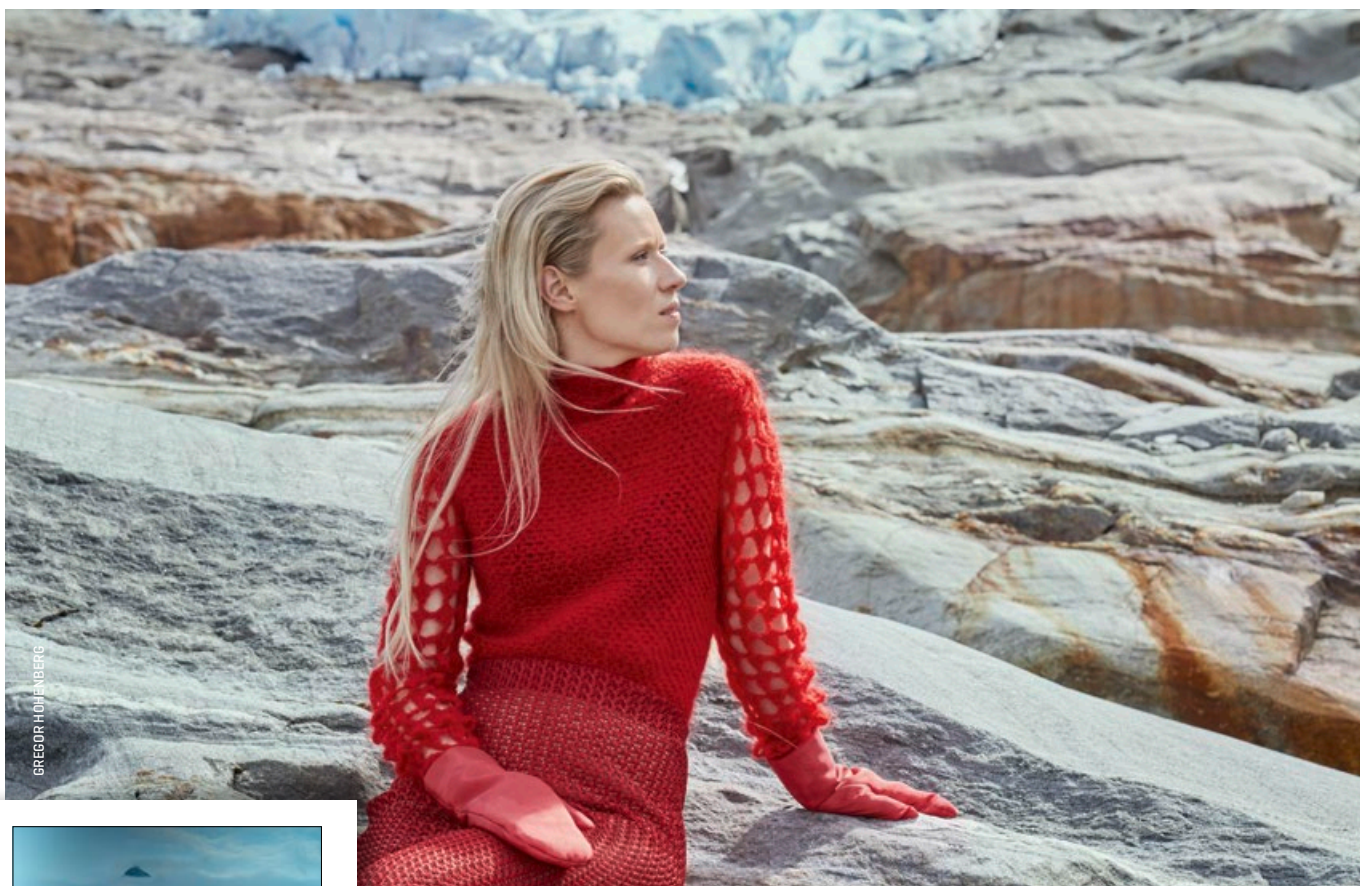
LARS BACKHAUS



AMBER RUN How To Be Human

Tripel Records • 24. Februar

Wenn Musik eine Kleidergröße wäre, würden Amber Run immer zu XL greifen. Fast alle Strophen und Refrains türmen sich auf wie Gebirge, hinter denen sich weitere Gebirge erheben. Mal zart schmelzend melancholisch, mal berauschend vital – die Songs der drei Pop-Maximalisten sind schon beim ersten Hören unverschämte eingängig und drängen sich dringend für zukünftige Soundtrack-Einsätze auf. Das dazugehörige Filmgenre ist eigentlich egal, etwas anderes als ein Happy End kommt aber auch nicht infrage.



GREGOR HOFMEIER



ELDBJØRG HEMSING Arctic

Sony Classical • 3. Februar

Auf ihrem neuen Album lässt die 33-jährige Violinistin aus Norwegen ihre Zuhörer die vielen Facetten der Polarregion musikalisch miterleben: Sternklare Polarnächte, atemberaubende Sonnenaufgänge, aber auch schmelzende Gletscher werden von Eldbjørg Hemsing und dem Arctic Philharmonic Orchestra einfühlsam dargestellt. Dabei lassen einen die Melodien emotional alles andere als kalt – Euphorie, Melancholie, aber auch Hoffnung angesichts der Erderwärmung machen sich beim Hören breit. Ein weiteres Highlight: »Last Spring« des norwegischen Komponisten Edvard Grieg.

Voller Freiheit und Lyrik

Die Norwegerin **Eldbjørg Hemsing** zählt zu den führenden jungen Geigerinnen der Gegenwart. Ihr neues Album ist eine musikalische Reise durch die Arktis.

Frau Hemsing, wie hoch ist Ihre Toleranzgrenze, was Kälte angeht?

Das werde ich tatsächlich öfters gefragt! Leider friere ich sehr schnell. Aber wie es so schön heißt: »Es gibt kein schlechtes Wetter, nur falsche Kleidung« – im Winter trage ich deshalb mehrere Schichten Wolle übereinander.

Ihr neues Album heißt »Arctic«. Haben Sie einen persönlichen Bezug zu der Region?

Ich wuchs in einem 600-Einwohner-Dorf in der norwegischen Region Valdres auf – einer Gegend, aus der viele Geschichten über Trolle und andere mythische Kreaturen stammen. Meine Mutter ist Geigerin und mein Vater war Parkranger in den dortigen Bergen. Von klein auf war mein Leben buchstäblich eine musikalische Reise durch die Natur. Ich musizierte mit meiner Mutter und erforschte die Wälder und Berge mit meinem Vater. Als ich die Arktis zum ersten Mal besuchte, empfand ich große Ehrfurcht vor dieser riesigen Landschaft, und eine Art magnetisches Zugehörigkeitsgefühl. Das war unglaublich.

Was fasziniert Sie an der Arktis?

Große Teile der Arktis sind noch völlig unerforscht, so viel Leben noch nicht entdeckt, wie etwa die riesigen Fischkolonien, die man erst 2020 fand. Und obwohl der nördliche Polarkreis nur etwa vier Prozent der Erdoberfläche

einnimmt, spielt er eine zentrale Rolle fürs globale Klima. Ausgerechnet diese Region hat in den letzten Jahren die größten Temperaturanstiege erleben müssen, mit verheerenden Folgen für das dortige Ökosystem. Es war definitiv eine Herausforderung, all meine Gefühle, die ich mit der Arktis in Verbindung bringe, musikalisch zu übersetzen.

Wie genau sieht diese Übersetzung jetzt aus?

Ich wollte einprägsame Melodien mit einem leuchtenden Orchestersound kombinieren – um diesem prachtvollen Panorama der Arktis gerecht zu werden. Das zentrale Stück des Albums ist die 20-minütige »Arctic Suite« von Jacob Shea, die das Naturphänomen Arktis musikalisch ausdrückt: »Frozen Worlds« etwa lässt den Winter in der Polarregion erklingen, »Aurora« die Polarnacht, »Rush of Life« einen wirbelnden Fischeschwarm. »Sea Ice Melting« schaut melancholisch auf die klimatischen Veränderungen unserer Zeit.

Sie nahmen das Album mit dem Arctic Philharmonic Orchestra in Bodø innerhalb des norwegischen Polarkreises auf. Hat das die Musik noch authentischer gemacht?

Orchester und Ort haben perfekt zur Klangwelt dieses Albums gepasst. Denn: Wir im Norden spielen voller Freiheit und Lyrik!

INTERVIEW: LYDIA EVERS



Zufluchtsort Kino

Mit »Empire of Light« hat Oscar-Gewinner **Sam Mendes** seinen bisher persönlichsten Film gedreht: eine Liebeserklärung an das Kino und ein von den eigenen Erfahrungen mit seiner Mutter geprägtes Porträt einer psychisch kranken Frau – verkörpert von **Olivia Colman**. Wir trafen sie und Mendes zum Interview.

Ms. Colman, die Figur, die Sie in »Empire of Light« spielen, leidet an einer bipolaren Störung, wie man heute wohl sagen würde. Wie schwierig war es, sich in diese Rolle einzuarbeiten?

Olivia Colman: Wissen Sie, ich bin weder eine dieser sogenannten Method Actors, die sich mit Haut und Haaren in ihre Figur verwandeln müssen, noch lege ich großen Wert auf Recherche. In der Regel finde ich alles, was ich für eine Rolle brauche, im Drehbuch, und das war dieses Mal besonders gelungen. Ganz zu schweigen davon, dass Sam Mendes die Figur ja an seine eigene Mutter angelehnt hat. Ich hatte also den Luxus, ihm ganz konkrete Fragen stellen zu können, etwa, wie sie auf ihn wirkte, wenn sie ihr Lithium absetzte, oder woran er merkte, dass es ihr wieder besser ging. **Wie kommt es eigentlich, dass der Film für Sie zwar autobiografisch geprägt ist, allerdings keine Kinderfigur oder ein Alter Ego Ihrer selbst vorkommt, Mr. Mendes?**

Sam Mendes: Die Schriftstellerin Margo Jefferson hat mal gesagt, man könne nichts über sich selbst enthüllen, ohne damit nach Liebe oder Mitleid zu heischen. Und genau das wollte ich mit diesem Film eben nicht. Das Publikum sollte nicht an mich denken, weder mit Liebe noch mit Mitleid, sondern an Hilary. Mir ging es wirklich nur um diese Frau und um ihr Ringen mit ihrer mentalen Gesundheit – ein Thema, das zu meiner Verwunderung immer noch auf viel Unverständnis stößt. Ein Kind wäre für die Geschichte dabei zu viel Ablenkung gewesen. Aber ich würde nicht sagen, dass ich selbst im Film nicht vorkomme. Immerhin habe ich ihn geschrieben und inszeniert, er trägt also durchaus meine Handschrift.

Im Zentrum der Geschichte steht neben Hilary und ihrem jungen Schwarzen Kollegen Stephen das Kino, in dem beide 1980 in der Küstenstadt Margate arbeiten. Ist das auch ein Verweis an Ihre eigene Jugend?

Sam Mendes: Das ist richtig. Das Kino war damals ein Weg für mich, um aus der alltäglichen

Realität zu flüchten. Damals gab es noch keine Videorekorder oder DVD-Player, und im Fernsehen liefen Filme meistens nur an den Feiertagen. Man musste also ins Kino gehen, um in diese aufregende Welt der Fantasie einzutauchen. Als Kind ging es mir darum, meinem eigenen Leben zu entkommen. Aber je älter ich wurde, desto mehr fand ich im Kino auch eine Art Ersatzfamilie. Also in den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die mir als Einzelkind mit einer Mutter, die immer wieder in die psychiatrische Klinik musste, eine Art zweites Zuhause boten.

Wissen Sie noch, wann Sie erstmals der Magie des Kinos verfielen?

Sam Mendes: Für mich war das, als ich als 12-Jähriger Steven Spielbergs »Unheimliche Begegnung der dritten Art« sah, auf einer riesigen Leinwand am Leicester Square in London. Die Größe des Saals überwältigte mich, genauso wie die Dunkelheit und die gespannte Stille dieser vielen Menschen, mit denen ich diese Erfahrung teilte. An dieses Gefühl klammere ich mich heute noch.

Olivia Colman: Ich war bei meinem ersten Kinobesuch deutlich jünger, was wohl das Problem war. Meine Großmutter nahm mich mit in eine Vorführung von »Bambi«. Ich fand die riesige Leinwand auch überwältigend und freute mich, dass sie mir vorher Schokolade kaufte. Aber letztlich erwies sich die Sache als viel zu aufregend und ich war so verängstigt, dass wir vorzeitig gehen mussten.

Erinnern Sie sich auch noch daran, welchen Film von Sam Mendes Sie zuerst sahen?

Olivia Colman: Na klar, das war »American Beauty«. Als der Film in die Kinos kam, war ich gerade Schauspielschülerin, und für alle in meinem Jahrgang war der Film ein ziemlich einschneidendes Erlebnis. Sein Erfolg hat uns beflügelt. Als Sam bei den Oscars nominiert war, haben wir alle mitgefiebert – schließlich war er einer von uns, auch aus England und nur ein paar Jahre älter als wir.

INTERVIEW: PATRICK HEIDMANN



EMPIRE OF LIGHT

2. März • 1 Std. 59 Min.

In seinem ersten komplett selbst verfassten Drehbuch hat Sam Mendes sich viel vorgenommen. »Empire of Light« erzählt nicht nur von der mentalen Gesundheit seiner Protagonistin und der Magie des Kinos, sondern auch von Rassismus-Erfahrungen, sexueller Ausbeutung im Job und der britischen Gesellschaft unter Margaret Thatcher. Das ist in einzelnen Szenen sehr glaubwürdig und berührend gelungen, bleibt in der Summe aber oft auch ein wenig an der Oberfläche. Olivia Colman in der Hauptrolle ist allerdings einmal mehr ein Ereignis, und der junge, noch wenig bekannte Michael Ward (»Top Boy«) an ihrer Seite eine ausgesprochen charismatische Entdeckung. Und auch wenn der Film visuell deutlich weniger ambitioniert ist als zuletzt Mendes' Kriegs драма »1917«, sorgt Kameramann Roger Deakins wieder für exzellente Bilder.



Der Fall der Dirigentin

In »Tár« erzählt **Todd Field** von einer musikalischen Ausnahmekönnerin (Cate Blanchett), die dort angekommen ist, wo es nur noch abwärts gehen kann.

Mr. Field, »Tár« ist die Geschichte einer Dirigentin an der Spitze eines der besten Orchester der Welt. Haben Sie einen Bezug zur Welt der klassischen Musik?

Eigentlich gar nicht. Mich interessierte weniger diese Welt als die Figur darin. Lydia Tár stammt aus einer ganz anderen, kulturlosen Umgebung, doch die frühe Begegnung mit der Klassik löst etwas in ihr aus. Sie beginnt, mit aller Macht diesem Traum nachzujagen und wird exzellent, ja ikonisch. Sie kommt ganz oben an und ist in der Lage, Magie zu kreieren. Aber sie steht eben auch an der Spitze einer höchst bürokratischen, hierarchischen Organisation, deren Macht sie bedienen und verwalten muss. Diese Balance zwischen dem kapriziösen Künstlertum und dem machtpolitischen Manövrieren reizte mich – die Welt der Klassik stellte dafür eine ergiebige Kulisse dar. **Haben Sie eine weibliche Protagonistin gewählt, weil es in der Klassik-Szene noch ein langer Weg zur Gleichberechtigung ist?**

Man könnte unseren Film als Science-Fiction bezeichnen, so unrealistisch scheint es bei den großen Orchestern in Mitteleuropa bis heute, dass es eine Frau so weit nach oben schafft. Aber eine Frau war die Figur schon, bevor ich mich für dieses Setting entschied. Ein Mann in dieser Position hätte mich nicht so interes-

siert, auch nicht, wenn der Film in der Welt des Profisports oder in Hollywood spielen würde. **Geht es im Film um ein deutsches Orchester, weil diese die elitärsten der Welt sind?**

Für Dirigenten sind die großen Orchester in Deutschland und Österreich so etwas wie der Mount Everest ihrer Branche. Dort liegt der Kanon der klassischen Musik begründet, die Traditionen reichen zurück bis zu Wagner, Mahler und Co. Die Zahl der Menschen, die es dorthin schaffen können, ist sehr überschaubar. Und für »Tár« suchte ich obendrein natürlich auch nach dem größtmöglichen Gegensatz zu ihrer bescheidenen Herkunft aus dem amerikanischen Niemandsland von Staten Island.

Stimmt es, dass Sie schon beim Schreiben Cate Blanchett im Kopf hatten?

Ja, und hätte sie die Rolle nicht angenommen, hätte ich den Film nicht gedreht. Normalerweise schreibe ich Drehbücher nicht für bestimmte Schauspieler, aber als ich zu Beginn der Pandemie 2020 mit »Tár« anfang, war sie einfach schon in meinem Kopf. Dabei kannte ich sie nur flüchtig. Und es war nicht so, dass ich so arrogant war zu glauben, dass sie die Rolle annehmen würde. Wenn nicht, wäre das auch okay gewesen. Dann hätte ich eben einmal mehr ein Skript für die Schublade geschrieben.

INTERVIEW: PATRICK HEIDMANN



TÁR

23. Februar • 2 Std. 37 Min.

Lydia Tár steht als Dirigentin vor dem größten Moment ihrer ohnehin spektakulären Karriere, als ihr privat wie beruflich die Fallstricke der Macht doch zum Verhängnis zu werden drohen. Meisterlich erzählt Regisseur Todd Field in seinem dritten Film von einem Genie als Antiheldin, geschickt verwoben mit komplexen, sehr aktuellen Diskursen und vor allem brillant, kraftvoll und unglaublich nuanciert verkörpert von Cate Blanchett. Ein echtes Meisterwerk!



DIE AUSSPRACHE

9. Februar • 1 Std. 44 Min.

Alle? Nein, natürlich nicht alle. Aber ein kleiner Teil reicht, um das Ver-

trauen in den Rest zu erschüttern. Wie damit umgehen? Ignorieren? Diskutieren? Weggehen, sich woanders ein vermeintlich sichereres Leben aufbauen? Es sind die großen Fragen der heutigen Zeit, die in einem kleinen Heuschouer gestellt werden. Acht Frauen einer ultra-konservativen mennonitischen Gemeinde beraten sich über ihre Zukunft, nachdem herauskommt, dass sie von männlichen Nachbarn jahrelang sediert und vergewaltigt wurden. Die Opfer sind zwischen drei und 65 Jahre alt. Der Roman »Die Aussprache« (original »Women Talking«), den die Kanadierin Miriam Toews 2018 nach dem wahren Fall schrieb, zeichnet sich trotz des schweren Themas durch seine Leichtigkeit aus. In diesem Sinne hat Sarah Polley (»Take This Waltz«, 2011) den Stoff für die Leinwand adaptiert, mit der Eindringlichkeit und dem Humor von Frances McDormand, Jessie Buckley, Claire Foy, Rooney Mara und Ben Whishaw als neutralem Protokollanten.

EDDA BAUER



DIE EICHE – MEIN ZUHAUSE

9. März • 1 Std. 20 Min.

Schaltet man das lineare Fernsehen an, sieht man Kriegs- und Coronatalk

oder Naturdokus. So ungerecht, aber treffend könnte man die »Programmvielfalt« der letzten zwei deutschen Fernsehjahre verkürzen. Warum also für eine Waldweltflucht ins Kino gehen? Und dann auch noch für einen Baum? »Die Eiche – Mein Zuhause« beschäftigt sich in der Tat nur mit dem titelgebenden, seit 210 Jahren in Zentralfrankreich stehenden Gehölz. Besser um die, die an ihm, unter ihm und in ihm klettern und fliehen. Naturfilmer Laurent Charbonnier und Produzent Michel Seydoux (»Birnenkuchen mit Lavendel«, 2015) erzählen seine Geschichte und bemühen dafür keinen Off-Kommentator, der poetisch Information und Emotion vermittelt. Das einzig »Menschliche« hier ist die Filmmusik, die nur selten mit Schlagern über die Stränge schlägt. Ansonsten bleibt man allein mit den Baumbewohnern – vom außerirdisch wirkenden Eichenrüssler bis zum heimeligen Eichhörnchen. Das Wunder: Es funktioniert tatsächlich!

JÖRG GERLE



SICK OF MYSELF

23. März • 1 Std. 35 Min.

Während ihr narzisstischer Freund Thomas (Eirik Sæther) als Künstler

im Rampenlicht steht, arbeitet die unscheinbare Signe (Kristine Kujath Thorp) in einer Osloer Bäckerei. Verzweifelt versucht sie, endlich Aufmerksamkeit von ihrer Umwelt zu erlangen. Als das scheitert, nimmt Signe russische Pillen ein, die eine schwere Hautkrankheit bei ihr verursachen. Plötzlich zieht sie jegliche mediale Aufmerksamkeit auf sich. Was als leichte Komödie beginnt, entwickelt sich zu einer bitterbösen und makabren Satire, in der Regisseur Kristoffer Borgli sowohl unser aktuelles Zeitalter der permanenten eitlen Selbstbespiegelung als auch die Mode- und Kunstszene gekonnt persifliert. Dabei lässt sich »Sick of Myself« nicht nur als kluge und amüsante Reflexion über die Macht der Medien lesen. Stattdessen beleuchtet die norwegische Produktion auch den Einfluss stereotyper Schönheitsideale auf unseren Umgang mit Inklusion, um letztlich einer ganzen Generation den Spiegel vorzuhalten.

DIRK HARTMANN



BIGGER THAN US

16. Februar • 1 Std. 36 Min.

Schon als 12-Jährige kämpft Melati in ihrer Heimat Indonesien gegen

Plastikmüll. Sechs Jahre geht das so, bis zum ersten Mal ihre Kräfte nachlassen. Im Kampf gegen den Frust reist sie um die Welt, ihr Ziel: Das Treffen mit gleichgesinnten Aktivistinnen und Aktivisten. Flore Vasseurs Film »Bigger Than Us«, produziert von Oscar-Preisträgerin Marion Cotillard, begleitet sie auf dieser Reise. Sie trifft beeindruckende Menschen: den syrischen Flüchtling Mohamad, der im Libanon Schulen baut; Memory, die es geschafft hat, Malawis Verfassung so zu ändern, dass Kinderehen verboten sind; Xiuhtezcatl, der in Colorado gegen Fracking und für die Native Americans rappt; Mary Finn, die vor der Küste von Lesbos Flüchtlinge aus dem Meer rettet. Ein bewegender Dokumentarfilm ist so entstanden, der am Ende eine Botschaft hat: Die Lage ist katastrophal, aber nicht hoffnungslos, oder wie Xiuhtezcatl sagt: »Wir haben das alles verbockt, also können wir es auch wieder geradebiegen.«

INGO SCHEEL

CAMBRIDGE
AUDIO



evo

ALL-IN-ONE-VERSTÄRKER

Die Evolution der
Hi-Fi-Technologie.

CAMBRIDGEAUDIO.COM



Wahlverwandtschaften

Nach seinem Frankreich-Abstecher mit »La Vérité« hat es den japanischen Cannes-Gewinner **Hirokazu Kore-eda** für »Broker« nun nach Korea verschlagen.

Herr Kore-eda, in der Regel drehen Sie in Ihrer japanischen Heimat. Warum hat es Sie für »Broker« nun nach Südkorea gezogen?

Das lag vor allem an den Schauspielern Song Kang-ho und Gang Dong-won. Die beiden traf ich über Jahre immer wieder bei Filmfestivals oder wenn sie nach Tokio kamen, um ihre Filme vorzustellen. Wir sagten jedes Mal, dass wir was zusammen machen müssten. Und als mir dann 2016 die Idee einer Geschichte über Song Kang-ho als Priester, der eine Babyklappe betreibt, in den Sinn kam, wurde es Zeit, daran zu arbeiten, diese Lippenbekenntnisse auch endlich Wirklichkeit werden zu lassen.

Wie kamen Sie auf die Babyklappe als Ausgangsidee?

Als ich 2013 meinen Film »Like Father, Like Son« drehte, recherchierte ich viel zum japanischen Adoptions- und Pflegesystem. Damals erfuhr ich, dass es in ganz Japan nur eine einzige Babyklappe gibt, in der Stadt Kumamoto. Das faszinierte mich, und ich fing an, mich mehr mit dem Thema zu beschäftigen. Ich lernte, dass in Korea zehnmal mehr Babys bei Klappen abgegeben werden. Daraus entstand dann nach und nach die Geschichte für »Broker«. **Familienbande, vor allem solche jenseits der klassischen Kernfamilie, haben Sie schon immer interessiert. Warum eigentlich?**

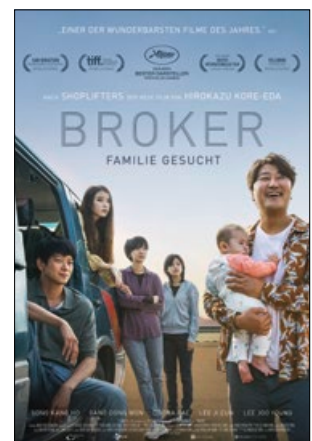
Wahrscheinlich weil in Japan und übrigens auch Korea immer noch ein tief verwurzeltes, konservatives Bild davon herrscht, wie eine Familie auszusehen hat. Doch ich war schon immer davon überzeugt, dass man nicht blutsverwandt sein muss, um emotionale Bande zu knüpfen und zu einer familienartigen Einheit zu werden. Das will ich mit meinen Filmen zeigen, und natürlich bieten sich gerade gesellschaftliche Außenseiter für solche Geschichten an, die sich zu Wahlfamilien zusammenschließen. Ich würde mich freuen, wenn wir als Gesellschaft unsere veralteten Vorstellungen diesbezüglich ein wenig zu hinterfragen beginnen.

Wie schon in früheren Filmen spielt auch dieses Mal ein kleiner Junge eine zentrale Rolle.

Verlangt Ihnen die Arbeit mit Kindern etwas anderes ab als die mit Erwachsenen?

Die Arbeit mit Kindern unterscheidet sich sehr von der mit Erwachsenen, egal ob Profis oder nicht. Ich schlüpfte in eine Art Lehrerrolle, und für jedes Kind, mit dem ich arbeite, brauche ich eine eigene Herangehensweise. Es gilt immer herauszufinden, wie viel Ausdauer sie haben und wie viel von der Geschichte ihnen begreiflich ist. Ich schätze diese Arbeit enorm. Und versuche stets, mit den Kindern auch nach den Dreharbeiten in Kontakt zu bleiben.

INTERVIEW: PATRICK HEIDMANN



BROKER

16. März • 2 Std. 9 Min.

Eine Frau, die ihr Neugeborenes zunächst bei einer Babyklappe abgibt, dann aber doch zurückkehrt. Zwei Männer, die daraus Kapital schlagen wollen. Und die Polizei, die ihnen auf den Fersen ist. Dass es Kore-eda gelingt, aus einer Geschichte, in der es nicht zuletzt um Menschenhandel geht, einen für ihn typischen, sehr zarten und warmherzigen Film über Außenseiterinnen und Außenseiter und Wahlfamilien zu machen, beweist ohne Frage sein erzählerisches und inszenatorisches Ausnahmetailent.



DIE FABELMANS

9. März • 2 Std. 31 Min.

Die Fabelmans sind den Spielbergs sehr ähnlich: Ma Fabelman (Michelle

Williams) ist die leidenschaftliche Künstlerin in der Familie und Pa (Paul Dano) der stille Techniker. 1952 nehmen sie ihren sechsjährigen Sohn Sam (Mateo Zoryan) zum ersten Mal mit ins Kino, gegeben wird Cecil B. DeMilles Zirkus-Epos »Die größte Show der Welt«. Und welche Szene beeindruckt den kleinen Jungen so sehr, dass er sie später sogar vor Papas Super8-Kamera nachstellt? Natürlich, die spektakuläre Zugentgleisung! Andere schreiben ihre Autobiografie, Steven Spielberg inszeniert sich ein narratives Making-of Steven Spielberg – nicht nur, weil er das kann, sondern weil er das sogar richtig gut kann. Als Meister seines Metiers versteht es sich von selbst, dass sein Sam (als Teenager: Gabriel LaBelle) eine klassische Coming of Age-Heldenreise durchmacht, mit erzählerischem Bogen, einem mittelschweren Familien-Trauma, einem klaren Ziel und einem großen Regie-Dinosaurier-Finale (David Lynch, der den Saurier verkörpert).

EDDA BAUER



GLETSCHERGRAB

9. März • 1 Std. 47 Min.

Trotz eisigen Szenarios wird jedem Krimi-/Thriller-Liebhaber warm ums

Herz. Kurz bevor ihr Bruder spurlos verschwindet, erhält die isländische Bankangestellte Kristin (Vivian Ólafsdóttir) einen ominösen Videoclip. Und ehe sich die junge Frau versieht, befindet sie sich inmitten einer internationalen Verschwörung, die sich auf ein deutsches Flugzeug aus dem Zweiten Weltkrieg mitsamt geheimnisvoller Fracht konzentriert. Schon muss die Isländerin um ihr Leben fürchten, denn sowohl ein CIA-Mann (Iain Glen) als auch ein deutscher Agent (Wotan Wilke Möhring) versuchen, die vermeintliche Mitwisserin zu eliminieren. Festen Willens, ihren Bruder wiederzufinden und das Geheimnis des Gletschergrabes zu lüften, zeigt Kristin jedoch mehr Widerstand als erwartet. Die deutsch-isländische Co-Produktion basiert auf dem Roman von Arnaldur Indriðason und versetzt nicht nur »Game Of Thrones«-Star Glen und den »Tatort«-erfahrenen Möhring in eine atemlose Hetzjagd, sondern auch die Zuschauer.

LARS BACKHAUS



SENECA

23. März • 1 Std. 52 Min.

Der deutsche Regisseur Robert Schwentke (»The Divergent Series«)

zieht weiter. Nach »Der Hauptmann« (2017), der sowohl vom Publikum als auch der Kritik hochgeschätzt wurde, feiert er jetzt mit seiner bitterbösen Satire über die letzten Tage des römischen Philosophen Seneca auf der diesjährigen Berlinale Premiere. Obwohl Nero ein jahrelanges Vertrauensverhältnis zu seinem Lehrer und Berater pflegt, wittert er eine Verschwörung. Er schlägt Seneca mit seinen eigenen Waffen, indem er ihn zu einem legitimen Suizid innerhalb seines Gedankengebäudes auffordert. Niemand Geringeren als den grandiosen John Malkovich (»Being John Malkovich«, 1999) konnte Schwentke für die Rolle des großen Geistes des Stoizismus gewinnen, der als bedeutendster Einfluss des zukünftigen Kaiser-Despoten Nero gilt. Den Meister lässt er sich mit allerlei deutschen Talenten umgeben, darunter Lilith Stangenberg, Louis Hofmann und Alexander Fehling. Und auch die bezaubernde Geraldine Chaplin ist mit von der Partie.

NORA HARBACH



SAINT OMER

9. März • 2 Std. 2 Min.

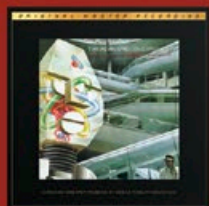
Es ist eben doch nicht so einfach mit der Unterscheidung zwischen Gut und

Böse, mit der Einteilung von Menschen in Monster und Getriebene. Laurence (Guslagie Malanda) etwa kommt hochgebildet aus dem Senegal, um in Paris Philosophie zu studieren. Nun aber steht sie in der Kleinstadt Saint Omer vor Gericht, weil sie ihre 15 Monate alte Tochter der Flut des Atlantiks überlassen hat. Laurence ist geständig, kann aber nicht sagen, was sie dazu trieb. Die Regisseurin Alice Diop hat senegalesische Wurzeln und ein dokumentarisch geschultes Auge für Menschen und die Gesellschaft, in der sie leben. 2020 bewies sie das in der gewitzt tiefgängigen Großstadt-Doku »Wir«. »Saint Omer« ist Diops erster Spielfilm, der jedoch auf einem wahren Fall beruht. Sie selbst hat den Prozess vom Zuschauersaal aus beobachtet. Eine Rolle, die im Film Kayije Kagame übernimmt, die als Romanautorin Rama aus der Ferne eine besondere Beziehung zur Angeklagten Laurence aufbaut, nicht nur, weil beide aus dem Senegal stammen.

EDDA BAUER

Sieveking
sound

www.sieveking-sound.de





Hommage ans große Vorbild

Wie stark **François Ozon** künstlerisch von Rainer Werner Fassbinder beeinflusst wurde, war seinem Werk schon von Beginn an immer wieder anzusehen. Nun hat der ebenso vielseitige wie fleißige Franzose mit »Peter von Kant« sowohl der Arbeit als auch der Biografie seines deutschen Regie-Kollegen so dezidiert wie nie ein Denkmal gesetzt.

Monsieur Ozon, »Peter von Kant« ist eine freie Adaption von Fassbinders »Die bitteren Tränen der Petra von Kant«. Glauben Sie, dass ihm der Film gefallen hätte?

Darüber habe ich während der Arbeit nicht wirklich nachgedacht. Seine Witwe Juliane Lorenz hat mir immerhin die Rechte zur Verfügung gestellt, also gehe ich zumindest davon aus, dass meine Ideen nicht völlig im Widerspruch zu seinem Werk stehen. Mir ging es aber auf keinen Fall um ein Remake von »Die bitteren Tränen der Petra von Kant«. Was ich im Sinn hatte, war eher etwas, das auch Theaterregisseure machen. Die nehmen ein altes Shakespeare- oder Molière-Stück und interpretieren es auf ihre Weise neu. Ich wollte Fassbinders Kult-Stück aus meiner französischen Perspektive erzählen und dabei mit den Gender-Rollen spielen.

Wie verändert sich für Sie die Geschichte dadurch, dass es hier nun um die Liebe zwischen zwei Männern und nicht zwischen zwei Frauen geht?

Eigentlich gar nicht. Die Dynamik im Hinblick auf das Machtverhältnis, die Abhängigkeiten und die Erotik bleibt praktisch gleich, egal ob im Zentrum ein Mann oder eine Frau steht. Aber eine Neuverfilmung mit Frauen hätte ich einfach witzlos gefunden. Schon allein, weil keine Schauspielerin Margit Carstensen würde toppen können.

Trotz der Veränderungen spürt man doch sicherlich einen gewissen Druck, wenn man sich eines solchen Klassikers annimmt, oder?

Klar, zumal mir Fassbinders Werk allgemein sehr viel bedeutet und »Die bitteren Tränen der Petra von Kant« einer meiner Lieblingsfilme ist. Als ich damals sein Stück »Tropfen auf heiße Steine« verfilmt habe, war das einfacher, weil kaum jemand die Vorlage kannte. Ich habe daraus gemacht, was ich wollte, und hatte nie Angst, dass mir jemand vorwirft, ich hätte Fassbinders Vision verraten. Das war bei »Peter von Kant« nun natürlich ganz anders, deswegen war ich durchaus nervös. Aber ich habe mich zum Bei-

spiel mit meinem guten Freund Thomas Ostermeier von der Berliner Schaubühne darüber unterhalten, der mich in meiner Idee, mir nochmal Fassbinder vorzuknöpfen, sehr bestärkt hat.

Woher kommt eigentlich Ihr enger Bezug zu Fassbinder und seinem Werk?

Ich habe seine Filme als Student für mich entdeckt, auf der Suche nach meinem eigenen Stil als Regisseur. Die Freiheit, die er in seiner Arbeit an den Tag legte, faszinierte mich sofort. Man hatte nie das Gefühl, dass er sich auf ein bestimmtes Genre oder eine Bildsprache festlegt; man musste bei ihm immer mit etwas Neuem rechnen. Außerdem merkt man seinen Filmen das Vergnügen an, das ihm das Drehen bereitete. Er hat mir wirklich die Augen geöffnet und dabei geholfen, der Filmemacher zu werden, der ich nun bin. Irgendwie ist er mein großer Bruder im Geiste, auch wenn wir uns natürlich nie begegnet sind.

Sie haben als Protagonisten einen Regisseur gewählt, in dem man auch Fassbinder wiedererkennen kann. Aber ist er auch Ihr eigenes Alter Ego?

Selbstverständlich. Jeder Regisseur wird sich in ihm wiedererkennen, denn in jedem Regisseur steckt auch ein kleiner Diktator. Wer einen Film macht, ist ein Schöpfer und kreiert eine Welt, also fühlt man sich natürlich bis zu einem gewissen Grad wie ein Gott. Und es lag auf der Hand, dass Peter von Kant nun ein Regisseur ist, schließlich ist es kein Geheimnis, dass »Die bitteren Tränen der Petra von Kant« für Fassbinder auch ein Selbstporträt war, in dem er seine Liebe zu seinem Schauspieler Günter Kaufmann verarbeitet hat. Das kenne ich so nicht; meine Beziehungen zu den Menschen, mit denen ich arbeite, sind andere als die, die wir nun in meinem Film sehen. Aber identifizieren kann ich mich mit ihm trotzdem. Wie ich das überhaupt immer mit meinen Figuren tue. Anderenfalls könnte ich sie wohl auch nicht als wahrhaftig und menschlich darstellen.

INTERVIEW: PATRICK HEIDMANN



PETER VON KANT

10. Februar • 1 Std. 25 Min.

Halb Remake von »Die bitteren Tränen der Petra von Kant«, halb spielerisches Biopic über Fassbinder selbst, erzählt Ozon hier von einem erfolgreichen Regisseur (Denis Ménochet), dessen Alltag im Köln der 70er-Jahre in Aufruhr gerät, als erst die glamouröse Schauspiel-Diva Sidonie (Isabelle Adjani) wieder in sein Leben tritt und er sich dann auch noch in den hübschen Jüngling Amir (Khalil Garbira) verliebt. Die Anspielungen an Fassbinders Leben und Werk sind mannigfaltig, und dass RWF-Ikone Hannah Schygulla hier die Mutter spielt, ist natürlich das i-Tüpfelchen. Dass »Peter von Kant« letztlich ein Spiel mit Referenzen bleibt, statt gängigen Fassbinder-Narrativen eine neue Interpretation hinzuzufügen? Geschenkt. Als Hommage und durchdesignte Seventies-Stilübung zwischen zu viel Koks und Gin Tonic macht der Film viel Freude.



WETTERMACHER

24. Februar • 1 Std. 32 Min.

Wenn man morgens mit Hilfe der gängigen Wetter-Apps auf dem Smartphone nachschauen

kann, ob man sich besser den Regenponcho überwerfen sollte oder es auch der dünne Wollmantel tut, denkt man nicht darüber nach, wie diese Prognosen entstehen. Darauf gibt Stanislaw Mucha eine Antwort. Für »Wettermacher« reiste der polnische Regisseur an den wohl einsamsten Arbeitsplatz der Welt und begleitete ein Jahr lang drei Meteorologen, die an der Wetterstation Chodowaricha im russischen Polarmeer in völliger Abgeschiedenheit leben und arbeiten. Meistens lässt er die beeindruckenden Bilder der kargen Landschaft und die Szenen, die ihren außergewöhnlichen Alltag dokumentieren, für sich sprechen. Nur gelegentlich beleuchtet Mucha mit lakonischen Kommentaren aus dem Off die Tätigkeiten oder die persönlichen Hintergründe, die meist alles andere als leicht verdaulich sind. »Wettermacher« ist eine bildgewaltiger Dokumentarfilm über von Isolation und Verzicht geprägte Leben, die man sich in den hiesigen Breitengraden nicht im Ansatz vorstellen kann.

KATHARINA RASKOB

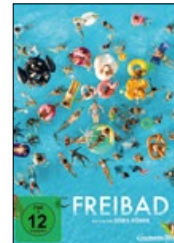


DER MENSCHLICHE FAKTOR

27. Januar • 1 Std. 42. Min.

Als Jan (Mark Waschke) und Nina (Sabine Timoteo), die zusammen eine Werbeagentur leiten, mit ihren beiden Kindern ein Wochenende in ihrem Ferienhaus verbringen, könnte die Idylle nicht mehr trügen. Denn: Jan hat eine Kampagne für eine rechte Partei angenommen, ohne seine Frau darüber zu informieren. Als die vier dann auch noch unerwarteten Besuch in ihrem belgischen Meeresdomizil bekommen, gerät der familiäre Fixpunkt endgültig in Schieflage. Regisseur Ronny Trocker (»Die Einsiedler«, 2016) schaut nicht nur mit präzisiertem Blick auf fragile familiäre Strukturen, sondern vermittelt zugleich, wie scheinbar kleine Entscheidungen große Wirkung erzielen können. Dabei zeigt »Der menschliche Faktor« sowohl, wie sehr Kinder oft unter den Handlungen ihrer Eltern zu leiden haben, als auch, dass Makrokosmos und Mikrokosmos häufig untrennbar miteinander verbunden sind. Getragen von einem großartigen Cast und einer famosen Kamera (Klemens Hufnagl), ist Trocker einer der besten deutschen Filme des vergangenen Jahres gelungen.

DIRK HARTMANN



FREIBAD

9. Februar • 1 Std. 43 Min.

»So leer ist es am schönsten«, seufzt die Bodybuilderin (Lisa Wagner) zur Bademeisterin (Melodie Wakivuumina) am Ende eines langen Sommertages, und tatsächlich: Man möchte ihr als Zuschauer seufzend beipflichten. Tagsüber stept im »Freibad«, dem einzigen in Deutschland nur für Frauen, der Bär, bzw. die Bärin. Da wird über Dicke gelästert und über Burkinis, Hunde im Kinderwagen geschmuggelt und Autogrammkarten verhandelt, da liegt Lammwurst auf dem Grill und schwimmt Kackwurst im Wasser. Döris Dörries Film verhandelt die großen Themen auf kleinem Raum, zwischen Umkleidekabine und Schwimmbecken. Ihr Cast ist toll, u. a. schlüpfen Andrea Sawatzki, Nilam Farooq, Julia Jendrošek und Samuel Schneider in die Schwimmklamotte, der Look stimmt auch, am großen Themen-Rundumschlag jedoch verhebt sich Dörrie. Rassismus, Sexismus, Toleranz im Alltag, Rollenbilder, Bodyshaming, Bodybuilding, Geschlechterklischees – all das soll ironisch verarbeitet werden, verglüht jedoch in der Nachmittagssonne und wird zum überdrehten Klamauk.

INGO SCHEEL



DIE ZEIT, DIE WIR TEILEN

16. Februar • 1 Std. 41 Min.

Joan Verra (Isabelle Huppert) ist eine erfolgreiche, aber offenbar einsame Verlegerin. Als sie nach

Jahrzehnten ihrer Jugendliebe Doug wieder begegnet, ist das kurze Zusammentreffen der Anlass einer gründlichen Selbstbetrachtung. Inwieweit hat die überstürzte Eheflucht ihrer Mutter Joans eigenes rastloses Leben bestimmt? Wodurch genau definiert sich die merkwürdig intime Beziehung zu ihrem Sohn, der inzwischen nur noch selten aus Kanada zu Besuch kommt? Und was hat es mit dem überkandidelten Schriftsteller auf sich, zu dem sich Verra besonders hingezogen fühlt? »Die Zeit, die wir teilen« beschäftigt sich mit dem Stoff, aus dem die Erinnerungen sind – mal tragisch, mal frivol, und mal so verschachtelt, als handle es sich um das Leben eines ganz anderen Menschen. Regie-Newcomer Laurent Larière inszeniert seinen geheimnisvollen Film um die ebenso geheimnisvolle Isabelle Huppert herum; ihr Spiel ist der Motor dieser behutsam erzählten Geschichte. Die eingeforderte Geduld lohnt sich, denn das Ende ist von präziser Poesie.

MARKUS HOCKENBRINK



BONN – ALTE FREUNDE, NEUE FEINDE

27. Januar • 6 Folgen à 49 Min.

Nach der Büttenrede strecken sie den rechten Arm in die Luft. Es ist ein Reflex der Feiernden

in Köln im Jahr 1954. Wenn der Alkohol fließt, kann die alte Gewohnheit auch einige Jahre nach Kriegsende nochmal aufflammen. Inmitten dieses Karnevalstreibens befindet sich Toni Schmidt (Mercedes Müller), die nach einem Aufenthalt in London zu ihrer Familie ins Rheinland zurückgekehrt ist. Durch Kontakte ihres Vaters erlangt sie eine Tätigkeit als Übersetzerin bei der Organisation Gehlen, dem Vorläufer des BND. Otto John (Sebastian Blomberg), ehemaliger Widerstandskämpfer und mittlerweile Chef des rivalisierenden Verfassungsschutzes interessiert sich ebenfalls für sie. Er bekämpft Reinhard Gehlen (Martin Wuttke), dem er das Protegieren von Alt-Nazis vorwirft. Die biedere westdeutsche Atmosphäre, unter der der braune Schlamm noch eifrig wabert, hat Regisseurin Claudia Garde (die Drehbücher verfasste sie mit Martin Rehbock und Peter Furrer) in ihrem sechsteiligen Agenten-Thriller besonders akkurat und unterhaltsam eingefangen.

NORA HARBACH



GEBORGTES WEISS

24. Februar • 1 Std. 39 Min.

Die Beziehung hat sich so ergeben. »Zugelaufen« seien sie ihm, wie Roland (Ulrich Matthes)

einmal erzählt. Egal: Marta (Susanne Wolff) ist sehr glücklich, auch wenn er älter und Nathan nicht ihr gemeinsamer Sohn ist. Sie leben in der Eifel in einem alten Haus, das auch einen »Zugelaufenen« braucht. Valmir (Florist Bajgora) ist jung, Wanderarbeiter, freundlich und kommt aus Albanien, wo Marta früher mal drei Jahre gelebt hat. Zufall? Oder gibt es Geheimnisse, die besser nicht gelüftet gehören? Krimis schaut man sonntags im »Tatort«. So zumindest das ermüdende Ritual. Gut indes, dass es hierzulande noch Genre-Filme gibt, die (auch formal) fürs Kino gemacht worden sind und sich nicht nach 90 Minuten in Wohlgefallen auflösen. Wenig »Dramadrama«, keine unverdauliche, präntiöse »Berliner Schule«-Stringenz, die Filme gerne erscheinen lässt, als seien sie in edlen Betonlofts am Mac-Book Air entstanden. Dafür Spannungskino mit Tragik, Mystery, Musik und Emphase. Dank der Darsteller glaubwürdig offen, bis zum Schluss.

JÖRG GERLE

STREAMING-HIGHLIGHTS



THE CONSULTANT

Amazon Prime • ab 24. Februar

Der Berater Regus Patoff (Christoph Waltz) wird bei der App-basierten Firma CompWare eingestellt, um die Geschäftsbilanzen zu verbessern, ganz zum Missmut der restlichen Mitarbeiter. Sie fühlen sich so unter Druck gesetzt, dass sie alles in Frage stellen – auch ihr eigenes Leben. Schwarzhumorige Arbeitsplatz-Serie nach dem gleichnamigen Roman von Bentley Little.



SEÑORITA 89

Magenta TV • ab 5. Februar

Miss-Mexiko-Wahl 1989: Die meisten Kandidatinnen stammen aus sozialschwachen Verhältnissen und versprechen sich von dem Programm ein besseres Leben. Doch abgeschirmt von der Außenwelt erfahren sie alles andere als das Paradies. Die Drama-Serie zeigt die menschenverachtende Realität hinter dem vermeintlichen Glamour der Misswahlen.



NICHTS, WAS UNS PASSIERT

ARD Mediathek • ab 23. Februar

Anna (Emma Drogunova) und Jonas (Gustav Schmidt) kennen sich über die Uni. Nach einer Party wird Anna von Jonas vergewaltigt, sagt sie. Jonas erinnert sich dagegen an einvernehmlichen Sex. Der Film von Julia C. Kaiser setzt sich mit den Folgen sexualisierter Gewalt auseinander – und zeigt, wie Freunde, Angehörige und die Gesellschaft auf eine Vergewaltigung reagieren.



DER SCHWARM

ZDF Mediathek • ab 22. Februar

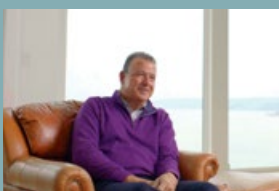
Weltweit häufen sich mysteriöse Ereignisse aus der Tiefe der Ozeane: Wale zerstören Boote, ein Eiswurm löst Tsunamis aus, von den Küsten her verbreitet sich ein tödlicher Erreger im Trinkwasser. Eine kleine Gruppe Wissenschaftler macht sich auf die Suche nach den Ursachen. Die Thriller-Serie basiert auf dem gleichnamigen Bestseller von Frank Schätzing.



HELLO TOMORROW!

Apple TV+ • ab 17. Februar

Jack (Billy Crudup) gehört zu einer Gruppe Handelsvertreter, die temporäre Wohnungen auf dem Mond anbieten. Er ist ein unerschütterlicher Verkäufer, der mit seinem Glauben an eine bessere Zukunft und seiner strahlenden Art Kollegen und Kunden inspiriert. Ihm selbst jedoch droht alles aus den Händen zu gleiten. Retrofuturistische Serie von Lucas Jansen und Amit Bhalla.



RISE OF THE BILLIONAIRES

Paramount+ • ab 21. Februar

Anhand von bewegendem Archivmaterial und Zeitzeugen wie Tod Nielsen (Foto) begibt sich die vierteilige Dokuserie auf die Spuren von Elon Musk, Mark Zuckerberg, Jeff Bezos, Sergey Brin und Larry Page: die digitalen Unternehmer, die unsere Gesellschaft, wie wir sie heute kennen, geformt haben – und auf diese Weise zu den reichsten Männern der Welt wurden.

HELGE SCHNEIDER TORERO



Helge Schneider hat eine neue Schallplatte und präsentiert sich erstmals als Torero, obwohl Helge sich beim Anblick eines Stieres umgehend verdünnisieren würde, wie er uns glaubhaft versicherte...

CD / LP / digital

03.03.2023



On Tour:

www.helge-schneider.de/termine

RAILROAD TRACKS STUDIOS

BROKEN SILENCE

MOSAIIK



ALMA TADEMA, DIE ROSEN VON HELIOGABULUS, 1888, COLECCION PEREZ SIMON, STUDIO SEBERT PHOTOGRAPHES

Flower Power in München

Blumen-Ausstellungen gab es etliche, doch die meisten beschränkten sich auf bestimmte Künstler, Epochen oder Kulturkreise. »Flowers Forever« widmet sich nun interdisziplinär der Kunst- und Kulturgeschichte der Blume vom Altertum bis heute. **Roger Diederer**, Direktor der Kunsthalle München, beantwortete uns einige Fragen.

Was hat Sie bei der Beschäftigung mit der Kulturgeschichte der Blume überrascht?

Die schier unglaubliche Vielfalt, in der sich Blumen in allen Bereichen unseres Daseins manifestieren: Fast jede Religion nutzt Blumen, um ihre Doktrin darzustellen, sie dienen als Symbole für sozio-politische Bewegungen und in der immer dringlicher werdenden Diskussion zum Klimawandel spielen sie ebenfalls eine zentrale Rolle. All das wird natürlich auch seit jeher von Künstler:innen reflektiert, deren Faszination für Blumen bis heute ungebrochen ist.

Wie hängen Kunst und Wissenschaft in diesem Kontext zusammen und können Sie ein Beispiel dafür nennen, wie dieses Verhältnis in der Ausstellung sichtbar gemacht wird?

Sogar antike botanischen Studien waren bereits illustriert, denn Zeichnungen von (Heil-)Pflanzen boten oft ein klareres Bild als jegliche Beschreibung. Jede künstlerische Neuerung hat dann auch wieder neue Forschungspraxen ermöglicht. So haben Kunst und Wissenschaft sich im Bereich der Botanik tatsächlich über Jahrhunderte ergänzt und gegenseitig beeinflusst. In der Ausstellung sieht man zum Beispiel einen prächtigen Empire-Tisch, der die sogenannte Blumenuhr des schwedischen Naturforschers Carl von Linné aufgreift. Diese basiert darauf, dass Blumen ihre Blüten zu bestimmten Uhrzeiten des Tages öffnen und schließen.

Für wen empfiehlt sich die Ausstellung?

»Flowers forever« ist für alle gedacht. Sogar Blumenmuffel werden hier davon überzeugt, dass ohne diese Wunder der Natur nichts geht. Und die Besucher:innen erwartet definitiv keine chronologische Abarbeitung der Blume in der Kunstgeschichte. Das wäre zu langweilig.

Was ist Ihr persönliches Highlight?

Dass wir das Gemälde »Die Rosen von Heliogabalus« von Lawrence Alma-Tadema (1836-1912, Anm. d. Red.) aus einer mexi-

kanischen Privatsammlung bekommen konnten, ist eine kleine Sensation. Wenn man davor steht, kommt man aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Noch etwas zum Staunen: Künstlerin Rebecca Louise Law hat anlässlich der Ausstellung zu einer Mitmach-Aktion aufgerufen, mit dem Ziel rund 200.000 getrocknete Blumen für eine Installation zu sammeln.

Diese Arbeit ist das nächste Wunder. Rebecca arbeitet nur mit Trockenblumen. Aber um einen ganzen Raum damit zu bespielen, benötigt sie riesige Mengen davon. Kaufen war unerschwinglich und nicht nachhaltig. Dass hunderte Freiwillige unserem »Call for flowers« gefolgt sind und bei den Vorbereitungen mitgemacht haben, ist einfach nur großartig!

In welchen Formen wird ein Begleitprogramm angeboten?

Wir bieten immer eine Vielzahl an Begleitveranstaltungen zu unseren Ausstellungen an, zum Beispiel Afterwork-Partys, Lesungen und Führungen. Das Begleitevent schlechthin ist in diesem Fall natürlich das »Flower Power Festival«!

Das Festival findet bis zum 07. Oktober in München statt. Was steckt dahinter?

Vor fünf Jahren haben wir anlässlich einer Faust-Ausstellung bereits ein stadtweites Festival initiiert, das ein großer Erfolg war. Beim Thema Blumen lässt sich die Stadt jetzt noch einfacher vernetzen. Thematisch wird es unter dem Slogan »Natur feiern in der Stadt« darum gehen, wie wir unser Dasein gestalten, wie wir leben wollen, damit es uns allen gut geht. Dafür tun sich große Institutionen genau wie kleine Verbände, renommierte Kultureinrichtungen und Parks sowie private Initiativen zusammen und stellen ein vielfältiges Programm auf die Beine.

FLOWERS FOREVER - Blumen in Kunst und Kultur

3. Februar bis 27. August, München // www.kunsthalle-muc.de

GALORE präsentiert: Diana Krall auf Tour



Die New York Times beschrieb das Phänomen Diana Krall einmal wie folgt: »Eine Stimme, die gleichzeitig kühl und schwül ist und mit einer rhythmischen Raffinesse geführt wird.« Krall ist die einzige Jazzsängerin, die mit acht Alben an die Spitze der Billboard Jazz-Album-Charts gelangte. 1993 veröffentlichte sie ihr Debüt »Steppin' Out« und traf ein Jahr später auf den berühmten Jazz-Produzenten Tommy LiPuma. Mit ihm zusammen entstanden in den folgenden 15 Jahren neun weitere Erfolgsalben, darunter die Millionenseller und Grammy-Gewinner »When I Look In Your Eyes« (1999), »The Look Of Love« (2001), »Live In Paris« (2002) und »Quiet Nights« (2009). Dieses Jahr unternimmt Krall eine ausgedehnte Welt-Tournee und spielt im Mai zwei exklusive Deutschland-Konzerte in Berlin und Düsseldorf.

08. Mai, Berlin • 11. Mai, Düsseldorf
dianakrall.com // kj.de

Festival: lit.COLOGNE

Als eines der größten Literaturfestivals Europas hat die lit.COLOGNE traditionell ein breit gefächertes Programm vorzuweisen, das sich vor allem durch die Begegnungen zwischen Autor:innen und Künstler:innen aller Disziplinen auszeichnet. Über das gesamte Kölner Stadtgebiet verteilen sich insgesamt knapp 200 Veranstaltungen zu politischen, journalistischen und literarischen Themen. Die Liste der bekannten Gäste ist lang: Mit dabei sind z.B. Autor:innen wie Frank Schätzing, Ingrid Noll oder Ian McEwan, die Schauspielerinnen Iris Berben und Senta Berger oder Friedensnobelpreisträgerin Maria Ressa. Auch für die Jüngsten gesorgt: etwa 80 Veranstaltungen finden im Rahmen der lit.kid.COLOGNE statt. Den Auftakt des Festivals bildet die Verleihung des deutschen Hörbuchpreises am 28. Februar, bevor das literarische Programm am nächsten Tag startet.

1. März bis 11. März, Köln
litcologne.de



Ausstellung: »Nam June Paik: I Expose The Music«



Für die Sammel-Ausstellung des koreanisch/amerikanischen Video-Künstlers und Komponisten Nam June Paik wurden rund 100 Arbeiten zusammengetragen. Den Schwerpunkt bilden die Live-Momente, die sich wie ein roter Faden durch Paiks künstlerische Karriere ziehen. Unter den Installationen, Skulpturen, Audio- und Videoarbeiten finden sich auch Werke, die noch nie in Deutschland ausgestellt wurden, unter anderem die sound- und bildgewaltige Rauminstallation »Sistine Chapel« aus dem Jahr 1993, ein frühes Beispiel Paiks multimedialer Immersion, oder das Schlüsselwerk »Schallplatten-Schaschlik«. Vermittelt werden soll anschaulich, wie das Publikum Paiks Performances unmittelbar erlebte und aktiv einbezogen wurde, egal wo.

17. März bis 27. August, Museum Ostwall im Dortmunder U
dortmunder-u.de

GALORE präsentiert: Katie Melua & Band live

Wenige Wochen nach Release ihres neuen Albums »Love & Money« am 24. März zieht es Katie Melua wieder raus auf die Bühne: im Rahmen ihrer gleichnamigen Tour wird die georgisch-britische Sängerin gemeinsam mit ihrem Quintett dem Publikum eine bunte Mischung ihrer Diskografie präsentieren. Dabei achtet Melua darauf, dass die Shows trotz ihrer mittlerweile beachtlichen Größe immer eine intime Atmosphäre bewahren. Neben Songs ihres neuen Albums, auf dem sie unter anderem davon erzählt, wie sie das Popstar-Dasein und ihre neue Rolle als Mutter unter einen Hut bekommt, wird das Publikum natürlich auch bekannte Hits wie »Nine Billion Bicycles«, »The Closest Thing To Crazy« und »If You Were A Sailboat« zu hören bekommen.

15. April bis 30. April, diverse Städte
katiemelua.com // rbk-fusion.de





28 Fragen an LARS EIDINGER

Was sehen Sie, wenn Sie jetzt aus dem Fenster schauen?

Wie die Landschaft an mir vorbeizieht.

Tanzen: allein oder zu zweit?

Immer allein mit dem Gesicht zum DJ.

Wie sind Sie öfter: widersprechend oder zustimmend?

Gemäß Bertolt Brechts Credo: »Die Widersprüche sind unsere Hoffnungen.«

Welche drei Songs gehören zum Soundtrack Ihres Lebens?

»Take on me« von A-ha, »Christiansands« von Tricky, »Born Slippy« von Underworld.

Was ist der größte Irrglaube, dem Sie bis zum Erwachsenenalter verfallen sind?

Dass alles gut wird. Ich glaube, dass die Welt nicht untergeht, sondern bereits untergegangen ist. So wie Sterne, die wir am Himmel sehen, seit Millionen von Jahren verloschen sind, ist das, was uns auf der Erde umgibt, nur das Nachglimmen unseres Daseins.

Ehrlichkeit oder Höflichkeit?

Höflichkeit besteht oft in falscher Bescheidenheit und führt durch Unaufrichtigkeit zu mehr Konflikten als Ehrlichkeit.

Laut oder leise?

Musik? Laut!

Worauf würden Sie sich niemals wieder einlassen?

Bis heute bereue ich, dass ich als Student Werbung für IKEA gemacht habe.

Rausch oder Ruhe?

Im Auge des Orkans herrscht Stille.

Ihr wertvollster Besitz?

Je älter ich werde, desto mehr verstehe ich, dass Besitz unfrei macht.

Vergessen oder Erinnern?

Depressionen speisen sich nur aus dem Vergessen, nie aus dem Erinnern.

Was wollten Sie schon immer tun, haben es aber noch nie?

Einen Wal sehen.

Vernunft oder Wahnsinn?

»Name one genius that ain't crazy.«

Eine wichtige Erkenntnis des vergangenen Jahres?

Dass Pazifismus in Friedenszeiten ein Ideal ist, in kriegsrischen Zeiten jedoch eine Utopie.

Was vermissen Sie?

Die Ausgelassenheit, mit der wir in Prä-Corona-Zeiten, vor der Loveparade in Duisburg und vor den neuen Lärmschutzregelungen gefeiert haben.

Alle anderen oder nur man selbst?

Auf Gastspielen in China habe ich gelernt, dass man eine Maske trägt, um andere zu schützen. Das hat in Deutschland bis zum Ende der Pandemie kaum jemand verstanden.

Welches Buch möchten Sie dieses Jahr lesen?

»Die Welt im Rücken« von Thomas Melle.

Eine Situation, in der die Macht der Sprache Sie mit voller Wucht getroffen hat.

Als ich mit James Macdonald 2005 »Troilus und Cressida« geprobt habe, sagte er zu mir: »Lars, just the words.« Verstanden habe ich das erst in der Auseinandersetzung mit Hamlet. Semantik, Klang und Rhythmus provozieren Emotionen.

Haben Sie ein Lieblingswort?

Ja.

Der beste Club in Berlin?

Der, in dem es keine Spiegel gibt.

Der beste Club in Deutschland?

Derselbe. Es ist übrigens der beste Club der Welt.

Wo fängt für Sie Privatheit an?

Bei meinem ersten Engagement am Deutschen Theater Berlin hat man mir gesagt: »Dein privater Scheiß interessiert hier auf der Bühne keinen.« Inzwischen weiß ich, das Gegenteil ist der Fall.

Das Leben ohne Instagram in drei Worten.

Weniger negative Energie.

Wann hätten Sie gerne mehr Emotionen gezeigt?

Beim Fall der Mauer.

Wimbledon oder French Open?

Als Boris Becker Fan: Wimbledon.

Welcher Freund aus der Kindheit begleitet Sie bis heute?

Jasmin Shakeri, mit der ich früher beim Sender Freies Berlin eine Jugendsendung mit aufklärerischem Anspruch namens »Moskito – Nichts sticht besser« gemacht habe.

Ihre Definition von Authentizität?

»Alles ist nur Theater und ist doch auch Wirklichkeit.«

Drei bislang wenig bekannte Künstler, die man auf dem Zettel haben sollte?

Charlotte Wells, Vegard Vinge, André Butzer.

ZUR PERSON

Lars Eidinger (geboren am 21.01.1976 in West-Berlin) hat sein Leben der Kunst verschrieben, sei es als Schauspieler, Regisseur, Fotograf oder DJ. Zu seinen legendären Theaterrollen zählen »Hamlet« und »Richard III.«, 2009 erlebte er in Maren Ades Drama »Alle anderen« seinen Kino-Durchbruch. Am 23. März 2023 startet das Künstlerporträt »LARS EIDINGER – SEIN ODER NICHT SEIN« in den Kinos, das einen intensiven Einblick in Eidingers Arbeitsweise bietet. Dokumentarfilmer Reiner Holzemer begleitete den Schauspieler dafür neun Monate lang und zeigt unter anderem, wie er die Rolle als »Jedermann« bei den Salzburger Festspielen 2021 entwickelte.

KENNENLERN-ANGEBOT FÜR LITERATURFANS

Unabhängige Rezensionen und neue Bücherwelten.
Jetzt mit 12 Seiten Gender & Literatur Dossier!



E-Paper
für nur
1 EURO
testen*

Jetzt bestellen:

buecher-magazin.de/e-paper-probe

*Nach Ende der Laufzeit von zwei Monaten geht der Bezug
in ein Jahresabo von derzeit 28,90 € über.

T

Hey Google



Sound in Style. Jetzt mit Google Assistant.

MOTIV® GO VOICE

Mit dem neuen MOTIV® GO VOICE trifft starker Stereoklang auf elegantes Design. Mit Google Assistant kannst du deine Lieblingsmusik abspielen, die Lautstärke regeln und intelligente Geräte zu Hause steuern – ganz einfach mit deiner Stimme.
teufel.de/motiv-go-voice

Google ist eine Marke von Google LLC

Teufel

GALORE

L I T E R A T U R



INITIATIVE
FÜR DEN
UNABHÄNGIGEN
BUCHHANDEL

Digitale Rechte

Jamie Susskind erklärt, wie wir die Kontrolle über unsere Daten zurückgewinnen

ADHS im Erwachsenenalter

Angelina Boerger über die Kirmes in ihrem Kopf

Otessa Moshfegh

»Ich glaube, dass wir derzeit nicht an Utopien interessiert sind.«

Weitere Themen:

Virginie Despentes, Joshua Cohen, Juli Zeh & Simon Urban, Marlene Streeruwitz, Douglas Stuart, spannende Debüts sowie neue Sach- und Hörbücher



DER GROSSE BESTSELLER JETZT IM TASCHENBUCH!

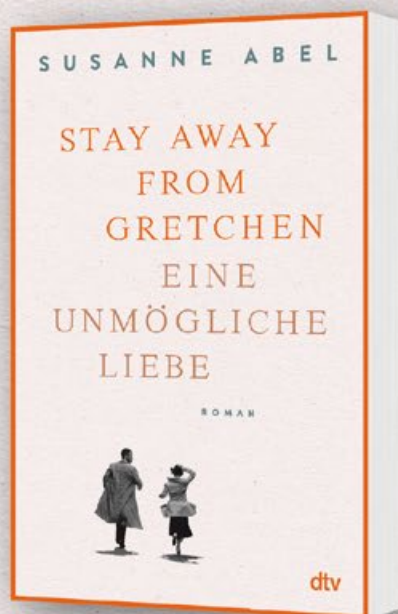
»Ein spannender Roman zu einem wichtigen, vergessenen Thema.«

Elke Heidenreich

»Grandios, packend und absolut glaubwürdig.« WDR 5, BÜCHER

»Selten wurde Zeitgeschichte so lebendig und mitreißend erzählt.«

HÖRZU



»Ein zutiefst berührender Roman.«

freundin

»Ein berührendes und auch tief gehendes Werk.« Rainer Osnowski, lit.COLOGNE

004 // OTTESSA MOSHFEGH

hat mit »Lapvona« ein »modernes Märchen mit giftigem Herzen« geschrieben. Im Interview erklärt sie, warum die Weihnachtszeit ein guter Ausgangspunkt für ihre Geschichten ist, reflektiert das Erwachsenwerden und stellt klar, dass Freiheit nicht bedeutet, in einer Utopie zu leben.

012 // BELLETRISTIK

mit Virginie Despentes, Marlene Streeruwitz, Jan Carson, Janet Lewis, Andreas Dorau & Sven Regener, Joshua Cohen, Juli Zeh & Simon Urban

016 // DEBÜTS

von Simone Atangana Bekono, Esther Schüttpelz und Johann von Bülow

018 // ANGELINA BOERGER

hat erst als Erwachsene die Diagnose ADHS bekommen. Mit ihrem Buch »Kirmes im Kopf« will sie nun aufklären und mehr Akzeptanz erreichen.

020 // FÜR DIE OHREN

mit Ewald Arenz, Arno Geiger, Michael Köhlmeier, Peter Stamm, Annie Ernaux und Sara Weber

022 // JAMIE SUSSKIND

befasst sich mit Macht im digitalen Zeitalter und kritisiert, dass diese aktuell der Tech-Industrie und dem Staat obliegt. Im Gespräch macht der Rechtsanwalt deutlich, warum unsere Welt eine neue Ordnung braucht.

026 // SACHBÜCHER

mit Max Czollek, Galit Atlas und David Graeber

IMPRESSUM

Verlag

DIALOG GmbH
Heiliger Weg 1, 44135 Dortmund
Telefon: (0231) 55 71 31 - 0
Mail: info@galore.de

Redaktion

Hannah Heubel (ViSdP)
redaktion@galore.de

Chefin vom Dienst

Lydia Evers (FM)

Bildredaktion

Anna Merten, Lea Franke

Grafik und Layout

Franziska Struck

Autoren dieser Ausgabe

Edda Bauer, Nathanael Brohammer, Björn Eenboom, Welf Grombacher, Markus Hockenbrink, Thomas Hummitzsch, Sascha Krüger, Marina Mucha, Miguel Peromingo, Katharina Raskob, Sylvie-Sophie Schindler, Paula Schweers, Oliver Uschmann, Patrick Wildermann

Fotografen dieser Ausgabe

Jake Belcher, Annika Fußwinkel, Gaby Jongenelen, Adam Gong, JF Paga, Paula Winkler

Cover

Jake Belcher

Druck

Konradin, Leinfelden-Echterdingen

Vertrieb

Kostenlose Beilage von GALORE 57



PEFC zertifiziert

Dieses Produkt stammt aus nachhaltig bewirtschafteten Wäldern und kontrollierten Quellen

www.pefc.de



»Ich glaube, dass wir derzeit nicht an Utopien interessiert sind.«

18. Januar 2023, Pasadena. Wer mit Ottessa Moshfegh spricht, muss ein wenig Zeit mitbringen. Nach jeder Frage überlegt die US-amerikanische Schriftstellerin so lange, dass man fürchtet, der Bildschirm wäre zwischendurch eingefroren. Wenn sie antwortet, bekommt man einen Eindruck davon, mit welcher Sorgfalt sie ihre Romane komponieren muss. Diese handeln in der Regel von Menschen am Rande des Nervenzusammenbruchs, die gerade deswegen besonders klar zu sehen scheinen. Das Gespräch wird schnell grundsätzlich, denn Moshfegh stellt immer wieder alles infrage. Ob es um das Rauchen geht, um das Prinzip der Religion oder um das Leben an sich.

INTERVIEW: MARKUS HOCKENBRINK | FOTOS: JAKE BELCHER

Ottessa Moshfegh, wenn eines Tages, lange nach dem Ende der menschlichen Zivilisation, Außerirdische auf der Erde landen und durch die zurückgelassenen Artefakte stöbern – werden sie wohl den Unterschied zwischen einem Roman und einem religiösen Text erkennen?

Nun, wenn sie wirklich gar nichts über die Menschen wüssten, könnten sie wahrscheinlich alles für einen religiösen Text halten. Das gilt ja auch umgekehrt: Würden Menschen einen fremden Planeten besuchen und nichts über die dortige Zivilisation wissen, hätten sie vermutlich auch kein Konzept vom Denken und Fühlen der Außerirdischen. Von der Art und Weise, wie sie sich mit ihrer Existenz auseinandersetzen und was ihre Wirklichkeit bestimmt. Was meinen neuen Roman angeht, auf den diese Frage vermutlich abzielt: Ja, man könnte ihn womöglich mit einem religiösen Text verwechseln, aber das wohl vor allem deshalb, weil er sich viel mit Spiritualität beschäftigt.

Dann anders gefragt: Könnten Menschen, die nicht mehr religiös sind, in diesem Buch Parallelen zu religiösen Texten entdecken und den Eindruck bekommen, Sie wollten diese Tradition persiflieren?

Alte Traditionen und deren Bedeutung in unserer heutigen Zeit sind Themen, die mich immer interessiert haben. Ich finde es spannend, wie sich der Sinn dieser Traditionen nach und nach verändert und unter kapitalistischen Gesichtspunkten gewandelt hat. Die Weihnachtszeit finde ich da besonders faszinierend. Sie existiert natürlich ursprünglich aufgrund des religiösen Feiertages, aber die Art und Weise, wie sie hierzulande begangen wird, finde ich bemerkenswert, denn von ihren Ursprüngen ist man mittlerweile sehr weit entfernt. Es gibt Weihnachtsfilme als eigenes Genre, die aber rein gar nichts mehr mit Jesus Christus und seiner Botschaft zu tun haben. Auch der Advent ist nur der Anlass, seine Erwartungen voller Vorfreude hochzuschrauben, so als ob einen am Ende eine fantastische Reise erwarten würde.

Diese Vorstellung greife ich in mehreren meiner Romane auf. »Eileen« spielt in der Weihnachtszeit. Und auch jetzt in »Lapvona« stellt Weihnachten in verschiedener Hinsicht den Höhepunkt der Geschichte dar. Es ist einfach ein guter Zeitpunkt, um alles für alle einschneidend zu verändern, auch wenn es eigentlich ein willkürliches Datum ist.

Weihnachtsfilme ohne Botschaft sind ja nur die Spitze des Eisbergs. In Ihrem Roman gibt es genau wie in der wirklichen Welt viele Christen, die alles andere als christlich sind, und Menschen, die von Freiheit reden, aber das Gegenteil im Sinn haben. Sind Sie in dieser Beziehung so etwas wie eine Weltuntergangsprophetin?

Ich würde eher sagen, dass ich der Integrität sehr verbunden bin. Was meine eigene Integrität angeht, kann ich sehr defensiv sein. Aber eine Weltuntergangsprophetin bin ich nicht. Wenn ich wüsste, dass die Welt demnächst untergehen würde, würde ich mein Leben wahrscheinlich nicht so leben, wie ich es tue. Aktuell lebe ich so, als wüsste ich, dass ich noch ein paar Jahrzehnte vor mir habe. Und als würde es einen Unterschied machen, ob ich der Nachwelt etwas hinterlasse oder nicht.

Und das wäre ansonsten anders?

Ja. Würde ich glauben, dass die Welt bald untergeht, würde ich wohl nur noch zwei Dinge tun: reisen und Drogen nehmen. In meiner Arbeit würde ich keinen Sinn mehr sehen. Das Schreiben ist ohnehin eine sehr langsame Tätigkeit mit ungewissem Ausgang. Wenn die Uhr also plötzlich zu ticken anfinge, würde ich wohl nicht mehr zu Hause sitzen und an Sätzen feilen. Eher würde ich einfach im Bett bleiben, zusammen mit meinen Hunden.

Dann wiederum haben Sie erst kürzlich in einem Interview gesagt, dass Sie sich genauso gut umbringen könnten, wenn Sie sich nicht mehr kreativ ausdrücken könnten.

Das liegt aber eben daran, dass ich mit einem langen Leben rechne. Würden Sie sich heute umbringen, wenn die Welt morgen enden würde?

Nein.



»Was meine eigene Integrität angeht, kann ich sehr defensiv sein.«

Ich auch nicht. Aber wenn mir jemand ewiges Leben in Aussicht stellen würde, würde ich den Tod gleich schon wieder in Betracht ziehen, denn ein ewiges Leben klingt wirklich höllisch. Es gibt ein Buch namens »Die Unsterblichen«, das uns damals in der Grundschule vorgelesen wurde. Es handelt von einem Kind, dessen Familie niemals stirbt und die deswegen schon allerhand geschichtliche Ereignisse miterlebt hat. Dieses Buch hat mir damals eine Heidenangst eingeflößt und mich richtiggehend verstört. Daran musste ich auch wieder denken, während ich »Lapvona« schrieb und mir die Hexe Ina ausdachte. Die Unendlichkeit ist eine furchtbare Vorstellung.

Stehen Sie als Autorin immer noch in Verbindung mit dem Kind, das Sie einmal waren?

Schwer zu sagen. Kindheitserinnerungen fühlen sich oft sehr zersplittert an. Mein Leben als Kind schien sich in streng voneinander abgetrennten Bereichen abzuspielen. Man war zu Hause oder bei den Nachbarn oder im Auto oder in der Schule oder in der Musikschule. Oder man war im Bett. Das war praktisch meine ganze Existenz, und ich hatte nie das Gefühl, dass ich wirklich so etwas wie einen eigenen Handlungsspielraum hatte. Die

Vorstellung, dass ich eigene Entscheidungen treffen und damit selber meine Geschicke lenken konnte, stellte sich bei mir erst im Teenageralter ein. Vorher war ich lediglich Beobachterin.

Und ist das eher ein Gefühl von Machtlosigkeit oder von Sicherheit?

Sicherheit ist insofern ein interessantes Thema, als dass sie für die meisten Menschen vor allem ein Geisteszustand ist, wie mir scheint. Viele Leute fühlen sich sicher, wenn sie eine Waffe im Haus haben, obwohl das höchstens ein subjektives Gefühl ist. Andere fühlen sich sicher, weil sie hier in den USA leben und nicht irgendwo anders auf der Welt, wo es vermeintlich gefährlicher ist. Zu einem gewissen Grad trifft das ja auch zu. In einer Parallelwelt hätte ich als Iranerin in Teheran zur Welt kommen können, wo ich mich gerade womöglich nicht sehr sicher fühlen würde. Im Vergleich dazu geht es mir hier wesentlich besser. Hier kann ich sagen, was ich will, ohne befürchten zu müssen, dafür hingerichtet zu werden. Ich würde vielleicht »gecancelt«, ich könnte meinen Autorenvertrag verlieren, aber ich würde nicht sterben. Fühle ich mich deswegen sicher? Schon. Gleichzeitig gibt es einen Grund dafür, dass ich vier Hunde habe.



Und zwar?

Wegen der emotionalen Sicherheit, die sie mir geben. Genau wie mein Mann. Der ist groß und stark und würde wahrscheinlich für mich töten. (lacht) Weniger sicher fühle ich mich dagegen, wenn ich auf dem Freeway unterwegs bin. Oder wenn ich daran denke, dass ich irgendwann sterben muss. Ich habe neulich mit dem Rauchen aufgehört, und dabei ist mir aufgefallen, dass ich lange geleugnet habe, dass ich überhaupt Raucherin bin. 28 Jahre genau genommen. Aber plötzlich fühlte sich das Rauchen mit einem Mal sehr gefährlich an und ich wusste, dass ich damit aufhören musste, weil ich sonst womöglich daran sterben würde. Das war ein ganz anderes Gefühl als damals als Teenager.

Inwiefern?

Damals wollte ich irgendwie sterben. Als Teenager gibt es eine Art naiven Todeswunsch, der aus Depressionen erwächst und sich sehr spirituell anfühlen kann. So als gehöre der Tod irgendwie zu derselben Sphäre, aus der auch die Musik und die Kunst und die Literatur kommen, die ich mochte. Eine Fantasiewelt irgendwo zwischen Leben und Tod, außerhalb der banalen Realität. Der Realität, die sich in den Neunzigern für mich einerseits angefühlt hat wie das Reich der Dummheit, die aber

andererseits auch eine prägende Zeit für mich war. Die Neunziger erleben ja gerade so etwas wie ein Revival, vor allem, was die Mode angeht. Ich muss dabei aber immer wieder an Kurt Cobain denken und an die Vorstellung von Kunst als Waffe gegen die Konformität. Dabei frage ich mich rückblickend oft, ob das alles so nihilistisch sein musste. Ob ich mich damals nicht auf eine schwierige Jugend einließ, indem ich mich diesem Nihilismus zugewandt habe, statt auf eine andere Art des Widerstands zu setzen. Nirvana und Kurt Cobain hatten da auf jeden Fall einen riesigen Einfluss auf mich.

Aber war Cobain wirklich so nihilistisch? Man hätte auch den Eindruck gewinnen können, dass seine Musik die Fans Empathie lehrte.

Ich schwanke da ein wenig in meinen Gefühlen. Vor einer Weile habe ich einen neuen Roman begonnen, der in den Neunzigern in einer fiktiven Kleinstadt in Südengland spielt. Der Schauplatz ist absichtlich so gewählt, um mich an meine eigene Jugend in Newton in Neuengland zu erinnern. Die beiden Hauptfiguren, ein Mädchen und ein Junge, sind Teenager, und um mich besser in das Mädchen hineinversetzen zu können, habe ich mir endlich »Tagebücher« von Kurt Cobain gekauft.

»Zu erkennen, dass man eine Wahl hat, ist der Beginn des Erwachsenenlebens.«

Als das Buch ursprünglich erschienen ist, hatte ich ehrlich gesagt zu viel Angst, es zu lesen. Und jetzt merke ich, dass das Buch auch schon wieder seit vier oder fünf Monaten hier steht, ohne dass ich es bisher aufgeklappt habe. Ich habe immer noch Angst, dass es mir das Herz brechen könnte.

Sie sprachen vorhin von einem Mangel an Handlungsspielraum, den Sie als Kind empfunden haben. Empfinden Sie den noch immer?

Nicht als Schriftstellerin. Tatsächlich war der Moment, in dem ich zum ersten Mal das Gefühl hatte, etwas aus meiner Fantasie heraus erschaffen zu können, auch der Moment, in dem ich wusste, dass ich eine Autorin bin. Das Schreiben gab mir die Mittel und die Macht. Bis zum Alter von 13 Jahren war mir nicht bewusst, dass die Dinge, die ich bereits in mir hatte, in der Lage wären, mein Leben zu leiten. Ich war ganz im Gegenteil davon überzeugt, dass diese Dinge meinem Erfolg im Leben eher im Weg stehen würden. Dass meine Gefühle und Gedanken irgendwie illegal wären. Erst das Schreiben gab mir das Gefühl, wirklich einen Platz in der Welt zu haben.

Was macht für Sie das Erwachsenwerden aus?

Ich glaube, es hat damit zu tun, inwiefern man sich von seinem Herkunftsort entfernen kann. Manchen Menschen gelingt das nie. Ich hatte neulich ein Gespräch mit einer Freundin, in dem wir uns über persönliche Entwicklung und inneres Wachstum unterhalten haben. Sie war der Meinung, dass es wichtig wäre, sich weit genug von seiner Familie zu entfernen, um

deren Schwächen erkennen zu können, weil man sie ansonsten selber wiederholt. Ich denke, es gehört zum Erwachsensein dazu, zu wissen, wo man herkommt und welche Werte und Prinzipien man übernommen hat. Wie man in der Familie miteinander umgeht und wie man sich das für sich selbst vorstellt. Zu erkennen, dass man eine Wahl hat, ist der Beginn des Erwachsenenlebens.

Ist eine ausgeprägte Fantasie dabei von Vorteil?

Ich glaube nicht, dass man eine ausgeprägte Fantasie braucht, um zu lernen, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen.

Aber vielleicht, um es sinnvoll zu tun? Statt einfach nur zu reisen und Drogen zu nehmen zum Beispiel.

Dieser Lebensstil käme für mich sowieso nicht ernsthaft infrage. Ich werde schnell müde, und außerdem leide ich wegen meiner Skoliose unter chronischen Schmerzen, die ich nicht medikamentös behandeln will, weil ich sonst womöglich verrückt werden würde. Insofern ist das Schreiben einerseits meine Berufung, andererseits auch eine bequeme Tätigkeit, weil ich sie von meinem extra dafür ausgerüsteten Bett aus ausüben kann. Jobs, bei denen man viel unterwegs und zu bestimmten Zeiten irgendwo sein muss, scheiden wegen meiner gesundheitlichen Probleme aus. Wenn ich die nicht hätte, wäre mein Leben sicherlich aufregender; Schriftstellerin wäre ich aber wohl trotzdem.

Ihre Romane unterscheiden sich inhaltlich sehr stark voneinander, gemeinsam ist ihnen aber, dass es ihnen



OTTESSA MOSHFEGH

Lapvona

übersetzt von Anke Caroline Burger

Hanser Berlin • 336 Seiten

Beschaulich verläuft das Leben in der mittelalterlichen Kleinstadt Lapvona, die von Gottesfürchtigkeit, Ignoranz und Aberglauben geprägt ist. Die Duldsamkeit der Bewohner wird auf eine harte Probe gestellt, als Banditen in die Stadt einfallen und wenig später eine große Dürre über das Land hereinbricht. Der Schlossherr verliert sich währenddessen mit extravaganten Festen und einem vom Glauben abgefallenen Priester. An der Grenze von Fantasy, Fabel und Horror gelingt Ottesa Moshfegh eine garstige Parabel auf Religion, Macht und Politik, die mit einem Strauß skurriler Figuren aufwartet. »Lapvona« ist spannend, pervers und abenteuerlich, entzieht sich der endgültigen Durchdringung aber mit der Logik eines Albtraums. Ein modernes Märchen mit einem giftigen Herzen.



ZUR PERSON

Ottessa Moshfegh wird am 20. Mai 1981 in Boston geboren – ihre Eltern stammen aus Kroatien und dem Iran. Nach dem Studium an den Universitäten von Stanford und Brown lebt Moshfegh in China und New York, wo sie in Bars und Boutiquen arbeitet. 2015 erscheint ihr erster Roman »Eileen«, der zu einem Kritikererfolg avanciert und es auf die Shortlist des Booker Preises schafft. Seitdem sind weitere Bücher und Erzählbände erschienen, mit denen die Autorin ihre Vielseitigkeit unter Beweis stellt und Themen wie Identität, Entfremdung und Abhängigkeit verhandelt. Ottessa Moshfegh lebt zusammen mit ihrem Mann, dem Schriftsteller Luke Goebel, im kalifornischen Pasadena. »Lapvona« ist ihr vierter Roman.

gelingt, den Lesern ein unbehagliches Gefühl einzuflößen. Ist das Absicht?

Ich würde es nicht Unbehagen nennen, was mir vor Augen steht, wenn ich an meine Geschichten denke. Aber es gibt schon Absätze, bei denen ich definitiv möchte, dass sich meine Leser plötzlich ganz anders fühlen als auf der vorigen Seite. Es ist mir wichtig, die Aufmerksamkeit hochzuhalten, aber es ist mir auch wichtig, immer neue Gefühle und Emotionen hervorzukitzeln. Ich mag Spannung. Und ich mag das Gefühl, verwirrt zu werden. Sich fragen zu müssen, wohin die Reise gehen wird. Wenn das Unbehagen ist, dann aber hoffentlich eine angenehme Spielart davon.

Ein Drehbuch für einen Horrorfilm käme für Sie also nicht infrage?

Es wäre zumindest eine Herausforderung. Ich kenne mich jetzt nicht besonders gut in diesem Genre aus, aber es gäbe viele wichtige Dinge, die ein Horrorfilm erfüllen müsste, wenn ich das Drehbuch dazu schreiben würde.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel müsste gleich von Anfang an eine Bedrohung etabliert werden. Diese Bedrohung müsste im Verlaufe des Films immer näherkommen, wie sehr die Figuren auch versuchen würden, ihr zu entfliehen. Es müsste eine Atmosphäre der Unausweichlichkeit aufgebaut werden, die weniger mit Schrecken zu tun hat als mit instinktiver Angst. Das ist eine unbestreitbare Stärke des Mediums: Filme können einem wirklich Angst einflößen, obwohl man sich im Kino ja selber nicht vom Fleck rührt.

Statt einer Atmosphäre der Unausweichlichkeit spürt man beim Lesen von »Lapvona« eher ein Gefühl des Ausgeliefertseins. Die Handlung nimmt ihren Lauf wie ein düsteres Märchen ohne Moral am Ende.

Ich habe die Welt von »Lapvona« sehr sorgfältig aufgebaut, und für mich ist es ein Buch darüber, wie Traumata – auf einer persönlichen wie auch auf einer gesellschaftlichen Ebene – den Glauben prägen. Ich kenne mich zwar nicht gut mit Religionen aus, aber es scheint, als ob es ein menschliches Bedürfnis gäbe, nicht nur Religionen anzuhängen, sondern auch Glaubensschriften zu verfassen. Die Schrift ist eine menschliche Erfindung, und wir wissen auch, wie formbar Sprache ist. Vor allem in der Übersetzung. Wie viele Menschen gibt es, die die Bibel auf Aramäisch gelesen haben? Oder die überhaupt wissen, in welcher Sprache sie ursprünglich verfasst worden ist?

Sie sind nicht religiös erzogen worden, oder?

Nein. Ich habe aber einiges von der Kultur absorbiert, in der ich aufgewachsen bin.

»Lapvona« habe ich auch deswegen geschrieben, weil ich herausfinden wollte, was mit dem Individuum geschieht, wenn das System zerfällt.«

wachsen bin, im Nordosten der USA. Die meisten Kinder, mit denen ich zur Schule gegangen bin, waren zwar keine Christen, aber die entsprechende Kultur war so präsent, dass man sie unbewusst absorbiert hat. So war es beispielsweise ausgemachte Sache, dass alle Familien, die man im Fernsehen zu sehen bekam, christliche Familien waren, ohne dass es extra erwähnt werden musste. Ich habe mich deswegen aber nie von der christlichen Religion unterdrückt gefühlt. Sie hatte keine Macht über mich, und ich habe ihre Autorität auch nie anerkannt. Mir ist durchaus bewusst, dass das auch ganz anders hätte laufen können, wenn ich in einem Elternhaus aufgewachsen wäre, das seine Kinder zur Gottesfurcht erzieht. Aber meine Eltern haben es versäumt, mir diese Unterwürfigkeit einzutrichtern. Dadurch hatte ich eine Freiheit, die mir erst im Nachhinein bewusst geworden ist.

Freiheit ist ebenfalls ein wiederkehrendes Thema in Ihren Romanen, vor allem die Freiheit des Denkens. Sie lassen Ihre Figuren dafür aber auch gerne leiden. Warum?

Freiheit ist ein großes Thema, aber Freiheit ist genau wie Sicherheit relativ. Für mich beginnt Freiheit vielleicht schon damit, bestimmte Meinungen in Online-Journalen kundtun zu können. Wenn mich allerdings jemand entführt und zehn Jahre lang in einen Keller gesperrt hätte, würde ein Blick aus dem Fenster für mich schon Freiheit bedeuten. Jemand in meiner Position sieht 99,9 Prozent seiner Freiheit vermutlich als selbstverständlich an, und das drückt sich sogar in den Romanen aus, die vom Gegenteil handeln. Erfahrungen wie die in »Lapvona« habe ich nie gemacht. Für mich war das ein Land, das ich besucht und dann wieder verlassen habe. Es ist keine Projektion meines Innenlebens beziehungsweise nicht des einzigen Innenlebens, das ich habe. Der Teil von mir, der sich nach Freiheit sehnt, erkennt auch die Dinge an, die hässlich und dunkel und unfair sind. Ein wesentlicher Teil von Freiheit hat damit zu tun, zu erkennen, wo ich aufhöre und jemand anderes beginnt. Freiheit bedeutet nicht, in einer Utopie zu leben. Gibt es eigentlich so etwas wie eine zeitgenössi-

sche Utopie in der Literatur? Man hat beizeiten das Gefühl, nur von Dystopien umgeben zu sein.

Ich glaube, dass wir derzeit nicht an Utopien interessiert sind. Zumindest in der westlichen Kultur interessieren wir uns mehr für ihr Scheitern. Fast alle unsere Geschichten handeln davon, auf der Suche nach dem Glück zu sein und daran zu scheitern. Das hat auch damit zu tun, dass wir in einer Zeit leben, in der sehr viel Wert auf das Individuum gelegt wird. Zumindest in den USA gilt es als Idealvorstellung, ein Leben zu führen, das alle bisherigen Erwartungen übertrifft. Man muss erfolgreicher, schöner, reicher, beliebter sein als alle anderen. Im Grunde besteht der Traum darin, von allem mehr zu sein.

Das hört sich nicht nur unerfüllbar an, sondern auch ziemlich trist.

Ich weiß nicht. Bis zu einem gewissen Grad bin ich dafür zu haben. Die Welt ist hart, und darin nach Erfolg zu suchen, ist an und für sich lobenswert, erst einmal unabhängig davon, wie dieser Erfolg aussieht. Das ist aber auch eine Sichtweise, die ich bis vor ein paar Jahren noch nicht hatte. Damals hatte ich die eher zynische Einstellung, dass wir einfach alle aussteigen und aufgeben sollten. Jetzt kommt es mir so vor, als ob man durch so eine Einstellung nur verlieren kann. »Lapvona« habe ich auch deswegen geschrieben, weil ich herausfinden wollte, was mit dem Individuum geschieht, wenn das System zerfällt. Wie abhängig sind wir von Systemen? Und ist ein System notwendigerweise etwas Schlechtes? Künstler zum Beispiel sind ja schon fast traditionell gegen Systeme aller Art eingestellt.

Wie sieht persönlicher Erfolg für Sie aus?

Da habe ich eine ehrliche Antwort und eine, die ich mir gerne selbst gebe. Was ich mir gerne selbst sage, ist: Der Erfolg liegt im Beenden von Arbeit, von Projekten. Aber wirklicher Erfolg liegt wahrscheinlich darin, jeden Tag etwas dazuzulernen, selbst wenn es sich manchmal so anfühlt, als ginge man rückwärts. Den Wert in jeder Erfahrung zu sehen, ist der wahre Erfolg.

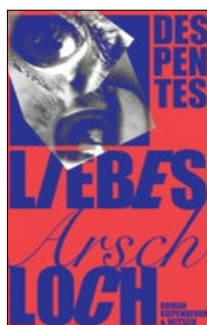
...



J.F. PAGA

Wer ist das Opfer?

Die Schriftstellerin **Virginie Despentes** hat mit »Liebes Arschloch« einen Briefroman fürs Zeitalter von Social Media, MeToo-Debatten und Heulsusen-Männern geschrieben.



VIRGINIE DESPENTES Liebes Arschloch

übersetzt von
Ina Kronenberger, Tatjana Michaelis
Kiepenheuer & Witsch • 336 Seiten

Schon seltsam, wenn einem neuen Buch von Virginie Despentes so gar kein Skandalgetöse vorausseilt. Dabei hat sich die »Baise-moi«- und »King Kong Theorie«-Autorin über die Jahre einen soliden Ruf als Literatur-Punk und Radikalfeministin erworben, die mit allem, was sie schreibt, mindestens eine Fraktion verlässlich gegen sich aufbringt. Doch obwohl ihr jüngster Wurf »Cher Connard« (»Liebes Arschloch«) schon im Titel Krawall verheißt, fühlten sich in Frankreich plötzlich sowohl Männer mit Hexenjagd-Komplex, als auch #MeToo-Kämpferinnen von Despentes verstanden. Ein schlechtes Zeichen? »Liebes Arschloch«, ein Briefroman fürs Direct-Messaging-Zeitalter, bringt drei Menschen mehr oder weniger unmittelbar über Social Media ins Gespräch. Den Auftakt macht der blockierte Schriftsteller Oscar Jayack, der in einem Feed die berühmte Schau-

spielerin Rebecca Latté bepöbelt, die er zufällig in Paris gesehen hat (»Nicht nur alt. Sie ist auch auseinandergegangen, verlobt, schlechte Haut, ein schmutziges lautes Weibsstück«). Die wiederum kann sich eine Antwort auf die Schmähung nicht verkneifen (»Ich habe Deinen Beitrag auf Insta gesehen. Du bist wie eine Taube, die mir im Vorbeifliegen auf die Schulter kackt«). Woraus sich ein reger, bald gar nicht mehr so konfrontativer Schriftwechsel entwickelt.

Als dritte im Bunde erhebt die junge Feministin Zoé Katana ihre Stimme (»Feed zu meiner Faust in deiner Presse«). In ihrem Blog schreibt sie unter anderem darüber, wie Oscar Jayack sie bedrängt und genötigt hat, als sie noch Pressereferentin in seinem Verlag war. Weswegen der Mann sich jetzt einem ziemlich gewaltigen Shitstorm ausgesetzt sieht. Und sich als Opfer der Verhältnisse fühlt. Nein, »Liebes Arschloch« ist kein wutbefeuerter Text. Anders als der berühmt gewordene Artikel, den Virginie Despentes 2020 anlässlich der Verleihung des César an den wegen Missbrauchs verurteilten Regisseur Roman Polanski geschrieben hat (»Die Welt, die ihr geschaffen habt, um sie mit eurer Schäbigkeit zu beherrschen, ist unerträglich. Das war's! Wir stehen auf. Wir gehen. Wir werden laut. Ihr könnt uns mal!«). Das Buch strotzt auch nicht so vor herrlichen rants wie ihre fulminante »Vernon Subutex«-Trilogie über die Gossennodyssee eines arbeitslosen Plattenhändlers und die überschießenden Ängste der abstiegsbedrohten Mittelschicht. Aber Virginie Despentes ist noch immer eine herrlich unbarmherzige Erzählerin. Zum Beispiel, wenn sie ihre in die Jahre gekommene Schauspielerin sagen lässt: »Wenn sich ein mittelprächtiger, leicht sabbernder, linkscher Typ an dich ranwanzt und sein Glück versucht, dann wird dir mit Schrecken klar, nicht er schätzt die Situation falsch ein, sondern du hast das Ausmaß deiner Niederlage noch nicht begriffen.« Und nein, keine Angst: Die Autorin hat auch nicht plötzlich ihr Herz für übergriffige Typen entdeckt, die es vor den Auswüchsen einer neofeministischen Cancel-Culture zu beschützen gelte. Sie gibt ihrem larmoyanten Schriftsteller Oscar lediglich die Chance, selbst einzusehen, dass er ein Arschloch ist.

PATRICK WILDERMANN



DOUGLAS STUART

Young Mungo

übersetzt von Sophie Zeitz

Hanser Berlin • 416 Seiten

Die meisten würden sagen, er sei ein Einfaltspinsel. Tatsächlich hat der fünfzehnjährige Mungo Schwierigkeiten, sich im Alltag der Arbeiterviertel im Glasgow der Neunziger zu behaupten. Er ist zu hübsch, zu weich, zu anders. Sein großer Bruder Hamish, ein berüchtigter Bandenführer, will ihn »zum echten Mann« hochzuchten. Die Mutter ist schwere Alkoholikerin und zeichnet sich vor allem durch unregelmäßige wochenlange Abwesenheit aus. Lediglich seine fürsorgliche Schwester Jodie ist ihm ein kleiner Anker in der Tristesse. In der ausweglosen Armut und all den Kämpfen zwischen Protestanten und Katholiken trifft Mungo auf James. Mit ihm kann er sein, wie er ist. Und lernt ein geächtetes Begehren kennen. Nach seinem ersten Roman »Shuggie Bain«, der den Booker Preis 2020 gewann, kehrt Douglas Stuart erneut zurück in die Stadt seiner Kindheit: Meisterhaft verschränkt er in dieser zartbitteren Liebesgeschichte erschütternden Sozialrealismus mit warmen Tönen der Zwischenmenschlichkeit.

NATHANAEL BROHAMMER



MARLENE STREERUWITZ

Tage im Mai.

S. Fischer • 384 Seiten

Es ist beeindruckend: In jedem ihrer Bücher geht es ums Patriarchat und um Emanzipation. Und doch findet Marlene Streeruwitz immer

einen neuen Dreh und bricht ihr Lebensthema an aktuellen Ereignissen. Im Roman »Tage im Mai.« an der Corona-Pandemie und am Krieg in der Ukraine. Während Mutter Konstanze als Übersetzerin durch die Pandemie mit den von abgehobenen Politikern verhängten Ausgangssperren und Kontaktbeschränkungen sowie durch den Krieg, den machthungrige Männer lostreten, alles zu verlieren droht, wofür sie gelebt hat – neben ihrer Freiheit als Frau auch die Kunst und das kultivierte Leben –, glaubt ihre Tochter Veronica in Zeiten der Klimakrise an gar nichts mehr. Aus unterschiedlichen Perspektiven in ihrem typisch atemlosen Stakato-Ton erzählt, lässt die 1950 geborene Streeruwitz das Innenleben der Frauen aufeinanderprallen und führt exemplarisch vor, wo sich zwischen den Generationen die Auffassungen von Gleichberechtigung treffen oder auch unterscheiden.

WELF GROMBACHER



IAN CARSON

Firestarter

übersetzt von Stefanie Schäfer

Liebeskind • 360 Seiten

Der Sohn des einen in diesem Roman über zwei Belfast Väter betätigt sich als aufstachelnder, titelgebender Vandal. Die Tochter des anderen hat eine lebensgefähr-

liche Stimme, denn ihre Mutter war eine Sirene – eine Sirene aus der Mythologie. Urban Fantasy wäre kategorisch kein falscher, wesenhaft allerdings ein völlig unpassender Begriff für dieses soghafte literarische Debüt, mit dem sich der Liebeskind Verlag, der auch Yōko Ogawa publiziert, weiter um den magischen Realismus verdient macht. Sicher werden diese 360 Seiten dramatisch, bäumen sie sich auf wie ein Rockalbum, das den Knüppel erst nach leisen Hinleitungen herausholt, doch die Stärke Carsons liegt von Beginn an in der sprachlichen Dichte, der Formulierungsfreude, den Vergleichen und Metaphern. »Gelbe Kräne« schreiten bei ihr »am Horizont entlang wie krummbeinige Gentleman«, Gebäude stehen da »wie schüchterne Badegäste, die ihre Zehen ins grünliche Meer tauchen«. Jedes Bild eine Freude, jeder Moodshot ein Gemälde.

OLIVER USCHMANN



ANDREAS DORAU & SVEN REGENER

Die Frau mit dem Arm

Galiani Berlin • 192 Seiten

Wenn man Sven Regener, Frontmann von Element of Crime und Literat, als Co-Autor für die eigenen Lebenserzählungen gewinnen kann, muss man schon ein echtes Pfund

an Geschichten und Exzentrik aufbieten. Für Andreas Dorau, ein ebensolcher Exzentriker zwischen Pop- und Elektronik-Musik, Musikvideo-Erfahrung und Underground-Film, tritt Regener nun schon zum zweiten Mal als solcher in Erscheinung. Nachdem der 2015 erschienene erste Teil »Ärger mit der Unsterblichkeit« Doraus ersten 36 Lebensjahre bis zur Jahrtausendwende umfasste, finden sich im neuen Teil nun die letzten 20, durch (teils zu) viel Reflexion deutlich komplizierteren Jahre. Dorau, seine Kunst und sein Blick auf den Kulturbetrieb sind nicht nur älter und reifer geworden, sondern auch resignierter – und mutiger. Mal wahllos, dann prägnant. Es ist, selbst wenn man Andreas Doraus Arbeiten nicht kennt, ein wunderbar humorvoller Blick auf die deutsche Subkultur, ihre Zwänge und Nöte – von zweien, die sich offensichtlich sehr viel zu erzählen haben.

SASCHA KRÜGER



ADAM GONG

Sati(e)risch gut

Der amerikanisch-jüdische Schriftsteller **Joshua Cohen** tritt mit seinem Pulitzer-Preis-Gewinner »Die Netanjahus« aus dem Schatten von Philip Roth.



JOSHUA COHEN
Die Netanjahus

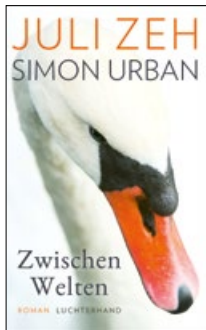
übersetzt von Ingo Herzke
Schöffling & Co • 288 Seiten

Joshua Cohen gilt nicht als irgendein, sondern als *das* Wunderkind der amerikanischen Literatur. Mit 42 Jahren ist er vielleicht nicht der am meisten ausgezeichnete, aber zweifellos der gewagteste und abwechslungsreichste Autor seiner Generation. Sechs Romane und vier Erzählbände bilden sein Werk, in dem kein Buch einem anderen gleicht. Da lässt er einen Geigenspieler sein Publikum in eine bittersüße Geiselhaft nehmen (»Solo für Schneidermann«), einen gescheiterten Autor zum Ghostwriter seines Antagonisten werden (»Buch der Zahlen«) oder die Sprachen der Welt scheppernd am Unsagbaren des Holocaust zerschellen (»Witz«). Einzigartig ist nicht nur die imaginative Kraft, mit der Cohen die amerikanisch-jüdische Gegenwart seziert, sondern auch die sprühende Energie, mit der er jeden Götzen vom Sockel stößt. Man könnte Israels amtierenden Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu

als einen solchen Götzen bezeichnen. Als Hardliner fährt er seit Jahrzehnten einen rechtsnationalen Kurs, wettert gegen den Iran und fordert die Todesstrafe für Terroristen. Zugleich laufen etliche Strafverfahren gegen ihn. Eine schwierige Persönlichkeit.

Joshua Cohen hat nun einen Roman geschrieben, in dem Netanjahus Vater eine Haupt-, seine Mutter und die drei Kinder eine Nebenrolle spielen. »Die Netanjahus« wurde 2021 mit dem renommierten Pulitzer-Preis ausgezeichnet. Cohens zutiefst sarkastischer »Bericht über ein nebensächliches und letztlich sogar unbedeutendes Ereignis in der Geschichte einer sehr berühmten Familie« lässt nicht nur kein Auge trocken, sondern zerpfückt mit spielerischer Leichtigkeit die kompliziert verwickelten Beziehungen zwischen den USA und Israel. Es dauert, bis Cohen seine Titel-»Helden« in Erscheinung treten lässt. Bis dahin bereitet er den Boden, aus dem diese Satire ihre Kraft ziehen wird. Er stellt Ruben Blum, einen Experten für »Steuergeschichte«, und seine säkulare jüdische Familie mit all ihren Marotten vor, die später eine Rolle spielen. Weil Blum der einzige Jude am Corbin College ist, soll er nicht nur an der Auswahlkommission mitwirken, sondern auch Ben-Zion Netanjahu betreuen, als dieser für den Lehrauftrag vorsprechen will. Nach der Hälfte dieses Campusromans dann der stürmische Auftritt der »ungehobelten, rauflustigen Yahoos«, die im Haus der Blums über Tische und Bänke gehen und mehr als nur Teppiche beschmutzen. Philip Roth hätte sich das nicht besser ausdenken können. Diese bissige Satire basiert auf Gesprächen, die Cohen mit Shakespeare-Forscher Harold Bloom geführt hat, der den echten Ben-Zion nebst Anhang kannte. Der fiktive hat keinen akademischen Leumund, dafür aber politische Freunde, weil er als glühender Zionist für den jüdischen Staat Klinken geputzt hat. Zur Kunst von Cohen (in der tollen Übersetzung von Ingo Herzke) gehört, dass er diesem nationalistischen und ätzenden Rowdy Sätze in den Mund legt, die mehr Ehrlichkeit enthalten als die akademischen Freundlichkeiten. Ob er deshalb recht hat, das lässt Cohen in diesem kühnen, spritzigen, bitteren und großartig komponierten Meisterwerk – klug, wie er ist – gänzlich offen.

THOMAS HUMMITZSCH



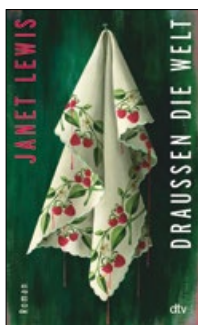
JULI ZEH & SIMON URBAN

Zwischen Welten

Luchterhand • 448 Seiten

Juli Zeh zählt zu den produktivsten und streitbarsten Autorinnen Deutschlands. Ihre Gesellschaftsromane wie »Unterleuten« (2016) und »Über Menschen« (2021) waren Bestseller und auch in politischen Debatten meldet sie sich regelmäßig zu Wort. Diese Streit- und Diskussionslust spiegelt sich in ihrem neuen Buch »Zwischen Welten«, das sie gemeinsam mit dem Autor und Werbetexter Simon Urban geschrieben hat. Darin wollen sich die alten Freunde Stefan und Theresa per E-Mail und WhatsApp wieder annähern: Theresa erzählt aus ihrem Leben als Landwirtin in einem brandenburgischen Dorf, Stefan aus seinem Alltag als Topjournalist in Hamburg. Ihr persönliches Zwiegespräch entwickelt sich schnell zu einem politischen Schlagabtausch und dreht sich um polarisierende Themen wie Klimapolitik, Gendern oder die Coronakrise. Der intellektuelle Großstadtkosmos und die ostdeutsche Provinz scheinen unvereinbare Paralleluniversen zu sein. Im Kleinen verweist der Dialog der Freunde auf große Konfliktlinien, die sich durch die deutsche Gesellschaft ziehen und auf eine Debattenkultur, die zu entgleisen droht. Ein spannendes Vorhaben, für das jedoch die Form des zeitgemäßen Briefromans nicht immer ganz passend erscheint – die schriftlichen Dialoge wirken teils konstruiert und schablonenhaft. Eine große Stärke des Buches besteht jedoch in der Irritation, die es durch die Zuspitzung von Debatten und Positionen auslöst – erfrischend und im besten Sinne verunsichernd!

PAULA SCHWEERS



JANET LEWIS

Draußen die Welt

übersetzt von Sylvia Spatz

dtv • 368 Seiten

Mary Perrault ist Anfang 50 und lebt mit ihrer Familie am Rande des Santa Clara Valleys in Kalifornien. Die üppigen Obstplantagen und die duftenden Wildblumen haben der Gegend seinerzeit den Spitznamen »Valley of Heart's Delight« eingebracht, ein wahrlich paradiesisches Ambiente, um ein sorgloses Leben zu führen. Doch mit der Wirtschaftskrise von 1929 bekommt die Idylle Risse. Der Grundwasserspiegel sinkt ab, viele kleine Farmen müssen aufgeben. Als Marys beste Freundin bei einem Verkehrsunfall ums Leben kommt, wird ihr zum ersten Mal bewusst, wie vergänglich das Glück sein kann und was ihre heile Familie in Wirklichkeit darstellt: »ein Bollwerk gegen die unerträgliche Einsamkeit des Universums.« In den folgenden Jahren begleitet Mary das Aufwachsen ihrer vier Kinder mit Liebe und Zärtlichkeit, und trotzdem scheint ihr auch das moralische Universum immer einsamer zu werden. Sind alle Religion, alle Tugend und Philosophie am Ende nichts weiter als ein provisorisches Geleit auf einem unberechenbaren Pfad? Janet Lewis (1899 – 1998) trat zu Lebzeiten vor allem als Lyrikerin in Erscheinung, verfasste aber auch mehrere Romane, von denen »Draußen die Welt« (1943) heute am modernsten erscheint. Es ist die psychologische Tiefenschärfe, die dem Leben der Protagonistin und damit auch dem Buch eine unbestechliche Klarheit verleiht, die nur scheinbar im Gegensatz zu dem häuslichen Handlungsort steht. Die Sprache ist poetisch, aber kitschfrei – ein idealer Begleiter für ruhige Lesestunden.

MARKUS HOCKENBRINK

JETZT TESTEN!

DAS GALORE-KENNELNERN-ANGEBOT:



ZWEI AUSGABEN ZUM PREIS VON EINER!

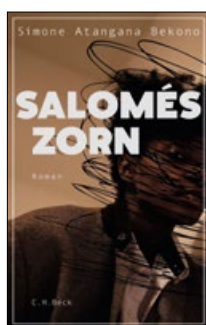
Jetzt bestellen unter:
galore.de/kennenlernabo



GABY JONGENELEN

Konfrontationen

Rassismus, Zorn und eine lebendige, vielseitige Erzählung:
Der Debütroman der niederländischen Autorin **Simone Atangana Bekono** ist auf vielen Ebenen bemerkenswert.



**SIMONE ATANGANA
BEKONO**
Salomé's Zorn

übersetzt von Ira Wilhelm
C.H. Beck • 246 Seiten

Zwischen Flüchtlingsheim und Grundschule, Beleidigungen und Ausgrenzungen wächst Bekonos Hauptfigur Salomé als Kind kamerunischer Eltern in der niederländischen Provinz auf. Und die Wut wächst mit ihr. Wut auf die anderen, Wut auf sich selbst und auf ihre Verlorenheit in einer Welt voller (weißer) Männer, die sie ihr erklären und sie in Schubladen stecken. Salomé's Vater kennt das Gefühl der Hilflosigkeit und rät seiner Tochter, zu kämpfen, die Faust stets bereit zu halten. Als Salomé sich dann (endlich?) gegen Schikanierungen zur Wehr setzt, landet sie in der Jugendstrafanstalt. Doch damit nicht genug. Als Therapeut wird ihr Frits an die Seite gestellt, ein selbstbetitelter »Afrika-Fan«, der es durch eine TV-Show zu Bekanntheit brachte, in der weiße Niederländer auf den afrikanischen Kontinent geschickt werden, um dort das »primitive Leben« kennenzulernen und vor allem: mit

Hohn und Spott zu kommentieren. In Bekonos erstem Roman geht es um mehr als jugendliche Wutausbrüche. Sprachlich und narrativ setzt sie den Druck um, den stetig spürbarer, struktureller Rassismus auf nicht-weiße Menschen ausübt. Salomé wird immer kleiner, ihre Brust verengt sich und ihr bleibt nichts als angewidertes Stauen über die Ungerechtigkeit, mit der sie ihr Leben lang konfrontiert wird. Bekono, die Kreatives Schreiben am Institut der Künste Arnheim studierte und in den Niederlanden mehrfach für ihre Poesie ausgezeichnet wurde, verleiht dem inneren Kampf ihrer jungen Protagonistin vielschichtigen Ausdruck. Zwischen spröden und bedrohlichen Alltagssituationen in der JVA taucht sie mit stilistischer Sicherheit in metaphorische Traumszenarien ein und spielt mit literarischen Zitaten und Bildern. Durchzogen wird der kraftvolle Text von Dialogen zwischen Salomé und Frits, bei denen Frits nur dank seiner beruflichen Stellung am längeren Hebel sitzt.

Schließlich sind da noch ihre Mitgefangenen, die Salomé's Schmerz teilen und ihm Ausdruck verleihen – sie ist kein Einzelfall. Die zahlreichen Konfrontationen (Originaltitel auf Niederländisch: »Confrontaties«), die Salomé im Inneren wie im Äußeren durchsteht, werfen immer wieder Fragen nach Selbstbestimmung, Machtstrukturen und natürlich Rassismus auf. Der Autorin gelingt es dennoch, einen Roman voller Mut und Kraft vorzulegen, bei dem Salomé am Ende mit Haltung ihren Platz einfordert und nicht an den Zumutungen zerbricht. Simone Atangana Bekono nutzt mit gerade einmal 30 Jahren ihre geschliffene Stimme für ein immens wichtiges Thema, dem noch immer nicht genug Sichtbarkeit zukommt, auch und vor allem nicht in Deutschland. Umso begrüßenswerter ist es, dass C.H. Beck das 2020 erschienene Debüt nun in der deutschen Übersetzung veröffentlicht. Denn der Rassismus, der in jeder Ritze steckt, ist sicher kein individuelles Problem unseres kleinen Nachbarlandes. Das beweisen nicht zuletzt sich wiederholende, rassistisch motivierte Übergriffe auf People of Colour. Bleibt zu hoffen, dass die wirkmächtigen Texte der Niederländerin auch in Zukunft in unseren Buchhandlungen zu finden sind.

MARINA MUCHA



ESTHER SCHÜTTPELZ

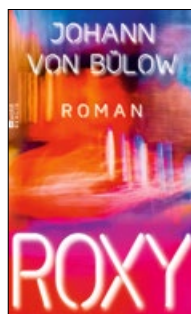
Ohne mich

Diogenes • 208 Seiten

Dazugehören oder nicht? Die namenlose Ich-Erzählerin ist bezüglich dieser Fragestellung nicht nur in vielen Bereichen

unentschlossen, sondern auch teilweise fremdbestimmt. Mit Mitte zwanzig finden sich in ihrer jüngsten Vergangenheit nicht nur ein abgeschlossenes Jurastudium und ein zu großer Vorrat leerer Weinflaschen, sondern auch eine frisch eingegangene und prompt wieder geschiedene Ehe. Warum es zwischen ihr und dem durchweg als »Ehemann« betitelten Partner in die Brüche ging, wirft ebenso Fragen auf, wie die erste Prise der zukünftigen Arbeitswelt oder die Gruppendynamik des sich zusehends entfremdenden Freundeskreises und ihrer Rolle darin. In ihrem kurzweiligen Debütroman »Ohne mich« zeichnet die studierte Juristin Esther Schüttpelz dank treffsicherer Wortwahl und klugen wie selbstironischen Gedankengängen die authentische Momentaufnahme einer jungen Frau, die in einer Welt voller Distanziertheit auf der Suche nach Verbindung ist. Auch zu sich selbst.

KATHARINA RASKOB



JOHANN VON BÜLOW

Roxy

Rowohlt Berlin • 336 Seiten

Johann von Bülow kannte man bislang als deutschen Schauspieler. Mit »Roxy« wagt er sich erstmalig an das Schreiben heran und erzählt die rea-

litätsnahe Geschichte einer ungleichen Männerfreundschaft. Sein Protagonist Marc ist noch keine sechzig Jahre alt, als er zur Beerdigung seines ehemals besten Freundes Roy muss. Das löst grüblerische Erinnerungen aus, mit denen von Bülow Herkunft, Entscheidungen und Entwicklungen der beiden Männer hervorholt. Roy, der aus einer wohlhabenden Familie stammt, haut auf den Putz, während Marc den starren Regeln der Wohnsiedlung zu entfliehen sucht und, wie wohl von Bülow selbst, vom Schauspielen träumt. Die Edeldisco »Roxy« wird zum Spielort ihrer Tändeleien, bei denen die schöne Carolin im Mittelpunkt steht. Abwechslungsreich und fluffig kommt »Roxy« daher, von Bülow unterhält und schaut besonders dort genauer hin, wo die Samen, die von Elternhaus und Sozialisierung in die Biografien seiner Figuren gelegt wurden, Früchte tragen und Lebenswege bestimmen.

MARINA MUCHA



Internationales Literaturfest

lit.COLOGNE

1.–11. März 2023

TICKETS

litcologne.myticket.de

CHARLOTTE LINK
MAJA GÖPEL
ULRICH NOETHEN
NINA KUNZENDORF
JULIAN BARNES
IRIS BERBEN
OLLI DITTRICH
CORDULA STRATMANN
JOJO MOYES
NEVEN SUBOTIĆ
MARKUS GABRIEL
KLAAS HEUFER-UMLAUF
SASHA FILIPENKO
KATJA RIEMANN
CAROLIN EMCKE
FRANK SCHÄTZING
ANNETTE FRIER
RUFUS BECK
MARIA RESSA
CLEMENS J. SETZ
MATTHIAS BRANDT
KARINA SAINZ BORG
BJARNE MÄDEL
OLIVER POLAK



ANNIKA FUSZWINKEL

»ADHS ist eine Facette des Seins.«

In ihrem Buch »Kirmes im Kopf« berichtet **Angelina Boerger** vom Leben mit ADHS – und einer Diagnose, die lange auf sich warten ließ. Nun geht es ihr um Aufklärungsarbeit, an deren Ende eine größere Akzeptanz stehen soll.

Angelina Boerger, wodurch haben Sie gemerkt, dass Sie von ADHS betroffen sind?

Rein zufällig sah ich einen TV-Bericht einer anderen Frau mit ADHS. Sie beschrieb darin ihren Alltag, das Auf und Ab in der Schulzeit, den chaotischen Haushalt, das Prokrastinieren während des Studiums, die ständige Reizüberflutung und ich wusste sofort: Das bin ich!

Wie äußert sich ADHS bei Ihnen konkret?

Es ist dieses Impulsive, aber auch das Sprunghafte. Man betritt ein Zimmer und weiß im selben Moment nicht mehr warum. Man sieht etwas herumliegen und bekommt das Gefühl, sich dringend darum kümmern zu müssen. Eine Retourne, die man zurückschicken wollte, bevor man auf den Kosten sitzen bleibt. Dann sucht man das Klebeband, findet aber nur eine Taschenlampe und macht sich auf die Suche nach Batterien dafür. Wie in einem Slapstickfilm. Gefühlt ist dann irgendwann der Tag rum, ohne dass man wirklich etwas zu Ende gebracht hat. Das ist natürlich nicht permanent so, aber ich habe trotzdem oft das Gefühl, dass ich niemandem erklären kann, warum ich zu spät zu Terminen komme oder irgendwas verschitzt habe.

Sie sprechen von einem Gefühl der Erleichte-

rung, das mit Ihrer Diagnose einherging. Weil Sie sich dadurch klarer sehen?

Auch wenn man direkt danach erst mal viele Fragezeichen im Kopf hat, konnte ich ein Stück weit mit mir und meinem Gehirn Frieden schließen. Ich merke, welche Dinge ich beeinflussen kann und welche ich zu akzeptieren lerne, ohne mich permanent selbst zu geißeln oder mir irgendeine Schuld aufzuladen. ADHS ist ein gehirnbasierter Unterschied und damit untrennbar von meinem Selbst, denn es bestimmt mein Leben, meinen Alltag und auch mein Bewusstsein. **Sie schreiben davon, dass man ADHS oft als Charakterschwäche fehlinterpretiert. Dass man das Gefühl vermittelt bekommt, faul, dumm, unmotiviert, unzuverlässig oder anstrengend zu sein. Und dann aufgefordert wird, sich »einfach mal zusammenzureißen«.**

Das ist tatsächlich etwas, mit dem wir alle aufwachsen und was vor allem von älteren Generationen an Kinder weitergegeben wurde. In unserer leistungsorientierten Gesellschaft heißt es dann schnell, man müsse die Zähne zusammenbeißen. Oder: »Bring das doch einfach mal zu Ende!« Aber wenn einem nicht bewusst ist, dass man in einer Welt lebt, die eben nicht für das eigene Ge-

hirn und das eigene Empfinden ausgelegt ist, eckt man oft an und erfährt negative Kritik. Vom Umfeld, aber auch von sich selbst, weil man sich ständig fragt: »Warum kriege ich das nicht hin?« Das macht natürlich etwas mit dem Selbstwertgefühl. Dabei ist dieses Empfinden nichts, was man an- oder ausschalten könnte, weshalb wir lernen müssen, einen neuen Umgang damit zu finden.

Sie sprechen von mindestens 2,5 Millionen betroffenen Erwachsenen in Deutschland und einem gewissen Unwillen der Gesellschaft, sich mit der Thematik auseinanderzusetzen. Wie kann das bei so einer hohen Zahl sein?

In meinem Buch beschreibe ich das Bild von einem Mikroskop, bei dem wir gerade das Objektiv wechseln. Plötzlich sehen wir schärfer und das kann man auf viele verschiedene Lebensbereiche anwenden. Diese erhöhte Wahrnehmung kann aber auch überfordern und zu der Reaktion führen: »Wieso das alles? Das Objektiv vorher hat es doch auch getan!« Das wiederum führt zu Unmut: »Muss denn jetzt jeder eine Diagnose haben?« Doch darum geht es natürlich nicht. Es ist jetzt nicht en vogue, »nicht normal« zu sein oder irgendetwas Besonderes zu haben. ADHS ist eine Facette des Seins. Die defizitäre Brille, mit der wir momentan noch darauf blicken, entsteht aus der Gesellschaft heraus. Dass man von »Leid« spricht, von »Betroffenen« einer »Krankheit« – als ob es da etwas zu heilen gäbe. Das lehne ich ab. Wieso können wir nicht einfach akzeptieren, dass es unterschiedliche Arten zu denken, zu fühlen, zu handeln gibt? Aber auch unterschiedliche Arten, Leistung zu erbringen, ohne dass diese den Wert eines Menschen definieren.

Sie erwähnen bestimmte Risikohandlungen, die mit ADHS bei Erwachsenen einhergehen können. Zu schnell fahren, zu viel trinken, zu viel Geld ausgeben, aber auch etwa übergriffige Infos auf Social Media teilen. Das klingt alles nicht ungefährlich.

Umso wichtiger ist es deswegen, zu erkennen, dass etwas vorliegt. Es handelt

sich schließlich um einen neurochemischen Prozess, bei dem das Gehirn auf der Suche nach Stimulation ist. Dafür sucht es sich Wege, die aufregend wirken, aber auch Grenzen übertreten können. Viele Menschen haben eine entsprechende Schranke in ihrem Kopf, doch Studien legen nahe, dass Menschen mit ADHS diese Grenze nicht so gut einschätzen können. Was ganz unterschiedliche Ausmaße annehmen kann, zum Beispiel bei Substanzmissbrauch, aber auch in Zusammenhang mit Sexualität. Dass man sich zu Sachen hinreißen lässt, die man eigentlich gar nicht möchte. Hier ist es wichtig, dass viel Psychoedukation stattfindet, sodass man darüber Bescheid weiß und sich im Zweifel professionelle Hilfe holt, um diese Themen zu bearbeiten.

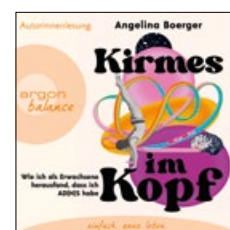
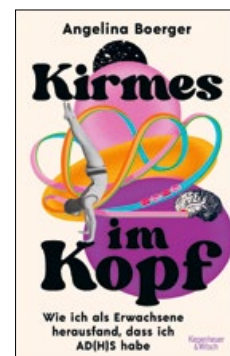
Sie warnen allerdings davor, sich per YouTube selbst zu diagnostizieren.

Ich bin nicht generell gegen den Selbstverdacht. Es ist meiner Meinung nach wichtig, zu erkennen, dass auch in uns als Laien eine gewisse Expertise liegt, weil wir uns selbst am besten kennen. Die Diagnose stellt am Ende aber natürlich eine Fachperson, und das kann kein TikTok- oder YouTube-Video ersetzen. Abgesehen davon finde ich es sehr gut, dass sich die Menschen immer mehr mit ihrer psychischen Gesundheit auseinandersetzen.

Welche Reaktionen erwarten Sie sich von Ihrem Buch?

In meiner Community herrscht sehr viel Dankbarkeit, dass sich dem Thema überhaupt angenommen wird. Außerdem wird begrüßt, dass es auch ein Hörbuch gibt, weil einige Menschen mit ADHS Schwierigkeiten haben, Bücher aufmerksam zu lesen. Ich erhoffe mir, dass das Buch nicht nur für Menschen mit ADHS und für solche mit dem entsprechenden Verdacht etwas ist, sondern auch gesamtgesellschaftlich weiterhelfen kann. Wir sind gerade an dem Punkt, an dem wir erst einmal Wissen sammeln und die Komplexität des Themas verstehen müssen, bevor wir den Schritt weitergehen und ADHS nicht mehr abwerten.

INTERVIEW: MARKUS HOCKENBRINK



ANGELINA BOERGER

Kirmes im Kopf

Kiepenheuer & Witsch • 304 Seiten

Hörbuch zum Download bei Argon Balance

Dafür dass ADHS auch im Erwachsenenalter ein weitverbreitetes Phänomen ist, weiß die Gesellschaft noch sehr wenig über Symptomatik und Ursachen. Angelina Boerger klärt in ihrem Buch über die gängigsten Fragen auf und plädiert für einen neuen Umgang mit der Diagnose.

»Kirmes im Kopf« erläutert wissenschaftlich fundiert den aktuellen Forschungsstand, punktet aber vor allem mit anschaulichen und humorvollen Erfahrungsberichten aus Boergers eigenem Erleben. Dabei werden sowohl die vorherrschenden Vorurteile thematisiert als auch effiziente Wege, sich von der Stigmatisierung zu lösen. Nicht nur für sich selbst stellt die Journalistin Grundsätzliches zur Diskussion: Wenn das Gehirn von Menschen mit ADHS etwas anders tickt – wer sagt dann eigentlich, dass das etwas Schlechtes ist? Die Hörversion des Buches hat Angelina Boerger selbst eingelesen.



EWALD ARENZ

Die Liebe an miesen Tagen

gelesen von Torben Kessler

Der Audio Verlag • 10 Std. 15 Min.

Es gibt sie also doch. Trotz aller Auf- und Abgeklärtheit, trotz Phero- und Hormonen, trotz Hirnforschung und Paartherapie: Die große Liebe. Bestseller-Autor Ewald Arenz (»Alte Sorten«, 2019) hat sie in »Die Liebe an miesen Tagen« gefunden. Sie passiert zwischen Clara (verwitwet, Ende 40, frisch entlassene Fotografin) und Elias (Status »es ist kompliziert«, Mitte 30, erfolgreicher Kleinstadt-Mime) und fühlt sich von Anfang an leicht an. Das liegt zum einen daran, dass sie seine angefangenen »Romeo und Julia«-Zitate beenden kann, zum anderen umarmt er sie, wie noch nie jemanden zuvor. Die Realität bricht über beide in Form von Demenz, einer Teenage-Tochter und der drohenden Aussicht auf eine Fernbeziehung herein. »Die Liebe an miesen Tagen« ist genau die Art reflektierte Soap, wie sie das öffentlich-rechtliche TV noch nicht ins Abendprogramm gehievt hat, das aber schleunigst nachholen sollte, etwa mit Christiane Paul und Max Riemelt. Die von Schauspieler Torben Kessler pointiert gelesene Hörbuch-Version liefert dafür den perfekten Pitch.

EDDA BAUER



SARA WEBER

Die Welt geht unter, und ich muss trotzdem arbeiten?

gelesen von der Autorin

Argon • 6 Std. 55 Min.

Die Welt im Wandel: Die Pandemie lässt die Digitalität sogar in Deutschland sprießen – immer mehr Menschen können entscheiden, wo und wie sie arbeiten möchten. Gleichzeitig sind Fachkräfte Mangelware und Pflegenden schieben Überstunden. Mittendrin: Journalistin Sara Weber, die für Die Zeit, Süddeutsche Zeitung und Spiegel arbeitete und fünf Jahre als Redakteurin bei Linke-dIn war. Arbeit und besonders inklusive Arbeit unter fairen Bedingungen sind ihre Themen, nachdem sie selbst jahrelang mit einem Burnout kämpfte. Wie soll unsere (berufliche) Zukunft aussehen – und wie muss sie aussehen, damit unser Klima und neue Herausforderungen gemeistert werden können, ohne dass die Schere zwischen Wohlhabenden und Armutsbetroffenen weiter auseinanderklafft? Das sind die Fragen, die sie verständlich und enthusiastisch zu beantworten sucht. Schwungvoll verbindet Weber hier Statistiken, Alltagsbeobachtungen, persönliche Erfahrungen und kreative Ansätze. Einzige Kritik: Der Text hätte mit einer anderen Sprecherin vielleicht noch mehr an Ausdruck gewonnen.

MARINA MUCHA



ARNO GEIGER

Das glückliche Geheimnis

gelesen von Matthias Brandt

Hörbuch Hamburg • 6 Std. 1 Min

Inspiration findet sich an den ungewöhnlichsten Orten. So wachsen Verse laut Arno Geiger »auf dem Müll«. Schon in jungen Jahren ritualisiert der Schriftsteller ein eigenwilliges Hobby: Stundenlang streift er durch die Stadt und sucht im Altpapier anderer nicht nur nach ausgedienten Büchern, sondern vor allem nach handschriftlichen Briefwechseln oder Tagebüchern, um seine daraus gewonnenen Erkenntnisse über die Menschen in seine literarischen Werke einfließen zu lassen. In »Das glückliche Geheimnis« spricht Geiger nicht nur erstmals über seine unkonventionelle Inspirationsquelle, sondern gibt auch darüber hinaus einen persönlichen Einblick in seinen beruflichen wie privaten Werdegang. So thematisiert er den mangelnden Erfolg in den Anfangsjahren seiner Karriere ebenso wie den steinigen Weg zur großen Liebe oder die sichtbare Degeneration der eigenen Eltern, der man machtlos gegenübersteht. Seine klare Sprache, die analysiert und interpretiert, aber nur selten wertet, vertont Matthias Brandt erstklassig mit seiner unaufgeregten Sprechweise.

KATHARINA RASKOB



PETER STAMM

In einer dunkelblauen Stunde

gelesen von Sabine Arnhold

Argon • 6 Std. 25 Min.

Der US-amerikanische Autor George Saunders sagte mal, eine Erzählung sei keine Webcam, es brauche eine Geschichte. Um Narrative schert sich »In einer dunkelblauen Stunde« wenig. Stamm beobachtet und beschreibt, aber erzählt nicht. Der Protagonist Richard Wechsler, Schriftsteller und alter ego Stamms sagt, das Paradies habe keine Geschichten. Nur im Jenseits könne man sich von dem Drang, mit jedem unbedeutenden Foto eine Storyline heraufzubeschwören, befreien. Dieser Bruch mit der klassischen Erzählung funktioniert erstaunlich gut. Der verschrobene Wechsler soll von einem Team von Dokumentarfilmern in seinem Heimatort in der Schweiz begleitet werden. Interessanterweise wurde die Entstehung des Buches in Wirklichkeit von einem Filmteam begleitet. Diese mehrfache Verspiegelung aus Medien und Schriftsteller-Figur schafft eine lohnende künstlerische Erfahrung, auch ohne Erzählung. Sabine Arnhold, die deutsche Stimme der Disney-Figur Daisy Duck, verleiht dem Wechselspiel einen schnippischen, aber erdenden Unterton.

MIGUEL PEROMINGO



ANNIE ERNAUX

Der junge Mann

gelesen von Maren Kroymann

Der Audio Verlag • 28 Min.

Die französische Schriftstellerin

Annie Ernaux ist 1940 auf die Welt gekommen. Seit 1974 werden ihre stark autobiografischen Romane in Frankreich verlegt. Aber erst durch den Nobelpreis für Literatur im vergangenen Jahr wird auch hierzulande eine breite Leserschaft auf Ernaux und ihren ungewöhnlichen Stil – Erinnerungen an Erlebtes in gesellschaftlichen und politischen Kontext zu setzen – aufmerksam. Ihr jüngster Roman »Der junge Mann« ist insofern ein guter Einstieg in eben diesen Stil und in ihr gesamtes Oeuvre. Kurz und anekdotisch erzählt Ernaux darin von der leidenschaftlich sexuellen Beziehung zu einem 30 Jahre jüngeren Mann – sie fast 60, er ein Student in Rouen. »Er entriss mich meiner Generation, aber ich gehörte nicht zu seiner.« Doch statt sich verschämt zwischen den Laken in seiner Studentenbude zu verstecken, zelebrieren die beiden ihr Verhältnis in aller Öffentlichkeit und sind damit »auffälliger als ein homosexuelles Paar«. Wer könnte in der Hörbuchversion solch eine Unverfrorenheit besser vorlesen als Maren Kroymann?

EDDA BAUER



MICHAEL KÖHLMEIER

Frankie

gelesen vom Autoren

der Hörverlag • 6 Std. 1 Min.

In der Jugend, so Jean Paul, kann

man gegen niemanden gleichgültig sein: Hass oder Liebe. Das Gefühlsleben von Frankie im gleichnamigen neuen Roman von Michael Köhlmeier verläuft in gefestigten Bahnen. Vom Vater entfremdet, lebt er mit seiner Mutter, die als Schneiderin an der Staatsoper arbeitet, in Wien. Doch kurz vor seinem 14. Geburtstag gerät Frankies Leben ins Wanken. Der Großvater, der wegen guter Führung nach 18 Jahren aus dem Gefängnis entlassen wurde, drängt sich in den Alltag der Tochter und des Enkels. Um die Tat, selbst um seinen Namen, liegt ein bleierner Mantel des Schweigens. Es folgt eine schicksalhafte Annäherung, an deren Ende sich Frankie mit geladener Pistole mit der Frage konfrontiert sieht: Hasst oder liebt er seinen Opa? Die Geschichte, die aus der Perspektive des Jungen erzählt wird, entfaltet ihre Dramatik durch eine ungeschönte wie schnörkellose Sprache. Dass Köhlmeier ein brillanter Erzähler ist, beweist er auch mittels seiner Stimme, die mal sanft, mal brüchig bis zum Finale einen packenden Sog auslöst.

BJÖRN EENBOOM

Abschied von einer Welt ohne Feinde: Was müssen wir lernen, um bestehen zu können?

»Auf den ersten zehn Seiten habe ich die besonders klugen Sätze noch angemarkert. Ich bin allerdings vor lauter Anstreichen nicht mehr hinterher gekommen und habe dann einfach nur noch gelesen.«

Micky Beisenherz





DAVID LEVENSON / GETTY IMAGES ENTERTAINMENT / GETTY IMAGES

»Das digitale Zeitalter läuft sich gerade erst warm.«

05. Januar 2023, London. **Jamie Susskind** ist gerade von seinem Weihnachtsurlaub im für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Süden Englands zurückgekehrt und platziert sich für das Videogespräch vor seiner beeindruckenden Bücherwand. Geschichte, Politik, Technologie und Soziologie sind für den Anwalt und Autor keine getrennten Disziplinen, sondern Teil des Big Picture des menschlichen Zusammenlebens, auch und besonders im digitalen Zeitalter. Bei Erwähnung des Dichters Keats fischt Susskind einen Band aus dem Regal und liest ein Zitat im schönsten viktorianischen Englisch vor.

INTERVIEW: MIGUEL PEROMINGO

Jamie Susskind, gestern hat mich mein fünfjähriger Sohn bei meinen Interviewvorbereitungen gefragt, wem ich heute »Fragen stelle« und ich habe geantwortet, dass Sie jemand sind, der sich mit Robotern und Computern gut auszukennen scheint. Seine Frage dazu: Sind Roboter gut oder böse?

In einer Welt, in der es gute und böse Menschen gibt, wird es immer gute und böse Roboter geben.

Haben Sie aufgrund dessen zwischendurch Angst vor der Zukunft?

Es gibt realistische Zukunftsszenarien, vor denen ich Angst habe – etwa jene, bei denen wir jegliche Kontrolle über unsere Erfindungen verlieren. Ich fürchte mich vor der Perspektive, dass wir genauso viel zerstören, wie wir erschaffen. Ich sehe Zivilisa-

tion, Demokratie und die menschliche Rasse nicht als selbstverständlich und immerwährend an.

Es ist an uns, das Überleben zu sichern. Gleichzeitig möchte ich auch optimistischeren Visionen folgen, in denen sich die Menschheit von Beschränkungen, Krankheit, Krieg und Armut befreit. Dazu sind wir imstande. Ich schreibe auch deshalb, weil ich diesen Graben zwischen positiver und negativer Weltsicht überbrücken möchte.

Wie bauen Sie diese Brücke?

Durch kritisches Denken. Wir müssen die Probleme, die es zu lösen gilt, intellektuell durchdringen und nicht nur an der Oberfläche kratzen. Außerdem gilt es, stabile Institutionen zu erschaffen: politische Systeme, Gesetze und gesellschaftliche Strategien, die uns durch verschiedene Zeitalter tragen. Individuel-

»Die Geschichte lehrt uns, dass immer dann, wenn wir unsere Kommunikationskanäle verändert haben, gesellschaftliche und politische Umbrüche folgten.«

le Vorlieben und Befindlichkeiten sind dafür aus meiner Sicht bedeutungslos. Wir brauchen kollektives Handeln, also eine zielgerichtete gesamtgesellschaftliche Stoßrichtung, die akzeptiert ist, bei Bedarf neu verhandelt wird und somit ein grundlegendes Vertrauen schafft.

Sind wir bereit für kollektives Handeln?

Ich bin zuversichtlich, denn wir handeln bereits in einigen Bereichen kollektiv. Wir vertrauen auf Sicherheitsstandards in Gebäuden oder auf die Qualifizierung von medizinischem Personal, ohne dafür selbst Verantwortung übernehmen zu müssen. Bei digitaler Technologie scheinen wir aber davon auszugehen, dass diese komplexen und leistungsfähigen digitalen Systeme, die alle Lebensbereiche durchdringen, am besten dadurch abgesichert werden, dass wir Individuen mit langen Listen von Nutzungsbedingungen bombardieren, die niemand liest. Und trotzdem herrscht meist uneingeschränktes Einverständnis.

Sie schlagen vor, kollektives Handeln mit der Begrenzung von Macht zu verknüpfen. Ihrem Buch »Digital Republic« stellen Sie ein Zitat des romantischen Dichters John Keats voran: »Gebt euren Königen Gesetze – lässt die Großen nicht ungezügelt walten.« Wie unterscheidet sich die Machtregulierung im digitalen Zeitalter von der während der industriellen Revolution, auf die sich Keats bezog?

Ich glaube, wir stehen momentan an einem Scheideweg und damit vor einer tiefgehenden Veränderung der Menschheit, einer Art Neustart der Industrialisierung. Wir transformieren gerade von Grund auf die Art, wie wir Informationen aufarbeiten, weitergeben und speichern. Die Geschichte lehrt uns, dass immer dann, wenn wir unsere Kommunikationskanäle verändert haben, gesellschaftliche und politische Umbrüche folgten. Ich glaube, unser Zeitalter ist eher mit dem der sumerischen Einführung der Schrift, der Erfindung der Druckerpresse oder der Verbreitung der Massenmedien zu vergleichen. Das digitale Zeitalter läuft sich gerade erst warm. Sein Entwicklungspotenzial wird womöglich alle vorhergehenden Entwicklungen in den Schatten stellen.

Was bringt dieser Umbruch mit sich?

Der Machtbegriff wird sich radikal verändern. Seit Jahrhunderten definieren wir Macht in der Regel als politisch, ökonomisch oder sozial. Menschen werden reguliert und getrieben durch parlamentarisch legitimierte und gesetzlich gestützte Machtkonzentration, durch den Druck von Märkten und Geldbewegungen oder durch die Erwartungen anderer Menschen, die sich in gesellschaftlichen Zwängen materialisieren. Heutzutage sehen wir uns einer komplett neuen Machtform gegenüber, nämlich der Macht der Computerprogrammierung. Wenn wir digitale Medien benutzen, sind wir gezwungen, die dort einprogrammierten Regeln zu befolgen: Twitter lässt keine langen Nachrichten zu, autonome Fahrzeuge werden immer die Verkehrsregeln befolgen, Onlinevideotheken löschen den Film nach Ablauf der Laufzeit vom Endgerät. Keine Diskussion. Programmierung bedeutet dabei nicht nur die digitale Verstärkung von Regelwerken, sondern einen wachsenden Einfluss darauf, wie Gesellschaften funktionieren. Algorithmen entscheiden mit ihren Verteilungsschlüsseln über Freiheit und Zugang zu wichtigen Bereichen wie Sicherheit, Wohnen oder Meinungsbildung.

Sind sich Programmierer dieser Verantwortung bewusst?

Mein Buch richtet sich an Menschen, die sich für das Thema interessieren, genau wie an Juristen und Politiker, die sich über Regulierung im digitalen Zeitalter Gedanken machen möchten. Und an IT-Spezialisten, die eine Menge über die Technologie wissen und einen größeren philosophischen Zusammenhang suchen. Ich habe mit vielen Leuten aus der Tech-Branche gesprochen und in den letzten Jahren hat sich ihr Selbstverständnis ziemlich gewandelt. Noch bis Ende des letzten Jahrzehnts sträubte sich der Großteil digitaler Architekten gegen die Konfrontation mit sozialer Verantwortung ihrer Produkte, weil sich die Branche gern wissenschaftlich und unpolitisch gab. Seit wenigen Jahren setzt sich hingegen die Sichtweise durch, dass Technologie politisch ist. Wer Systeme und Strukturen entwirft, die Macht und Ressourcen gesellschaftlich verteilen, handelt politisch. Vor einiger Zeit sprach ich mit ei-

»Wir sollten vermeiden, dass Tech-Eliten in der Zukunft Entscheidungen treffen, die wir dann alle brav befolgen müssen.«



JAMIE SUSSKIND

Digital Republic

übersetzt von Heike Schlatterer, Sigrid Schmid
Hoffmann & Campe • 544 Seiten

Digitale Technologie ist politisch, so die Prämisse dieses Buches über Macht im digitalen Zeitalter. Leider, so Susskinds Theorie, haben Regierungen zu lange mit Technologieunternehmen gekuschelt und es über die letzten Jahre verpasst, den geballten Einfluss der Digitalisierung auf alle Lebensbereiche zu erkennen und zu begrenzen. Nun überschlagen sich die Regulierungsversuche und offenbaren vor allem eines: Die herrschenden Gesetze können den Algorithmen nicht die Stirn bieten. Susskind schlägt vor, das Problem nicht am Ende der »bösen künstlichen Intelligenz« anzupacken, sondern am grundsätzlichen gesellschaftlichen Umgang mit Verantwortung und Unterdrückung. »Digital Republic« ist komplex und gleichsam unterhaltsam. Wer an einem historischen Abriss über Machtverhältnisse und Bürgerinitiativen im digitalen Zeitalter interessiert ist, findet hier anregenden Diskussionsstoff.

nem Programmierer von Google über deren Problem mit der Autofill-Funktion ihrer Suchmaschine. Wer zum Beispiel »Warum haben Juden...« googelte, bekam vom Algorithmus die Optionen »...so lange Nasen?« oder »...so viel Geld?« nahegelegt. Das deutete nicht auf einprogrammierten Antisemitismus, aber auf die undifferenzierte Lernfunktion des Algorithmus hin, die dadurch antisemitische User-Sichtweisen weiterverbreitete. Es ist daher unabdingbar, dass Google sich dieser Macht bewusst ist und sie in die soziale Verantwortung umwandelt, Antisemitismus entgegenzuwirken. Vor fünf Jahren hätte Google eine Intervention aus Neutralitätsgründen zurückgewiesen, heute gibt die Autofill-Funktion so gut wie keine fremdenfeindlichen Optionen mehr aus.

Sie schreiben für Juristen und sind selbst als Rechtsanwalt tätig. Halten Sie das geltende Rechtssystem für flexibel genug, sich der regulatorischen Herausforderungen der digitalen Welt anzunehmen?

Ein klares Nein! Wir hinken den Entwicklungen in allen Bereichen hinterher. Die Art, wie wir die sozialen Medien regulieren, ist unzureichend, Datenverarbeitung ist außer Kontrolle, die Verwendung künstlicher Intelligenz ist nicht gut geregelt – und ich denke jetzt nur an Europa. Wenn wir auf die USA schauen, ist es noch katastrophaler. Was wir allerdings nicht mehr brauchen, sind panikartige und schlecht ausgearbeitete Reaktionen von Gesetzgebern auf Krisensituationen. Stattdessen sollten wir uns grundsätzlich darüber unterhalten, wieso digitale Technologien dringend geregelt werden müssen, welche Instrumente dafür zur Verfügung stehen und welche komplett neu geschaffen werden müssen.

Für den Großteil der Gesellschaft sind

ja die Hintergründe digitaler Technologie schon zu kompliziert, etwaige Regularien vermutlich gänzlich unverständlich. Wie kann es gelingen, mehr Menschen von der Notwendigkeit einer koordinierten Digitalisierung zu überzeugen?

Es ist nicht notwendig, sich mit Programmierung und Jura auszukennen, um die gesellschaftlichen Auswirkungen digitaler Technologie zu erkennen. Ich muss ja auch kein Automechaniker sein, um mir eine Meinung zur Verkehrspolitik zu bilden. Ein solides Grundverständnis ist ausreichend, um mich moralisch und politisch zu äußern und mich dann auf Experten zu verlassen, die diese Anliegen in die richtigen Bahnen leiten. Damit wären wir wieder beim kollektiven Handeln. Ein deutlicher Rückschritt in unserer menschlichen Entwicklung wäre es dagegen, uns in einer technologisierten Welt zu bewegen, die wir überhaupt nicht mehr verstehen und nicht beeinflussen können.

Wie können wir nun also kollektiver handeln?

Ich glaube, es gibt eine Mehrheit von Menschen, die verantwortungsvollere Bürger wären, wenn sie mehr Zeit hätten, um sich besser zu informieren. Wenn attraktive Möglichkeiten dafür geschaffen würden, Experten zu befragen, in geschützten Räumen mit Mitbürgern zu diskutieren und uns demokratisch, etwa durch Bürgerinitiativen, stärker zu engagieren, anstatt nur zu twittern und alle paar Jahre wählen zu gehen, würde sich ein gesellschaftlicher Kitt bilden, durch den Macht gerechter verteilt würde. Ich behaupte, dass die meisten Menschen im Kollektiv hervorragende Lösungen entwickeln, wenn man sie gezielt informiert und ihnen Zeit lässt. Wir sollten vermeiden, dass

Tech-Eliten in der Zukunft Entscheidungen treffen, die wir dann alle brav befolgen müssen.

Haben Sie den Eindruck, dass bürgerliches Engagement auch eine Generationenfrage ist?

Ich verspüre das größte Engagement bei den 60- und 70-Jährigen. Das mag an der Lebenserfahrung liegen, aber auch daran, dass in dem Alter der radikale Umschwung nach Einführung des Internets offensichtlicher geworden ist als für jemanden wie mich, der sich im Alter von 33 Jahren kaum an die Zeit vor dem Internet erinnern kann. Digital Natives kennen gar nichts anderes. Junge Menschen sind deswegen von der digitalen Invasion und dem drohenden Verlust der Privatsphäre weniger geschockt als ältere. Trotzdem ist das Interesse an politischer Gestaltung digitaler Medien bei der Jugend groß. Ich finde auch interessant, dass mit dem größeren Bewusstsein junger Menschen darüber, dass sich viel mehr Information über sie im Internet befindet, eine größere Versöhnlichkeit gegenüber der Tendenz der Cancel Culture einhergeht. Weil sie wissen, dass sich von so gut wie jedem aus ihrer Generation kompromittierendes Material im Internet finden lässt und peinliche Fotos aus Jugendjahren nicht unbedingt als lebenslanges Stigma verbleiben müssen. Wenn die Generation meiner Eltern all ihre Nachrichten und Partyfotos digitalisiert hätte, wäre das ein genauso unwürdiges Schauspiel. Ich versuche deswegen, Digitalisierung nicht vorrangig als Problem der Privatsphäre zu diskutieren, sondern die Verschiebung von Machtverhältnissen zu beleuchten. Das spricht auch junge Leute eher an.

Wie kann die digitale Republik eine ungünstige Machtverschiebung vermeiden?

Die Frage ist, wer in Zukunft die Macht, die durch digitale Transformation freigesetzt wird, sinnvoll verwalten soll? Im Moment profitieren zwei Parteien von der Digitalisierung: die Tech-Industrie und der Staat. Beide haben Aktien in der Entwicklung und spielen sich mehr oder weniger die Bälle zu. Was wir anstreben sollten, ist ein System des kollektiven Handelns, das diese Machttträger in die Verantwortung nimmt und die Macht, wenn nötig, umverteilt. Das kann durch das Schaffen oder das Abschaffen von Regelwerken geschehen und ist ein ständiger Prozess. Wenn der Staat soziale Medien reguliert, weil sie zu mächtig sind, muss man aufpassen, dass man diese Macht nicht einfach in die Hände des Staates übergibt, sondern eine gute Balance findet. Wir werden den Drang nach Machtkonzentration wohl niemals abstellen können, da er Menschen inhärent zu sein scheint. Aber wir können sehr wohl ein soziales System schaffen, in dem Dominanz nicht einfach toleriert wird. ...

SIMONE PADOVANI / AWAKENING / GETTY IMAGES ENTERTAINMENT / GETTY IMAGES



ZUR PERSON

Jamie Susskind wurde 1989 in der Nähe von London geboren. Er studierte Politik und Geschichte in Oxford und später Jura am Berkman Klein Center, einem auf Internet und Gesellschaft spezialisierten, interdisziplinären Forschungszentrum der US-amerikanischen Harvard Law School. Während sein erstes Sachbuch sich um Karl Marx und britische Intellektuelle drehte, wandte er sich mit seinem zweiten Werk »Future Politics« bereits dem Thema Technologie und Politik zu, wurde dafür mit dem »Estoril Global Issues Distinguished Book Prize« ausgezeichnet und landete auf den Bestsellerlisten des Guardian und des Evening Standard. Sein drittes Buch »Digital Republic« erschien letztes Jahr in Großbritannien. Neben seiner Arbeit als Autor betreibt Susskind eine Rechtsanwaltskanzlei in London.



PAULA WINKLER

Danke für nichts!

Max Czollek analysiert brillant die Schieflagen im jüdisch-deutschen Verhältnis. Sein »Versöhnungstheater« lässt eine weitere Illusion der Mehrheitsgesellschaft platzen.



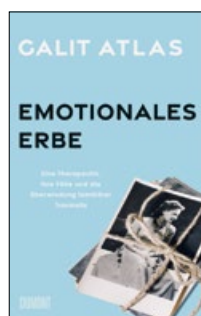
MAX CZOLLEK
Versöhnungstheater
Hanser • 176 Seiten

»Ich bin beseelt vom Geist der Versöhnung, der Deutschland und Israel, der Deutschland, Europa und den Staaten der Welt einen neuen, einen friedlichen Weg gewiesen hat«. So spricht Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier anlässlich des 75. Jahrestages der Befreiung von Auschwitz, als geladener Gast in der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel. Salbungsvolle Worte, denen man ergriffen nachlauschen könnte. »Stopp. Stopp. Schnitt«, ruft an dieser Stelle allerdings Max Czollek dazwischen. Und fragt fassungslos: »Was hat er gerade gesagt?« Diese Selbstfeier der Geschichtsmusterschüler aus Deutschland, sie behagt dem Autor ganz und gar nicht. »Wir sind uns vermutlich einig, dass Erinnern und Versöhnen ebenso wie Leihen und Schenken nicht dasselbe sind.« Oder wer wäre begeistert, wenn der Nachbar sich eine Bohrmaschine ausborgen würde mit den Worten: Tausend Dank für das schöne

Geschenk?! In seinem jüngsten Essay nimmt sich Max Czollek eine Phase der deutschen Erinnerungskultur nach der Wiedervereinigung vor, die er »Das Versöhnungstheater« nennt. Gespielt wird darin das Stück vom guten Deutschen, der beispielhaft die nationalsozialistischen Verbrechen aufgearbeitet hat und sich deswegen für seinen neuen unverkrampften Nationalismus inklusive der Errichtung von Heimatministerien und neopreußischen Berliner Stadtschlössern auf die Schulter klopfen darf. Czollek beschleicht dabei ein Schauer: »Als Olaf Scholz am 27. Februar von der Zeitenwende sprach, wehte Begeisterung durch den Bundestag. Wie bei der Fußballweltmeisterschaft 2006 wurden auch die deutschen Feuilletons und Talkshows von der Hochstimmung ergriffen, nur dass diesmal nicht die Nationalmannschaft, sondern die Opferbereitschaft und Mannhaftigkeit der ukrainischen Soldaten gepriesen wurde, die den deutschen Männern insbesondere in Großstädten angeblich fehle.«

Czollek tritt an, um die Kulissen dieses Versöhnungstheaters zwar nicht mit der Bohrmaschine, aber mit klugen Fragen zu demontieren. Zum Beispiel: Wie konnte der erinnerungspolitische Aufbruch der 1968er in solche Geschichtsvergessenheit münden? Der Autor (dem der streitbare Kollege Maxim Biller zuletzt medienwirksam das Jüdischsein abgesprochen hat, weil Czollek schließlich keine jüdische Mutter habe) kennt sich aus mit den Schmierkomödien der Mehrheitsgesellschaft. Er stellt das »Versöhnungstheater« in eine Linie mit seinen vorangegangenen Essays »Desintegriert euch!« und »Gegenwartsbewältigung«. In Ersterem ging es unter anderem um das sogenannte Gedächtnistheater, ein Schauspiel, in dem »JfD« (»Juden für Deutschland«) in den Nebenrollen der netten Opfer die Steigbügel für geläuterte Superdeutsche halten. Auch das war eine so lesenswerte wie präzise Analyse der fortbestehenden Schieflagen im jüdisch-deutschen Verhältnis. Hier nun geht es Czollek darum, wie ein gemeinsames Erinnern gelingen kann. Eines, das jüdische Perspektiven nicht ausschließt, indem behauptet wird: Alles wieder gut. Versöhnung, so der Autor, bleibt eine Utopie – weil die Geschichte sich nicht zurückschleppen lässt.

PATRICK WILDERMANN



GALIT ATLAS
Emotionales Erbe
 übersetzt von Monika Köpfer
 Dumont • 256 Seiten

Dass sich die Freuden oder Leiden der Eltern oder Großeltern auf die eigene Entwicklung niederschlagen, überrascht heute wohl kaum jemanden mehr. Doch welche seltsam verschlungene Wege unsere Psyche gehen kann, um intergenerationell erfahrenen Schmerz zu verdrängen oder zu kompensieren, zeigt uns die vielfach preisgekrönte Psychoanalytikerin Dr. Galit Atlas in ihrem neuen Buch. Mit erzählerischer Finesse lässt sie die Lesenden an ausgewählten Fällen teilhaben, die sie sorgsam entblättert und mit anekdotischen Einsprengseln aus der Psychologiegeschichte garniert. Wie scharfsinnig sie die Verhaltensmuster der Patienten analysiert, hat oft etwas kriminalromanhaftes: Symptome und Hinweise werden sukzessiv zu oft überraschenden Schlussbildern zusammengesetzt. Ob eheliche Untreue, Misshandlung oder Familiengeheimnisse – die Auflösungen bergen großen Erkenntnisgewinn für die Auseinandersetzung mit eigenen Traumata. Eine spannende und sowohl reichhaltige als auch bereichernde Lektüre.

NATHANAEL BROHAMMER



DAVID GRAEBER
Piraten
 übersetzt von Werner Roller
 Klett-Cotta • 256 Seiten

Sind wir tatsächlich frei? Und so aufgeklärt, wie wir glauben? Jeder Denkende lässt den Zweifel zu, und auch der im Jahr 2020 verstorbene Anthropologe David Graeber setzt mit »Piraten«, seinem zweiten posthum erschienenen Werk, alles daran, sich jenseits von Gewissheiten aufzuhalten. Seine These: Der Westen belügt sich selbst. Bereits die Philosophen Adorno und Horkheimer machten in der »Dialektik der Aufklärung« deutlich, dass uns die Aufklärung eben nicht in ein goldenes Zeitalter geführt hat, sondern in unvorstellbares Grauen. Auch Graeber, anarchistisch ausgerichtet, zerlegt gerne Mythen. Und legt dar, dass der Ursprung von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht in Europa liegt, sondern auf den Weltmeeren: Piraten und Freibeuter schufen die revolutionären Ideen für eine offene Weltgemeinschaft. Dem Autor ist ein äußerst inspirierendes Experiment in Sachen Geschichtsschreibung gelungen, das den Geist wachhält. Die Botschaft: Wir tun gut daran, auch und gerade vorliegende Erzählungen zu hinterfragen.

SYLVIE-SOPHIE SCHINDLER

Über Freundschaft, falschen Glanz und echte Entscheidungen

Ein bewegendes Hörbuch über zwei Freunde, die unterschiedlicher nicht sein können. Einer muss um alles kämpfen; der andere hat alles Geld der Welt, aber keinen Plan. Was jedoch zählt am Ende wirklich, wenn man zurückblickt?

Packend und mit großer Leichtigkeit erzählt Johann von Bülow von Schicksal und Zufall, von Chancen und von Wegen, die man geht.



Johann von Bülow ist ein grandioser Erzähler. Seinen eigenen Roman interpretiert er so mitreißend wie klug und feinfühlig, eine echte Entdeckung.



Johann von Bülow *Roxy*
 2 MP3-CDs Laufzeit: ca. 11 Stunden
 € 25,-* ISBN 978-3-8398-2047-6
 *EMPFOHLENER LADENPREIS

WWW.ARGON-VERLAG.DE



INITIATIVE
FÜR DEN
UNABHÄNGIGEN
BUCHHANDEL

Unterstützen Sie mit uns den unabhängigen Buchhandel!

Bei den Buchhändlern auf den folgenden Seiten finden Sie
nicht nur interessante Literatur aus aller Welt, sondern ab
sofort auch jede neue GALORE-Ausgabe.

Weitere Informationen zu unseren Partnern können
Sie auf www.galore.de/buchhandel einsehen.

Eine Initiative von **GALORE**

DEUTSCHLAND

▶

PLZ-BEREICH

1 ▶

BUCHBOX!
Kiezbuchhandlung

Prenzlauer Berg
Kastanienallee 97
10435 Berlin
Tel: 030 - 44 30 83 85
WWW.BUCHBOXBERLIN.DE

Der Zauberberg

DREI DINGE SIND UNS WICHTIG:
Bücher, Bücher und Bücher

Bundesallee 133
12161 Berlin
Tel: 030 56 73 90 91
info@der-zauberberg.eu
WWW.DER-ZAUBERBERG.EU

deutscher buchhandlungspreis 2016

Willkommen bei Schmitt's in Mirow

Buchladen
Geschenkideen
Literaturtage
Kunst + Kultur
Ferienstudios

Schmitt's in Mirow
Rudolf-Breitscheid-Straße 10, 17252 Mirow
www.schmittsinmirow.de

PLZ-BEREICH

2 ▶

cohen+dobernigg
BUCHHANDEL

ONLINESHOP:
WWW.CODOBUCH.DE

Sternstraße 4
20357 Hamburg
Tel: 040 - 40 185 110
Mail: buch@codobuch.de

Bargteheider Buchhandlung

Rathausstraße 25
22941 Bargteheide
Telefon 04532-1749
info@bargtebuch.de
www.bargtebuch.de




Buchhandlung
Almut Schmidt
Ihr Leuchtturm im Büchermeer
Zum Dänischen Wohld 23
24159 Kiel
Tel.: 0431 - 39 33 00
www.buchhandlung-friedrichsort.de
Die Buchhandlung mit dem Leseschatz:
leseschatz.com

PETER PANTER BUCHLADEN

Tel. 0 48 32/41 04 • Fax 52 44
buchladen@peter-panter.de

 Zingelstraße 12
Meldorf
www.peter-panter.de

Findorffer
bücherfenster
www.buecherfenster.de

Hemmstraße 175
28215 Bremen
fon +49-421-354086
fax +49-421-374039

Öffnungszeiten
Mo - Fr 9 - 13 Uhr
15 - 18 Uhr
Sa 9 - 13 Uhr

kontakt@buecherfenster.de

PLZ-BEREICH

3 ▶

unsere türen sind offen:

dienstag – freitag
11:00 – 18:30 uhr
samstag
11:00 – 15:00 uhr

mondo
buchhandlung

elisa-brändström-str. 23,
33602 bielefed
www.mondo-bielefeld.de

 /mondobuchhandlung

PLZ-BEREICH

4 ▶


BUCHERWALD

Buchhandlung Bücherwald
Walder Kirchplatz 36
42719 Solingen
Tel: 0212 / 318 319
www.buecherwald-solingen.de


BUCHHANDLUNG
van WAHDEN

Gabriele van Wahlen

Markt 8 • 42929 Wermelskirchen
Telefon: 021 96 / 886 79 46
E-Mail: buchhandlung@vanwahlen.de
www.buchhandlung-vanwahlen.de

PLZ-BEREICH

5 ▶

Die Buchhandlung
Karola Brockmann

"Bücher und Menschen"
in Brühl

Uhlstraße 82, 50321 Brühl
Tel.: 02232-410498
brockmann-buecher.de

PLZ-BEREICH

6 ▶

Bücher
König

Bahnhofstr. 43 • 66538 Neunkirchen
Tel.: 06821/12921
Mail: buecher.koenig@gmx.de
www.buecher-koenig-nk.de



Buchhandlung
Der bunte Hund



67685 WEILERBACH / Pfalz
Hauptstr.14 06374.805595

67697 OTTERBERG / Pfalz
Hauptstr.26 06301.7988248

www.derbuntehund.com

PLZ-BEREICH

7...▶

SCHWEIZ

▶

am Spalentor

BUCHER GANZONI

Spalenvorstadt 45 4051 Basel
T 061 261 32 72 F 061 263 91 39

info@buecherganzoni.ch
www.buecherganzoni.ch



Ihre Buchhandlung fehlt hier noch?

Sie sind Buchhändler_in und wollen an der »Initiative für den
unabhängigen Buchhandel« von GALORE teilnehmen?
Nichts einfacher als das!

Kontaktieren Sie uns per Mail an handel@galore.de
oder rufen Sie uns an: 0231 / 55 71 31 - 53



INITIATIVE
FÜR DEN
UNABHÄNGIGEN
BUCHHANDEL

Der GALORE-Newsletter

Die neuesten Kulturtipps, attraktive Verlosungen
und spannende Gratis-Interviews aus unserem
Archiv – jeden Freitag.



Jetzt abonnieren unter
www.galore.de/newsletter

Wie viel wiegt eine Seele?

Weniger als ein Eisvogel



Jedes Jahr an ihrem Geburtstag hält Olga Ausschau nach einem Eisvogel. Denn in ihm, weiß sie, lebt ihre Mutter fort, auf ewig und drei Tage. Das zumindest behauptet ihr Großvater, obwohl er Arzt ist und doch eigentlich an Wissenschaft glaubt. Er ist es auch, der Olga die Wunder der Natur erklärt und in ihr die Entschlossenheit weckt, die Welt mit eigenen Augen zu sehen und allen Widerständen zu trotzen.

Ein berührender Roman über das Wagnis eines freien Lebens

www.anne-prettin.de

lübbe